

# **Anwesenheit**

## **Eine ethnografische Studie in schrumpfenden Industriestädten**

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)

vorgelegt dem Rat der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften

Fachbereich Soziologie

der Friedrich-Schiller-Universität Jena

von Dipl. Soz.-Wiss. Julia Gabler

geboren am 13.12.1979 in Rostock

Görlitz

#### Gutachter

1. Prof. em. Dr. Bruno Hildenbrand, Universität Jena
2. Prof. Dr. Tilman Reitz, Universität Jena

Tag der mündlichen Prüfung: 09.03.2016

**Foto 1: Wohnhaus mit Plakette einer Friedhofsüberschrift in Wildberg**



<b>EINLEITUNG</b>	<b>6</b>
<b>1. ANWESENHEIT IN SCHRUMPFENDEN INDUSTRIESTÄDTEN MITTLERER GRÖßE</b>	<b>12</b>
1.1. ANWESENHEIT UND BLEIBEN: WER BLEIBT – WARUM UND WIE?	15
1.2. DIE UMBRUCHSSTADT – EINE MITTELSTADT	21
1.3. VERGLEICHENDE PERSPEKTIVE AUF PRAKTIKEN IN DER SCHRUMPFENDEN STADT	25
1.3.1. SOZIALE WELTEN UND ARENEN	30
<b>2. PROVINZSTADT UND WILDBERG – KONTRASTIERUNG SCHRUMPFENDER INDUSTRIESTÄDTE</b>	<b>33</b>
2.1. EINSTIEG INS FELD	34
2.2. BEDINGUNGEN DES FELDES	36
2.3. ORTSEINDRÜCKE (I): AUF UND AB IN PROVINZSTADT	39
2.3.1. VORGEHENSWEISE UND PERSPEKTIVE	45
2.4. ORTSEINDRÜCKE (II): WILDBERG - MITTENDRIN UND TROTZDEM NICHT DABEI	49
2.4.1. VORGEHENSWEISE UND PERSPEKTIVE	58
<b>3. KAMPFZONE WILDBERG</b>	<b>62</b>
3.1. STRUKTURGESCHICHTEN IN WILDBERG	62
3.1.1. LAGE	64
3.1.2. SCHUHGESCHICHTEN	66
3.2. EIN ABSCHIED: „AM FLUSSUFER“	69
3.2.1. WAS IST NIEDERGANG?	74
3.3. DAS NEUE: BATTLE GROUND	75
3.3.1. ABENDGESELLSCHAFT	83
3.3.2. WAS IST UMBRUCH?	84
3.4. DAS AUßERALLTÄGLICHE: RAND-ERNEUERUNG	86
3.4.1. DAS HAUS NR. 13	89
3.4.2. NUTZEN STATT MIETEN	92
3.4.3. WAS IST SCHRUMPFUNG?	93
3.5. DAS BLEIBENDE: DER SCHLACHTHOF	95
3.5.1. NACHHALTIGKEIT GESTALTEN: DAS NETZWERK ERNÄHRUNGSWIRTSCHAFT	98
3.6. WIRTSCHAFTLICHES BRACHLAND ODER: WIE GEHT NACHHALTIGKEIT?	99
3.6.1. BANNERISIERUNG (DES ÖFFENTLICHEN RAUMS)	103
<b>4. DO-UT-DES-GEMEINSCHAFT: PROVINZSTADT</b>	<b>105</b>
4.1. WANN IST UMBRUCH?	106

4.1.1. LAGE	110
<b>4.2. „WAS IST PROVINZSTADT?“</b>	<b>111</b>
4.2.1. DIE FREMDE UND DER EINHEIMISCHE	113
4.2.1. EIN „EIGENTÜMLICHER CHARAKTER“	115
<b>4.3. DAS NEUE IM ALTEN GEWAND</b>	<b>118</b>
4.3.1. DER SCHUHHUNTERNEHMER HEUTE: „ICH BIN EIN ZUSTANDSSTÖRER“	118
4.3.2. RESTAURANT DA GIOVANNI	125
4.3.1. DER OBERBÜRGERMEISTER	129
<b>4.4. EISCAFÉ VENEZIA „DAS GAB’S SCHON IMMER“</b>	<b>134</b>
<b>4.5. STRATEGIEN: WIE GEHT BLEIBEN?</b>	<b>138</b>
4.5.1. „PAKT FÜR PROVINZSTADT“: BÜNDNIS DER ZIVILGESELLSCHAFT ODER GESCHLOSSENE GESELLSCHAFT?	139
4.5.2. DIE ICH-WERDUNG	142
<b><u>5. VERGLEICH: ANWESENHEIT IN SCHRUMPFENDEN SCHUHSTÄDTEN</u></b>	<b><u>145</u></b>
<b>5.1. KONTRASTLINIEN</b>	<b>148</b>
5.1.1. DER MARKTPLATZ	148
5.1.2. ÖFFENTLICHKEITEN AUF DEM MARKTPLATZ	150
5.1.3. BEWEGEN IN DER STADT	155
<b>5.2. BLUT IST DICKER ALS WASSER</b>	<b>159</b>
<b>5.3. FORMEN DER UMKÄMPFTEN VERGEMEINSCHAFTUNG:</b>	<b>160</b>
5.3.1. HÄUSERKRIEG ODER HAUSKULTUREN	161
<b>5.4. ANWESENHEIT – K/EINE SOZIOLOGISCHE SCHLÜSSELKATEGORIE</b>	<b>163</b>
<b><u>6. METHODOLOGISCHER ANHANG</u></b>	<b><u>166</u></b>
<b>6.1. DAS FINDEN EINER THEORIE ODER: WENN DER FALL EINE STADT IST</b>	<b>166</b>
<b><u>7. LITERATUR</u></b>	<b><u>171</u></b>
<b>7.1. VERZEICHNIS DER FOTOS UND ABBILDUNGEN</b>	<b>178</b>
<b><u>SELBSTSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG</u></b>	<b><u>179</u></b>

## Einleitung

Die vorliegende ethnografische Studie ist das Ergebnis einer Untersuchung von zweier industriell geprägten Mittelstädten in Ost- und Westdeutschland. Es geht um die Kontrastierung der strukturellen Bedingungen von Umbruch: abrupt (in Ostdeutschland) versus punktuell und schleichend (in Westdeutschland). Aus diesen unterschiedlichen Dynamiken ergeben sich differente Szenarien mit dem Strukturumbruch vor Ort zurecht zu kommen.

Zwischen 2009 und 2013 erforschte ich in den ehemaligen industriellen Städten ethnografisch Orte und „Leute“ (Vobruba 2009: 10)<sup>1</sup> und suchte vor dem Hintergrund der Fragen von Umbruch, Schrumpfung und Niedergang, nach den lebensweltlichen Wahrnehmungen und Strategien im Umgang mit Strukturwandel. Die Untersuchungsstädte wurden anonymisiert.<sup>2</sup> Um die Offenheit der Akteure angemessen zu schützen, wurden Namen und Orte mit Pseudonym unkenntlich gemacht. Die ethnografischen Szenen sollen im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehen.

Abwanderung, Arbeitslosigkeit und Alterung – drei zentrale Schlagwörter, die den Problemzusammenhang schrumpfender Städte rahmen (Oswalt 2005a, Brandstifter et al. 2005). Neben den demographischen Daten sind die Leerstands- und Arbeitslosenquoten die zentralen Kennzahlen, die das Problem Schrumpfung quantifizieren. Je höher desto düsterer. Das Qualitätsdrama der Schrumpfung steigt mit seinen Indikatoren: Arbeitslosigkeit rund 15 Prozent, Leerstand 20-30 Prozent. Fast ein Drittel der Bevölkerung ist über 65 Jahre alt. So ließen sich die sozialen Verhältnisse in den Untersuchungsstädten anhand von statistischen Kennzahlen beschreiben.

Prozesse der Deindustrialisierung, der räumlichen Wanderung sowie der rückgängigen Bevölkerungsentwicklung überlappen einander. Sie sind auf lokaler Ebene zunächst besonders deutlich in Ostdeutschland hervorgetreten und haben eine Welle einschlägiger Publikationen nach sich gezogen (exemplarisch: Hannemann et al. 2002, Brandstetter et al. 2005, Lang 2008). Aber schrumpfende Städte sind keine spezifisch ostdeutsche Realität. In Russland wie

---

<sup>1</sup> Mit dem Begriff der *Leute* (statt Akteure) hebe ich die Differenz zwischen dem wissenschaftlichen (Re-)Konstruktionsprozess von *Akteuren* und seinen „diskurspolitischen“ Implementationen hervor und nutze wie Vobruba (2009: 10) vorschlägt, zunächst den unspezifischen, aber unbelasteten Begriff der *Leute* und will „Personenmehrheiten erfassen, welche (...) (von mir als Soziologin; JG) dabei beobachtet werden, wie sie Beobachtungen in der Gesellschaft anstellen.“ (ebd.)

<sup>2</sup> Historische Quellen und Presseartikel wurden ebenfalls anonymisiert und sind im anhängenden Literaturverzeichnis (7.) kursiv hervorgehoben.

in Großbritannien, in den USA ebenso wie in Dänemark verlieren Städte Bevölkerung (z.B. Oswalt 2005a).

*Schrumpfende Städte* hatten ihre Hochzeit als sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand zwischen 1998-2008. Danach hat die Anzahl der veröffentlichten Studien abgenommen und wurde, so meine Wahrnehmung, durch die wissenschaftliche Debatte zu Themen des Post-Wachstums insgesamt abgelöst.<sup>3</sup> Insbesondere die Projekte, die das „gesellschaftsverändernde Potenzial“ der Entwicklung in strukturumbrechenden Städten und Regionen entdecken, wurden von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen. Nicht nur für die sozialwissenschaftliche Rezeption (Brandstetter et al. 2005) tat sich eine wertvolle Quelle auf, über die kulturellen Herausforderungen, die mit dem Paradigmenwechsel einhergehen, nachzudenken, auch internationale Künstler und Architekten, Geografen und Journalisten begaben sich auf Spurensuche<sup>4</sup>.

Das sozialwissenschaftliche Interesse an schrumpfenden Städten hat insgesamt nachgelassen.<sup>5</sup> Die „großen“ gesellschaftlichen Veränderungen sind nicht aufgetreten. Mit dem Alltag ist auch eine Sensibilität eingekehrt, sich den taktilen Prozessen der lokalen Aushandlungen und Anpassungen an die gegebenen Bedingungen zu widmen.<sup>6</sup>

Das zentrale Problem schrumpfender Städte ist die problematisch gewordene „Anwesenheit“, durch die Abwesenheit von Bewohnern im Allgemeinen und im Besonderen: die Jüngeren, Familien und Arbeitnehmer, (Gewerbe-)Steuerzahler und Konsumenten; das mittel-

---

<sup>3</sup> Dieser Eindruck stellte sich in den Debatten am DFG-Kolleg „Postwachstumsgesellschaften“ in Jena ein. Dort war ich Mitglied der Themengruppe „Wachstum und Kapitalismuskritik“ (2013-2016).

<sup>4</sup> Das Projekt „shrinking cities“: Unter der Leitung des Architekten Philipp Oswalt untersuchte ein interdisziplinäres wie international besetztes Team die kulturellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Szenarien schrumpfender Städte an exemplarischen Orten. Neben einer viel beachteten Wanderausstellung, wurden Projektinitiativen gefördert, in denen der städtebauliche Umgang mit Leerstand und Brachen experimentell herausgefordert wurde. Über die zwei Publikationen zur internationalen Untersuchung und Handlungsstrategien für Ostdeutschland hinaus sind zahlreiche Bücher, Downloads und digitale Publikationen sowie der Atlas der schrumpfenden Städte veröffentlicht worden (shrinking-cities.com, Oswalt 2005a, Oswalt 2005b).

<sup>5</sup> Das Online-Magazin „Städte im Umbruch“ von Beno Brandstetter, Thilo Lang, Christoph Haller und Anne Pfeiffer hat scheinbar nach der Veröffentlichung der 3. Ausgabe Ende 2005 eingestellt wurden. Die freigewordene Domain [www.schrumpfende-stadt.de](http://www.schrumpfende-stadt.de) kann gekauft werden.

<sup>6</sup> Ich habe zusammen mit Andreas Willisch u.a. eine Bestandsaufnahme zur „kreativen Umbruchsbearbeitung“ in den ländlichen Räumen Ostdeutschlands erarbeitet und ein Projekt der Kulturstiftung des Bundes zu Wirkungszusammenhängen von Künstlern in der brandenburgischen Prignitz wissenschaftlich begleitet und die Ergebnisse publiziert (Gabler/Willisch 2013).

ständische Bürgertum. Sie alle fehlen. Und die Anwesenheit der Bleibenden wird stets aus einer Defizitperspektive thematisiert: zu wenige, zu alt, zu arm, zu ungebildet.

Wie die unsicher gewordene *Stabilität und Dauer* sowie handlungsrelevante *Vergewisserungen von Kontinuität* zu den zentralen Herausforderungen einer mobilen und von Brüchen gezeichneten Gesellschaft wird, ist Thema der vorliegenden Studie. Hierin vermute ich nicht nur Einsichten, um zu verstehen, wie das alltägliche Verhandeln von den in Kritik geratenen Wachstumspfaden alltagsweltlich verhandelt wird. Vermutlich zeigt sich hier auch, wie alternative Pfade gesellschaftsrelevant thematisiert werden können.

### *Aufbau der Arbeit*

Im **ersten Kapitel** entwickle ich einen konzeptionellen Vorschlag zur Problematisierung von *Anwesenheit* als zentralen Fokus, durch den Strategien des *Bleibens* angemessen verstanden werden können. Das Thema „Anwesenheit“ entsteht zunächst im Forschungsfeld und wird im Laufe der Forschungszeit relevant für den wissenschaftlichen Diskurs. Ich diskutiere am Ende der Arbeit *Anwesenheit* als soziologische Grundkategorie.

Durch die ethnografische Untersuchung in den zwei Industriestädten Provinzstadt und Wildberg begab ich mich auf die Suche, wie die Herausforderungen nach dem industriellen Niedergang in Mittelstädten verstanden werden können.

In der sozialwissenschaftlichen Fokussierung standen sogenannte „Gemeindestudien“ immer schon im Spannungsfeld der Erforschung einer Gemeinde als *pars pro toto* (vgl. Lindner 2007) und den sozialreformerischen Ansätzen, wie sie seit den 1930er Jahren insbesondere in der „*Chicago School of Sociology*“ (Brauer 2005: 33) umgesetzt wurden. Heute wird in zahlreichen Studien das differente Bild groß-, klein- und mittelstädtischer Praktiken (z.B. Schmidt-Lauber 2009, Friedrichs/Kecskes/Wolf 2002, Hannemann et al. 2002) offenbar.

Im **zweiten Kapitel** stelle ich die untersuchten Städte - Provinzstadt und Wildberg - als Kontrastfälle vor. Nicht nur die industriestrukturelle Ähnlichkeit hat den Vergleich angeregt, auch die historischen Pfade als Garnisons- und Residenzstädte bieten den strukturellen Rahmen für einen Vergleich. Darüber hinaus wirken die unterschiedlichen geografischen Lagen auf die Wahrnehmung des Umbruchs: Provinzstadt liegt an der französischen Grenze und war das Zentrum der Schuhindustrie im Westen der Republik, die andere – Wildberg – war ein Zentrum der Schuhproduktion in der DDR und liegt heute im „*mitteleutschen Wirtschaftsraum*“.



Beide Städte verloren seit den 1960er Jahren Einwohner und Arbeitsplätze in der dominierenden Leder-, Schuh- und Textilindustrie. Der Strukturwandel in Ost wie West verlangt Anpassungen. In beiden Städten führte die schuhindustrielle Monopolstellung dazu, Umstrukturierungen zu verschieben, wirtschaftliche Anpassungsprozesse teilweise bis in die 1990er Jahre zu verzögern.

Vor dem Hintergrund der Fragen nach der akteursspezifischen Wahrnehmung von Umbruch, Schrumpfung und Niedergang verorte ich mich in der wissenssoziologischen Nähe der klassischen Perspektive der *Chicago School* (insbesondere Park 1915), den ethnografisch arbeitenden Empirikern im deutschsprachigen Raum (z.B. Matthiesen 1992) und den interaktionistischen Ansätzen (Dwelling/Pruss 2012).

Wie werden aber die verloren gegangenen Selbstverständlichkeiten in den zwei Schuhmetropolen kompensiert? Welche assoziativen Bezüge werden handlungsrelevant und mit welchen Konsequenzen für das städtische Leben?

Die Städte begegneten mir als je eigenes Gewebe von Narrationen – Erzählungen, „*Geschichten*“, die ich höre, selbst erlebe und Symbole und Szenen Assoziationen und Deutungen nahelegen, die auch denkbar wären. Ihre strukturelle Vergleichbarkeit ist in einigen sozialstrukturellen Parametern wie Bevölkerung, Arbeitslosigkeit und Industriegeschichte zwar gegeben, mich interessieren aber die eigentlichen Auseinandersetzungen der Akteure in vergleichender Analyse. Es ist keine systematische Rekonstruktion spiegelbildlicher Akteurskonstellationen, die ich anhand eines vorab formulierten Forschungsprinzips ausgewählt habe, sondern der Versuch *Relevanzen des Feldes* im Forschungsprozess zu entdecken (vgl. Hildenbrand 2005b).

Im **dritten und vierten Kapitel** stelle ich diese kontrastiven Entdeckungen in der lokalen Kneipenszene ebenso wie im Unternehmernetzwerk, auf dem Marktplatz wie am Kaffeetisch nach. Die Fallrekonstruktionen sind *Fallerzählungen*, in denen ich *soziale Welten*<sup>7</sup> im Umbruch darstelle und Dimensionen von Niedergang, Schrumpfung und Erneuerung aus dem Feld heraus problematisiere.

Das **fünfte Kapitel** dient der vergleichenden Zusammenführung von Ergebnissen. Mit der Kategorie *Anwesenheit* sollen die analytischen Erkenntnisse der empirischen Forschung in einem theorienahen Rahmen überführt werden und wissenschaftlichen Anschluss bieten.

---

<sup>7</sup> Vergleiche Kapitel 1.2.1 und Strauss 2010.

Zum Schluss folgt der methodologische Anhang, in dem der Forschungsprozess kritisch reflektiert wird.

Der Leser oder die Leserin wird über einige Stellen stolpern, in denen die Analyse weniger präzise ausfällt, assoziative Ketten nicht ausformuliert sind oder auf verdichtete Passagen trifft, die stärker strukturiert werden müssten. In diesen lesenden Begegnungen im Text sind jene impressionistischen Erfahrungen im Alltag einer Stadt repräsentiert. Und eben auf diese Weise verstehe ich die vorliegende Studie nicht als abgeschlossen, sondern biete Erzählungen an, an die angeschlossen werden darf.

*\*Persönliche Anmerkung*

*Ich möchte die Überraschungen wie die produktiven Verunsicherungen und bleibenden Assoziationsketten sichtbar machen, denen ich hier und dort begegnet bin: in Gesprächen mit den Leuten wie am Schreibtisch; in meiner Lebenswelt, die durch Familiengründung und mehrere Wohnortwechsel, das nötige Licht zum Forschen und Schreiben immer wieder veränderten. Schließlich bin ich überzeugt, dass dieser Text, relevante Einsichten und Erkenntnisse herauszustellen vermag, die aus den fruchtbaren Irritationen hervorgingen und die ich hier zur Diskussion stellen möchte: Alltagswelten in Umbruchsstädten als Erzählungen präsentiert, durch mich gefiltert und hoffentlich anregend genug, selbst Geschichten zu generieren. Die Frage, was sozialwissenschaftliche Forschung leisten muss, steht dabei ebenso zur Debatte und wird sicherlich Bestandteil der Diskussionen zu diesem Text.*

*Die Studie über „Anwesenheit“ in schrumpfenden Städten entstand an diversen Orten: in Provinzstadt und Wildberg, in Jena, in Görlitz, in Pastow - ein Dorf bei Rostock und in Jahnsfelde – ein Dorf bei Berlin. Das Dorf, die wachsenden und die schrumpfenden Städte hinterlassen Spuren hier und überall.*

*Ich bedanke mich für die finanzielle Unterstützung durch das Land Thüringen mit einem Stipendium im Graduiertenkolleg „Zeitstrukturen des Sozialen“ (2010-2013) sowie für das Abschlussstipendium (2014/15) des DFG-Kollegs „Postwachstumsgesellschaften“ am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität in Jena.*

*Mein größter Dank gilt Prof. Bruno Hildenbrand für seine unumwundene Unterstützung für diese Forschungsarbeit. Außerdem danke ich meiner Kollegin Laura Hannemann und meinen Kollegen Sascha Bachmann, Yannick Kalff, Benjamin Christoph Seyd, und Boris Schörnig für*

*die produktiven Auseinandersetzungen sowie die geile Zeit am Graduiertenkolleg in Jena. Für die tatkräftige und kritische Unterstützung danke ich besonders Alex Krahmer und Tobias Franzheld. Ohne die Rücksichtnahme und das Verständnis meiner Familie wäre diese Arbeit nicht entstanden. Dafür danke ich meinem Mann und meinen Kindern.*

*Schlussendlich danke ich meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern für die Einblicke, die sie mir in ihr Leben, ihr Handeln und Wirken gewährt haben; danke für die spannenden Erzählungen und oft auch persönlichen Zuneigungen, die wir geteilt haben.*

# 1. Anwesenheit in schrumpfenden Industriestädten mittlerer

## Größe

*Ein jeder, der vorüber geht  
Der sehe zu wie's mit ihm steht,  
Was Ihr seid, das waren wir  
Und was wir sind, das werdet Ihr.*

Plakette an einem Wohnhaus in Wildberg (siehe Foto 1)

Die eingangs abgebildete Plakette (Foto 1) ist an einem Wohnhaus in Wildberg angebracht. In der Stadt mit 33.000 Einwohnern bin ich den Folgen des Strukturumbruchs nachgegangen. Parallel dazu habe ich die 40.000 Einwohner große Provinzstadt an der französischen Grenze untersucht. Beide Städte sind vom industriellen Niedergang der einst strukturdominierenden Schuhindustrie gezeichnet.

Welche Handlungsfelder entwickeln Akteure angesichts des Verlustes wichtiger lokaler Wirtschaftszweige, einem angespannten kommunalen Haushalt, der kaum Investitionen erlaubt, schrumpfender Bevölkerungszahlen sowie relativ hoher Arbeitslosigkeit um die 15 Prozent? Wie und durch wen werden die Geschicke der Stadt gelenkt? Welche Bedeutungen haben dabei Orte und Akteure: die Kneipe<sup>8</sup>, der Marktplatz<sup>9</sup>, der Lokaljournalist, der Buchhändler, die Lehrerin, der Oberbürgermeister, das Netzwerk regionaler Unternehmer und die Jungsclique im ehemaligen Arbeiterviertel für die Lebensweisen in Städten, denen die ökonomische Basis entzogen wurde und deren soziale Welt durch Abwanderung und Leerstand als Verfall gezeichnet wird?

---

<sup>8</sup> Franz Dröge und Thomas Krämer-Badoni verstehen die Kneipe als „soziale und kulturelle Institution des gesellschaftlichen Lebens“ (Dröge/Krämer-Badoni 1987: 30) als „Ort kultureller Reproduktion“ (ebd.: 59). In der Kneipe stehen die routinierten Besuche der Stammgäste der Außeralltäglichkeit gegenüber, die diese Kneipenbesuche für das alltägliche Leben der Gäste bedeuten. Sie ist ein Ort der Alltagskultur in der Stadt, an dem das Außeralltägliche vermittelt und intersubjektiv geteilt wird. (Ebd.)

<sup>9</sup> Der Marktplatz ist der zentrale Ort innerhalb der Stadt, an dem Max Weber (1999: 59 ff.) und H-P. Bahrtdt (1961: 36 ff.) wichtige ökonomische und soziale Funktionen verwirklicht sehen, die jene quantitative Dimension der Stadt als große und dicht bebaute Ortschaft mit untereinander unbekannten Einwohnern erst qualifizieren. Der notwendige Warenaustausch der Ortsansässigen mit dem Umland durch Güter des alltäglichen Bedarfs, aber auch die angebotene Vielseitigkeit von Dienstleistungen, Waren und Handwerksgewerbe repräsentieren die ökonomische Basis der Stadt. Neben seiner ökonomischen Funktion betont Bahrtdt die Bedeutung des Marktplatzes als „früheste Form der Öffentlichkeit“ (Bahrtdt 1961: 37). Hier liegen die Wurzeln jener Interaktionen und Rollendifferenzierungen, die für das Handeln in Städte *typisch* sind. Vielfalt und Differenz bilden den einen Pol, Einheit und Privatheit den anderen Pol des Feldes städtischer Interdependenzen.

Auf einem der Streifzüge durch Wildberg – entdecke ich die Plakette am Wohnhaus, sehe den alten Mann am Fenster und horche sofort auf: Wer ist das Wir, das vorgibt die Vorbeilaufenden anzusprechen? Sind es die letzten Bewohner einer Stadt, der die Menschen ausgehen, die vielleicht als Noch-Anwesende hinter der Gardine Stellung halten und ungewollt Untergangsstimmung verbreiten?

Dieser Vierzeiler ist für gewöhnlich an Eingangsportalen von Friedhöfen angebracht. Dort bietet er einen Perspektivwechsel an. Der Friedhofsbesucher erhält eine Nachricht aus dem Reich der Toten. Die Abwesenden adressieren ihn, fordern ihn auf, innezuhalten und seine Lage wahrzunehmen. Die Anwesenheit des Besuchers, der diese Inschrift liest, wird durch Abwesenheit derjenigen, die hier als „Sprecher“ auftreten, irritiert. Die Toten sind abwesend und behaupten dennoch ihre Anwesenheit. Anders formuliert: Hier simulieren längst Abwesende ihre Anwesenheit. Die Botschaft auf dem Friedhof ist, wenn man so will, eine institutionalisierte Mahnung der zeitlichen Begrenztheit unseres Lebens und unserer Anwesenheit in dieser Welt; allen Heilsversprechungen der Produktivität und Effizienzsteigerung zum Trotz. Die Verschwundenen werden zur Drohkulisse für den anwesenden Besucher. Hier werden wir an unsere zukünftige Abwesenheit durch den unweigerlich bevorstehenden Tod erinnert und Anwesenheit wird zur bedingungsvollen Ressource allen sozialen Geschehens: auch jenem sozialen Akt, der hier vermittelt durch eine Plakette, Abwesende als Gesprächsuchende auftreten lässt, um die Lebenden an ihr zukünftiges Verschwinden zu erinnern. Handeln, Interpretieren und das zukünftige Verschwinden als relevant für die eigene Gegenwart zu erkennen, ist nur in einer Welt der Anwesenden möglich: Erinnert Euch dieser Besonderheit! – So in etwa kann die Friedhofsbotschaft verstanden werden.

Solange die Disziplinierung als Ehrfurcht vor dem Tode auf dem Friedhof stattfindet, mag sie verständlich sein, aber als Wohnhausinschrift verändert sie ihre Wirkung und verliert ihren Bezugspunkt. Genauer: Der veränderte Bezugsort löst Irritation aus. Ich, die Leserin der Botschaft aus dem Dies- oder Jenseits, versuche eine Nachricht zu entschlüsseln, die zufällig mich adressiert und auffordert, einer Situation gewahr zu werden, die ich nicht ohne weiteres identifizieren kann. Ich suche nach Orientierung, wer mein Gegenüber ist, das vorgibt, einst wie ich gewesen zu sein und mir prognostiziert, zu seinesgleichen zu werden, ja mich auffordert, den eigenen Status quo zu prüfen. Eine Prüfung also - aber woraufhin?

Fordern die Bewohner dieser schrumpfenden Stadt ein, dass wir, die nicht hier leben, ihren Umgang mit einer sozialen Realität anerkennen, die allzu schnell als Verfall des sozialen Le-

bens verstanden wird? Wie gehen sie mit jenen Hinterlassenschaften um, die von einer Gesellschaft hervorgebracht wurden, die sich ihrer Dauer trotz vieler gegenteiliger Anzeichen allzu gewiss war, ja noch immer ist? Ähnlich den Lebenden, die ihre Endlichkeit nur sporadisch vor Augen haben, wenn sie durch einen Unfall oder die Erkrankung eines nahen Menschen, direkt konfrontiert sind mit der Fragilität des Lebens, der dünnen Linie zwischen Leben und Tod. Oder eben als Besucher auf dem Friedhof, verstärkt durch obenstehende Plakette, diese wackelige Sicherheit des Lebens erinnern sollen.

In einer Stadt in der über 20% der Bevölkerung mindestens 65 Jahre alt sind und das Durchschnittsalter 45 Jahre ist<sup>10</sup>, löst die Aufforderung der Plakette zur Innenkehr weniger eine Bewusstwerdung über das eigene Leben aus, als dass ich mich aufgefordert fühle, über die Prekarität des Zusammenlebens in dieser Stadt nachzudenken. Genau deswegen bin ich hier, um herauszufinden, welchen Umgang die Leute angesichts der ständigen Konfrontation mit Schrumpfung und industriellem Niedergang finden. Gelingt ihnen ein aufmerksamerer Umgang mit Ressourcen in der städtischen Gemeinschaft und können sie den materiellen und konsumtiven Steigerungsimperativen Einhalt gebieten? Ist hier ein Raum für Erfahrungswissen vorhanden, mit dem an Debatten um Gesellschaften in der „post-Wachstums“-Periode anschließen kann?

Wandern und Bleiben sind nicht erst seit dem Wandel der Industriegesellschaft soziale Praktiken, mit denen spezifische Gruppen auf geografische und sozialstrukturelle Gegebenheiten reagieren (vgl. Beetz 2004). Schon die biblische Geschichte der Brüder Abel und Kain birgt eine Variante der Wachstumskritik, die auch als „Kritik der Sesshaftigkeit“ gelesen werden kann: Abel und Kain, die Kinder von Adam und Eva, symbolisieren den Gegensatz ortsgebundener Dauer und andauernder Wanderung. Abel durchstreift als Hirte die Gegend, ähnlich dem Vagabunden, nimmt, was ihm vor die Füße fällt zum Leben und teilt das, was er hat. Kain ist als Ackerbauer, der Sesshaftigkeit verpflichtet und steht für Eigentum und Besitz und die ständige Verteidigung und Vermehrung desselben. Infolge dieses Begehrens entstehen die Stadt, das Militär und die Bürokratie in der Welt. Weil Gott den genügsamen Abel mehr liebte als den arbeitsamen, die Ernte eintreibenden Kain, erschlug dieser den Bruder aus Neid und Schmerz über die zurückgewiesene Gottesliebe und klammert sich im Trübsal der eigenen Schuldigkeit umso mehr an die materiellen Güter.

---

<sup>10</sup> Wegweiser-kommune, Bertelsmann-Stiftung.

Lässt sich an diese Erzählung anschließend, die Position plausibel entwickeln, dass im Niedergang der industriellen Basis der Städte auch die Relativierung des materiellen Verlustes liegt? Und somit Bedingungen geschaffen werden könnten, eine ressourcenbewusste, „gerechte, solidarische und demokratische Postwachstumsgesellschaft“ (Muraca 2014: 77) in Zukunft zu verwirklichen? Und finden diese Versuche dann an jenen Orten statt, an denen Wachstum und Materialismus tatsächlich zur Disposition stehen? Oder liegt schon im Slogan des „Weniger ist Mehr“ wieder die Wachstumsorientierung verborgen, die in diesen Städten verloren gegangen scheint?

Wie aber - so lässt sich das Foto ebenfalls verstehen - gelingt mir die Involvierung in einen sozialen Zusammenhang, in dem Abwesende die Kulisse der Anwesenden bilden? Dieser Befremdung bin ich nachgegangen und habe sie in diesem Text festgehalten.

### **1.1. Anwesenheit und Bleiben: Wer bleibt – warum und wie?**

*„Der frühe, moderne Vagabund durchwanderte besiedelte Räume; er war Vagabund, weil er sich nirgendwo niederlassen konnte wie die anderen Leute. Sesshaft waren viele, Vagabunden gab es nur wenige. Die Postmoderne kehrt dieses Verhältnis um, nur noch wenige „beständige“ Orte sind übrig. Die „ewig Ansässigen“ wachen auf und finden die Orte (Orte im Land, in der Gesellschaft und im Leben), denen sie „angehören“, nicht-existent oder nicht mehr anheimelnd; heute noch gepflegte Straßen werden morgen schäbig sein, Fabriken lösen sich zusammen mit den Arbeitsplätzen auf, Fertigkeiten finden keine Abnehmer mehr, Wissen schlägt um in Ignoranz, Berufserfahrung wandelt sich zu einem Minusposten, sichere Beziehungsnetze fallen auseinander und beschmutzen den Ort des Geschehens mit fauligem Müll.“*  
Zygmunt Bauman 2002: 181f.

Verfallene Häuser, zugewuchert; Baumtriebe sprießen aus den Dachrinnen. Leere Straßenzüge und Wohnhäuser, Kinderspielplätze ohne Kinder, geschlossene Kinos und Bushaltestellen ohne Fahrplan; stehengebliebene, oft auch zeigerlose Bahnhofsuhrn dienen als Symbole des Niedergangs, der mit Schrumpfung unmittelbar verknüpft zu sein scheint. Die Null-Perspektive-Stimmung wird über vernagelte Fabrikfenster verbreitet und Gewerbeparkschilder, die ihre Eröffnung bereits hinter sich haben sollten, hinter dem Schild aber weites Gelände statt Firmenbüros versammeln. Das abwesende soziale Leben ist das zentrale Motiv dieser Orte, an denen auch zukünftig keiner leben möchte.

Den strukturellen Repräsentanten des täglichen Lebens fehlt der funktionale Anschluss und die an eine Stadt gerichteten Funktionen Arbeit, Wohnen, Mobilität, Unterhaltung, Gemeinschaft, Nachkommen und Erneuerung zu synchronisieren, also die Verdichtung von Differenz

(Nassehi 2002: 211) - bleiben als fragwürdig gewordene Hüllen zurück. Die industriestädtische Struktur hat sich überlebt. Nun muss(t)en neue Anschlüsse gefunden werden.

Erzählungen über die Leere, die Tristesse, die Bewegungslosigkeit sind Wiederholungen des Sichtbaren und strukturieren das Erwartete. Diese Verknüpfung verselbstständigt sich. Erstaunen dort, wo „das Image der sterbenden Stadt“ (Dürschmidt: 2005: 676) nicht überzeugen will und der Reisende am Bahnhof von aufgeräumten, begrünten und freundlichen Eingangsszenarien empfangen wird (ebd.). Aufgeräumt versus trist und leer? Ist das ein qualitatives Kriterium typischer Ordnung in schrumpfenden Städten? Spiegelt das äußere Erscheinungsbild den inneren Zustand einer Stadt wider? Ist das Bild einer intakten Industriestadt dreckig, laut und kollektiv bevölkert, repräsentieren sanierte Fassaden und gefegte Bürgersteige den zivilisierten Rückzug gegenüber unkultiviertem verfallen lassen.

*De-Industrialisierung, De-Investition und De-Gradierung*, auch der demographische Wandel, ist zum Anzeiger gesellschaftlicher Defizit-Markierung avanciert, obwohl letzteres Schlagwort nicht die lateinische Vorsilbe *de-*, sondern *demos* – Volk – anführt. Defizit ist aus dem lateinischen als *es fehlt* zu übersetzen. Der demographische Wandel markiert ein soziales Defizit; zu Viele sind zu alt und der Anteil der Jungen ist zu gering. In der Zuordnung von Demografietypen stellen die Autoren der Bertelsmann Stiftung fest: „Die Städte und Gemeinden des Typs 9 {zu dem Wildberg gehört, Anmerkung JG} haben ein sehr spezifisches Profil: „Sie haben viele Bewohner verloren, es gibt eine große Zahl alter und wenig junge Einwohner, viele dort sind arm. Insbesondere die Kommunen mit altindustriell geprägter Wirtschaftsstruktur wurden besonders hart getroffen von Umbrüchen auf dem Arbeitsmarkt und dem Strukturwandel der Wirtschaft“ (Bertelsmann Stiftung 2012: 5/6).

Die Einwohnerzahlen werden durch Abwanderung der Jungen und Familien und das Ableben der vielen Älteren weiter sinken. *Gehen* ist nicht länger die inspirierende und „elementare“ Fortbewegungsart in der Stadt (de Certeau 1988: 179); *Gehen* ist zur dramatischen Vokabel der *EntStädterung*, der Schrumpfung geworden. Sie ist die Praxis, die als Bedrohung der Anwesenheit durch Abwesenheit wahrgenommen wird.

Abwesenheit - das *etwas* und *das*, was fehlt - ist das dominante Thema und vielfältig das Spektrum der als fehlend identifizierten Objekte oder Subjekte an einem bestimmten Ort: fehlende Investoren, fehlende Bevölkerung, insbesondere junge, gut ausgebildete Menschen und Familien, fehlende Infrastruktur, fehlendes Geld, fehlende Gemeinschaft, fehlende Per-



spektive und fehlende Vision: wie weiter? Diese defizitäre Perspektive, formuliert von Zeugen der Abwesenheit: denjenigen, die vor Ort sind, die bleiben und (wieder)kommen.

Die Frage nach Strategien des Bleibens in den als defizitär beschriebenen Städten leitet die vorliegende Untersuchung.

Albert O. Hirschman formuliert in seinem berühmten Aufsatz *Exit, voice and loyalty* eine Theorie der Bindung („theory of loyalty“, Hirschman 1970: 76 ff.). Diese Strategie von Mitgliedern der im Niedergang befindlichen Organisationen, so hebt er hervor, sollte nicht zu schnell von „primitiveness“ (ebd.: 76) der Mitglieder ausgehen. Dass Mitglieder intervenierend in den Niedergangsprozess eingreifen, statt die Stadt, die Partei oder Firma zu verlassen, ist wahrscheinlicher je stärker ihre Loyalitätsgefühle sind: „the likelihood of voice increases with the degree of loyalty“ (ebd.: 77). Im nationalen und globalen Rahmen verlieren Städte, insbesondere solche mit monostruktureller Industriegeschichte, seit Jahren mit den Industrien auch Bevölkerung und schrumpfen. Die öffentliche Debatte<sup>11</sup> hinterlässt den Eindruck, hier gäbe es Schuldige, Unfähige - jene, die als Verantwortliche zu identifizieren sind, dass manche Städte schrumpfen. Gleichmaßen wird die Bewohnerschaft verdächtigt, aus finanziellen Gründen nicht gehen zu können oder irrationalen Bindungen zum Heimatort aufzusitzen, die das rational sinnvolle Gehen verhindern. Das Verweilen an einem schrumpfenden Ort ist begründungspflichtig, denn hier fehlt, was zum Bild einer funktionierenden Stadt gehört: bewohnte Häuser, intakte Gewerbestruktur, ausgelastete Infrastruktur.

Gleichzeitig entstehen Bilder des romantisierten Verfalls, die Rückkehr der Natur in die als modern verstandene Industriestadt. Der Verfall markiert die Entwicklungsfalle des gesellschaftlichen Wachstumsaxioms und ist für diejenigen Akteure, die man als Kommentatoren gesellschaftlicher Entwicklungen verstehen könnte, eine willkommene Adresse des gesellschaftlichen Umbaus: Für künstlerisch Tätige sind hier Fluchtorte entstanden, wie die Baumwollspinnerei in Leipzig oder die umgenutzten Werfthallen in Rotterdam und Danzig. Ästhetik und Brachland sind eine Verbindung eingegangen. Künstler sind Experten des Umdeutens (siehe auch Willisch/Gabler 2013). Ihr Aneignungsprozess besteht darin, in den

---

<sup>11</sup> Im Rahmen des Forschungsprojektes „*Social Capital* im Umbruch europäischer Gesellschaften“ wurden Presspiegel für die Untersuchungsstädte zusammengestellt. Die Titelstichworte „Pleitestadt“, „Verliererstadt“ und „Schlusslicht“ degradieren die betroffenen Städte ans untere Ende der gesellschaftlich relevanten Entwicklungstärke (Süddeutsche Zeitung, 5.3.2008, S. 23, Berliner Zeitung vom 11.12.2008, S. 8, Die Welt vom 17.05.2008, S. 12.).

durch Funktionsverlust zur Verfügung stehenden Räumen neue Möglichkeiten zu realisieren und sie im Beziehungsgefüge der Stadt (wieder) zu aktualisieren. Das Wie-weiter-? wird zum Einfallstor für ästhetische Dimensionen sozialen Handelns im städtischen Raum und die günstige Gelegenheit „to build the world of our heart’s desire“ (Mead 1926: 382). Es drängt hinaus, was gehört, was gesehen werden will. Dort, wo Entwicklungen abgebrochen sind, können gestalterische Prozesse die Mehrdeutigkeit von Räumen und Funktionsweisen betonen und die dominierende Praxis der Funktionalität infrage stellen.

Neben künstlerischen Formen der Raum(wieder)aneignung zeigen Holger Lauinger und Daniel Kunle in der Film-Trilogie– *Nicht-mehr/noch-nicht* (2004) – *Neuland* (2007) – *Wir könnten auch anders* (2012) ein ganzes Spektrum von Akteuren, die sich aufmachen zu den Orten, an denen Funktionalität in Frage steht und Richtungsentscheidungen, ob hier alles zu Ende geht oder ein Neuanfang ansteht, offen scheinen. Die Initiative gegen Rechtsradikalismus im ländlichen Raum ist in den Filmen ebenso vertreten wie die Biobäuerin, die Künstlerschaft, der Lebensmittelbus, die Weinbauern und das Netzwerk von Bioenergiedörfern. Alle Initiativen reagieren auf Strukturkonstellationen, in die sie gestaltend eingreifen und Lösungsangebote kollektiver und individueller Art entwickeln, oft in Konkurrenz zu bestehenden Strukturen. Die vielen Beispiele zeigen eindrücklich, dass die schlichte Umkehrlogik Wachstum gleich Erfolg und Schrumpfen gleich Niedergang eher einer theoretischen Logiktreue folgt, mit der wirkungsvoll Handeln strukturiert werden kann und Initiativen ausgebremst werden, weil sie ab einem bestimmten Zeitpunkt mit den etablierten Strukturen in Konflikt geraten.<sup>12</sup>

Wenn jene Gestaltungsansprüche auf Verwaltungsnotwendigkeiten und Abwicklungszwänge treffen, ist nicht absehbar, welche Logik die Oberhand behält und wie sich Vermittlungen herstellen lassen.<sup>13</sup> „Strategiefixierte regionale Verwaltungen“ (Gabler/Willisch 2013: 145)

---

<sup>12</sup> Einen langen Atem beweist der Architekt Johannes Liess, der in Lüchow bei Rostock eine freie Dorfschule gründete, fast 20 Familien daraufhin in das auf sieben Personen geschrumpfte Dorf zogen und zwei Jahre später das Bildungsministerium die Schule schloss. Zuvor wurde die Schule unter anderem mit Mitteln aus dem Landwirtschaftsministerium gebaut. Die Eltern und der Schulgründer harren bis heute aus. Nur wenige können sich den finanziellen Aufwand leisten, der in Folge des juristischen Machtkampfes zwischen Schulleitung und involvierten Ministerien notwendig wurde und heute vor dem Verwaltungsgericht verhandelt wird. Vgl. auch: <http://www.daslebendigedorf.de/waldorfschule-luechow-mv/aktuelles/> Zugriff: 21.2.2017

<sup>13</sup> Bei de Certeau (1988: 187) liest sich diese Konfrontation zwischen kollektiven Verwaltungsstrukturen und individuellen Raumansprüchen folgendermaßen: „Bei dem gegenwärtigen Widerspruch zwischen dem Modus einer kollektiven Verwaltung und dem individuellen Modus einer Wiederaneignung ist diese Frage [nach diszip-

und die Muster künstlerischer Umordnungsprozesse müssen sich nicht behindern, wenn sie koexistieren können. Sollen sie allerdings miteinander verwoben werden, sind Konflikte unvermeidbar. Dabei handelt es sich eher um ein „strukturelles Missverständnis“ (ebd.) und weniger um die intentionale Folge gegenseitiger Verdrängungsambitionen. In diesem Ringen um Orte entstehen Räume, wie es bei Michel de Certeau heißt:

*„Ein Ort ist die Ordnung (...), nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. (...) Hier gilt das Gesetz des ‚Eigenen‘: die einen Elemente werden neben den anderen gesehen, jedes befindet sich in einem ‚eigenen‘ und abgetrennten Bereich, den es definiert. Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten. Er enthält einen Hinweis auf eine mögliche Stabilität.“* (de Certeau 1988: 217/218)

Orte werden zu Räumen, wenn man mit ihnen „etwas macht“ (de Certeau 1988: 218). Durch Handlungen wird aus der geographischen Anordnung der Orte ein aktives „Begehren“ (ebd.). Die eigenen und abtrennbaren Bereiche dynamisieren sich durch die Bezugnahme auf „den Ort des Anderen“ (ebd. 23). Während die einen, hier z.B. die Akteure der Verwaltungsapparate, sich an den strategischen und überregionalen Entwicklungsprozessen orientieren und „Rationalitätsfiktionen“ (Schimank 2006: 57) folgen, die strukturbildende Kalküle nahelegen und zur Verteidigung und Verteilung von Räumen durch Flächennutzungspläne, Förderpolitiken und Konstruktionen von regionalen Wachstumskernen einerseits und zur Ausdünnung von Infrastruktur in den ländlichen Regionen andererseits führen, stellen die Anderen als neue Landbewohner im frisch erworbenen Eigentum von Haus oder Hof oder Land den Anspruch auf „eigene Orte“. Durch ihre Anwesenheit wird die vorherrschende Logik erst als dominant präsent. Ihr Aneignungsprozess ist ein andauernder; die eigene Position muss im ständigen Spiel mit dem „Ort des Anderen“ (de Certeau 1988: 23), z.B. gegen jene dominante Verwaltungslogik, behauptet werden, in dem „heterogene Elemente verbunden werden“ (ebd: 24) und die Logik des Eigenen intentional erweitert wird, um die Berücksichtigung bestehender Interessen aufzunehmen und/oder zu transformieren. Die Orte werden zu Räumen, in denen identifizierbare Akteure ihr Verhältnis mit den Anderen aushandeln. Die Elemente der Ordnung des Ortes sind in Bewegung. Sie verlieren ihre Eindeutigkeit und Stabilität im Prozess der Raumwerdung (vgl. ebd.: 218).

---

linierenden Apparaturen] gerade dann wichtig, wenn man davon ausgeht, daß die Umgangsweisen mit dem Raum tatsächlich die determinierenden Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens bestimmt“.

Im Prozess des Umdeutens von Schauplätzen, die jener industriegesellschaftlichen Funktionslogik nicht mehr entsprechen, entstehen Öffnungen und Einladungen, über den Verlust von Routinen zu sprechen, herauszufinden, was das Unbekannte ist und wie neue Nutzungen entstehen könnten. Die Einen machen daraus eine Marketingstrategie, die Anderen versuchen am Rande zu profitieren, etwa mit einem Sammelsurium antiker Möbel und Kostüme, und partizipieren am fingierten Wiederaufleben historischer Plätze<sup>14</sup>. Wieder andere stellen weitere Nutzungsalternativen daneben und erweitern das Spektrum potentieller Anschlüsse. Unsere Wahrnehmung ist herausgefordert, was hier eigentlich wie und durch wen enteignet und angeeignet wird. Raumaneignungen demonstrieren soziale Ansprüche auf das „Eigene“. Im Prozess der Um- und Mitgestaltung werden Lebensverhältnisse neu produziert.

Um die scheinbar nutzlos gewordenen Flächen und Gebäude kann bei Wiederaneignung auch ein harter Kampf geführt werden. Zunächst aber wird das Engagement, sich diesem Orten zu widmen, begrüßt. Der Kampf beginnt, wenn aus der spontanen Anwesenheit der Anspruch entsteht zu bleiben. Paradoxerweise entsteht eine Situation, in der die anwesenden Wenigen, um das Mehr an Raum konkurrieren. Es ist nicht nur ein Kampf um die jeweils interessierende Ressource, es ist ein Kampf um den Umgang mit der selbigen und der Vermittlung von den zutage tretenden Konflikten und widersprüchlichen Interessen darüber, wie hier gelebt wird. In Wildberg entbrannte ein Kampf um den Verkauf des alten Güterbahnhofs mit intakter Schienenanbindung: nachhaltige Energieversorgung für die Stadt oder logistische Expansion des angrenzenden Schlachthofs? Entweder-oder. Eine Zwischenlösung gab es nicht. Der Schlachthof hat den Zuschlag bekommen. So werden aus Räumen wieder Orte, wenn sie angeeignet sind und sich als Ort des Eigenen gegenüber einem Außen abgrenzen lassen.

Die am Anfang dieses Kapitels aufgeworfenen Verfall-Narrative, sind bei der von de Certeau vorgenommenen Bestimmung von Orten gegenüber Räumen zentral: Ein Ort wird weniger durch Subjekte als durch Objekte, als „das *Dasein* von etwas Totem“, definiert. Hingegen die

---

<sup>14</sup> Im Rahmen des DFG-Projektes „Religionshybride“ untersuchen Theolog\*innen und Sozialwissenschaftler\*innen posttraditionale Gemeinschaften im ländlichen Raum mit dem Fokus „transzendenzbezogener Sinnproduktion“ in „Kirchbauvereinen“ und „Gutshausvereinen“ (Berger et al. 2013: 7).

„Erzeugung eines Raumes (...) immer durch Bewegung bedingt zu sein“ scheint; das „Gesetz eines Ortes“ (de Certeau 1988: 219) wird handelnd in Frage gestellt.

Welcher Notwendigkeit folgen Akteure, wenn sie mit Geld, Zeit und Nervenaufwendungen eine Dringlichkeit ihrer (Herzens-)Angelegenheiten postulieren. Ihre Anwesenheit und ihr Engagement sind verstehensbedürftig. Wie sich die Aushandlungen der Bleibenden um die Bedingungen von Anwesenheit an schrumpfenden Orten vollziehen, wer sich beteiligt und wie das Handeln ohne Geländer<sup>15</sup> voranschreitet, beziehungsweise was Akteuren als Geländer dient, ist Thema dieser Arbeit.

## **1.2. Die Umbruchsstadt – eine Mittelstadt**

In meiner Studie zu schrumpfenden Städten werden durch den ethnografisch-fallrekonstruktiven Ansatz Erkenntnisse generiert, die sich in die Tradition der Gemeindestudie einordnen lassen (vgl. Harth et al. 2012). Insbesondere durch die vielfach<sup>16</sup> betonten Herausforderungen von Abwanderung, Alterung und Arbeitslosigkeiten geraten die lokalen Gemeinschaften unter Bestandsdruck: Familien fühlen sich davon ebenso betroffen wie Vereine; kulturelle, ökonomische und politische Akteure suchen nach Perspektiven, die Handlungsfähigkeit ermöglichen und Spielräume erhalten. Das ist bekannt. Und doch, auch nach zwanzig, dreißig Jahren Erfahrung im und mit dem Strukturwandel scheinen die Leute immer wieder mit der Frage konfrontiert: Welchen Umgangs bedarf es?

„Das Bedürfnis nach Harmonisierung und Stabilisierung“ (Korte 1984 zit. n. Herlyn/Harth 2012: 16) ist augenscheinlich auch heute im Zuge von Stadtleitbildern, prekären Haushaltslagen und schlichten Bestandhaltungszwängen groß und gilt nicht allein für den Übergang in die industrielle Gesellschaft im beginnenden 20. Jahrhundert<sup>17</sup>.

---

<sup>15</sup> Hannah Arendts Text „Denken ohne Geländer“ problematisiert die ideologische Null-Stunde nach dem deutschen Faschismus. In Anlehnung interessieren mich, wo handlungspraktische Verunsicherungen im Akteurspektrum und den räumlichen Verankerungen in der Stadt durch den Zusammenbruch lokaler Industrien entstehen, wenn das Handlungsgeländer stabiler Strukturen einer industriellen Stadtgesellschaft infrage gestellt ist.

<sup>16</sup> Exemplarisch der Debattenüberblick bei Brandstetter et al. 2005.

<sup>17</sup> Benita Luckmann hat in den 1960er Jahren die Kleinstadt Bretten beforscht und die Frage auf die „Politik in einer deutschen Kleinstadt“ (1970) gerichtet: Das industrielle Wachstum und die Bevölkerungszunahme von 50% durch Geburtenüberschuss und den Zuzug vertriebener und geflüchteter Osteuropäer fordern die lokale Harmonie und Stabilität heraus. Der „Umbruch“ (Luckmann 1970: 25), den sie dokumentiert, bezieht sich auf die „kleinstädtische und traditionelle“ durch Landwirtschaft geprägte Struktur (ebd: 26/27), die durch den

Sozialer Wandel fordert typischerweise die Integrationskraft heraus. Die Fragen nach der Herausbildung und Stabilisierung neuer Gemeinschaften im Zuge sozialer Wandlungsprozesse bilden als klassische soziologische Frage nach der Integrationskraft einer Schrumpfkultur den Hintergrund für die Studie. Im Vordergrund sollen Erkenntnisse über Deutungen und Handlungskontexte der Akteure in schrumpfenden Städten stehen. Wer sind die Akteure, die als Gestalter auftreten oder gestaltende Wirkungen entfalten? Welche konkurrierenden Rezepte gibt es und wie setzen sie sich durch?

Mit dem Paradigmenwechsel Wachstum-Schrumpfung sind die städtischen Planungs-, Steuerungs- und Entwicklungsprozesse wieder stärker in den sozialwissenschaftlichen und raumplanerischen Blick gelangt (vgl. Brandstetter/Lang/ Pfeiffer 2005). Leerstand durch Bevölkerungsschrumpfung durch Abwanderung und Geburtenrückgänge, eine überalterte Stadtgesellschaft, Armut und Arbeitslosigkeit durch Prozesse der De-Ökonomisierung sind die Herausforderungen, mit denen Akteure in den Städten umgehen müssen. Hierzulande treten besonders die ostdeutschen Klein- und Mittelstädte in den Fokus der Aufmerksamkeit (u.a. Hannemann, Kabisch, Weiske 2002). Zuletzt wurden in einer umfassenden Studie Peripherisierungsprozesse in Mittelstädten als „kompliziertes Wechselspiel von überlokaler Determinierung und lokalem Handeln“ (Liebmann/Bernt 2013: 15) problematisiert und in sechs Städten entlang ökonomischer, diskursformativer und politischer Bedingungen rekonstruiert.

In den Mittelstädten zeichnen sich sowohl Fragmentierungen und regionale Disparitäten als auch die Potenziale und Restriktionen der Umbruchsbewältigung deutlicher ab als in den Großstädten. Zum anderen lebt die Mehrheit der (ost- wie westdeutschen) Bevölkerung nicht in der Großstadt und auch nicht auf dem Dorf (vgl. Schmidt-Lauber 2009). Die Lebenswelt der Leute wird also zu einem Großteil in Mittelstädten konstruiert. Nun ist die Frage, ob die Art und Weise der Lebensführung sich hier von den Lebensführungsmustern in Metropolen oder auf dem Land so unterscheidet, dass ein spezifischer „Mittelstadttyp“ rekonstruierbar ist<sup>18</sup>.

---

demografischen Sprung“ (ebd.: 25) und die Entwicklung der Elektro- und Metallverarbeitungsindustrie herausgefordert wird.

<sup>18</sup> Dieser grundsätzlichen Frage widmete sich 2004 (!) ein Expertenkolloquium um die Stadt- und Regionalplanerin Sabine Baumgart an der TU Dortmund: „Sind Klein- und Mittelstädte nur verkleinerte Blaupausen der Großstadt, die auf die gleichen Probleme und Aufgaben mit einem verringerten Ressourceneinsatz reagieren müssen, oder handelt es sich hierbei um einen gänzlich anderen und eigenen Stadttyp, für den eigene Rahmenbedingungen, Regeln, Strategien und Gesetzmäßigkeiten gelten?“ (Baumgart et al. 2004: 8)

Die Mittelstadt ist zum einen der lebensweltliche Zusammenhang, in dem sozioökonomische Umbruchsbewältigung als Ort des Wandels besonders gut beforscht werden kann. Zum anderen wird die Mittelstadtforschung zuletzt von der wissenssoziologischen Fragestellung begleitet, wo und wie Lebenswelt adäquat repräsentiert ist und wie diese Repräsentationen *verortet* werden müssten (ebd.).

Dass in der Großstadt auch ein „Großstadtmensch“ lebt, ist schon bei Simmel<sup>19</sup> postuliert. Auch die überwiegenden Forschungen in Großstädten und Metropolen, nicht zuletzt auf dem wissenschaftsgeschichtlichen Pfad der Chicago School (vgl. Schmidt-Lauber 2009, Baumgart et al. 2004, Berger et al. 2002), legen nahe, dass die räumliche Konzentration – Dichte, Größe, Heterogenität – einen Einfluss auf den Habitus und die Lebensführung hat. Großstadt gilt in dieser Tradition als „*pars pro toto*“ (Lindner 2007: 76) der modernen Gesellschaft und ist demnach der Ort, die Dynamiken und Beziehungen, Machtverteilungen und Kämpfe zu beobachten, die im statischen Zustand durch Sozialstrukturdaten dargestellt sind. Diesem Paradigma folgend, aber forschungstechnisch handhabbarer sind „Gemeindeuntersuchungen“ (König 1958), wie sie in den amerikanischen Industriestädten des frühen 20. Jahrhunderts unternommen wurden, zunächst mit sozialreformerischen Interesse an bestimmten sozialen Gruppen wie „der Lage der Arbeiter“ (Brauer 2005: 35), die insbesondere Familienverhältnisse und das Wohnumfeld problematisieren.

Analog zur Perspektive, die Robert Park für Chicago und die entstandenen amerikanischen Großstädte entwickelt, genau hier Studien zum „human behavior“ (Park 1915: 577) in einer rationalisierten, beschleunigten, arbeitsteiligen, krisenroutinierten und nicht zuletzt moralbefreiten Umwelt zu betreiben, widmet sich das Soziologenehepaar Robert Staughton Lynd und Helen Merrell Lynd in ihrer „Middletown“-Studie einer amerikanischen Mittelstadt, um in einer „Total-Perspektive“ (Lynd/Lynd 1959: 3) den sozialen Wandel moderner amerikanischer Kultur – „A study in Contemporary American Culture“ wie der Untertitel lautet – zu verstehen. Die untersuchte Gemeinde hat innerhalb von 35 Jahren den Wandel von einer idyllischen ländlichen Gemeinde in eine industrielle Stadt durchlebt und gleicht in vielen Parametern (u.a. Größe, kein College, nicht monostrukturierte Industrie, geringer Anteil Afroamerikaner, vgl. ebd: 8) einer amerikanischen Durchschnittsstadt. Interessanterweise sind die Schwerpunkte der Middletown-Studie: Lebensunterhalt, Wohnhaus, Ausbildung, Freizeit,

---

<sup>19</sup> Georg Simmel: „Die Großstädte und das Geistesleben“ (1903/ 2006).

religiöses Leben, Engagement in der Gemeinde – ungleich abstrakter und differenzierter, aber ähnlich forschungsleitend für Robert Park.<sup>20</sup>

Die Konsequenzen sind ebenfalls vergleichbar: Für Park steht die soziale Struktur und ihre physische Ordnung im Stadtraum im Zentrum; rational handelnde, interessengetriebene, sozial segregierte und arbeitsteilig organisierte Subjekte sind immer Teil einer je spezifischen Gruppe, die durch räumliche und soziale Mobilität ein anderes Merkmal von Personen betonen, die in segregierten Nachbarschaften als Milieus zusammenkommen und bestimmten Verteilungsmustern folgen. Berufszugehörigkeit, ethnische Zugehörigkeit, Einkommen wirken als Differenzierungsmechanismen. In der Großstadt hat die Unverbindlichkeit und Exzentrik ihren Platz: „The city, in short, shows the good and evil in human nature in excess. It is this fact (...) which justifies the view that would make of the city a laboratory or clinic in which nature and social processes may be most conveniently and profitably studied.“ (Park 1915: 612). Das Postulat der *Natürlichkeit* sozialer Angelegenheit wird von der Gemeinde- oder Mittelstadtforschung der ersten Stunde gleichermaßen vorgetragen.<sup>21</sup>

Auch die Autoren Friedrichs, Kecskes und Wolf vertreten die stadtsoziologische Grundannahme vom „Mikrokosmos“ (Friedrich et al. 2002) in ihrer Untersuchung zum sozialen Wandel der Mittelstadt Euskirchen. Im historischen Vergleich zur Studie von Renate Mayntz (1958) aus den 1950er Jahren an eben jenem Ort erheben sie erneut sozialstrukturelle Daten, um den Wandel der Industriestadt zur Dienstleistungsstadt 50 Jahre später nachzuzeichnen. Spannend ist hier, dass die von den Autoren abgeleiteten Umbruchsindikatoren (a) steigende Arbeitslosigkeit und (b) deutlicher Bevölkerungsverlust statistisch nicht auffällig sind. Friedrichs et al. kommen darüber zu dem Schluss, dass sich die Milieustruktur (ebd.: 129/134), die wirtschaftliche und demografische Entwicklung auf die gesellschaftliche Ebene

---

<sup>20</sup> Parks berühmter Aufsatz von 1915 „The City: Suggestions for the investigation of human behavior in the city environment“ schlüsselt differenziert auf, wie in den entstehenden amerikanischen Großstädten des 20. Jahrhundert private und politische Interessen korporativen Ausdruck finden. Parks These lautet, dass soziale und räumliche Mobilitätsprozesse dafür sorgen, dass Nachbarschaften und soziale Milieus weniger durch persönliche Nähe und Gewohnheit (*permanency*: 582) lokal organisiert sind und der Einfluss sozialstruktureller Verteilungsmechanismen nach Einkommen, ethnischer Zugehörigkeit, Bildung an Bedeutung gewonnen hat. Bis heute verfolgt die „Segregationsforschung“ ihren wissenschaftlichen Auftrag, diese Selektionsprozesse und ihre (stadträumlichen) Folgen zu untersuchen.

<sup>21</sup> René König unterstreicht die Analogie zur Tier- und Pflanzenwelt als „räumlich greifbare soziale Gebilde“ und zieht daraus „den zweifellos gewissen Schluß auf die universale Reichweite der menschlichen Gemeinde als Grunderscheinungsform des Sozialen“ (1958: 8).



aggregieren lässt, was sie mit Bezugnahme auf bundesdeutsche Durchschnittszahlen plausibel machen. In Euskirchen fand, so das Fazit der Autoren, kein Umbruch statt, sondern ein fließender Wandel von der Industrie- zur Dienstleistungsstadt: Arbeitskräfte wurden aus dem einen industriegeprägten Erwerbszweig in den Dienstleistungssektor transferiert, ein demografischer Einbruch verhindert und wirtschaftliche Kraft konnte erhalten werden. Weitaus weniger aussagekräftig wurden die lebensweltlichen Dynamiken abgebildet, die mit dem Wandel zur Dienstleistungsstadt einhergegangen sein müssten. Notwendige soziale Mobilitätsanforderungen stellten Friedrichs et al. in die gesellschaftliche Entwicklungslogik zunehmender Mobilisierung.

Neuere ethnografische und stadtsoziologische, aber auch raumplanerische Forschungen setzen der Annahme, die Mittelstadt sei nur eine Verkleinerung gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, eine Vielfalt von Entwicklungstypen und städtischen Eigenlogiken entgegen (vgl. Baumgart et al. 2004, Berking und Löw 2008).

Das Forschungsfeld *Mittelstadt* ist mehr eine Wiederentdeckung statt eine Neuerfindung in der sozialwissenschaftlichen Forschung und entspringt der Beobachtung, hier möglicherweise einen eigenen urbanen Strukturtyp bestimmen zu können<sup>22</sup> (vgl. Schmidt-Lauber 2010).

Zu den geleisteten sozialräumlichen Mittelstadtforschungen (vgl. Schmidt-Lauber/ Baerwolf 2009) verfolgt diese Studie einen akteurszentrierten Fokus. Statt entlang der „paradigmatischen Orte“ (Kastein und Petermann 2009) zu forschen, interessieren mich zunächst die „paradigmatischen Akteure“ und anschließend die Frage, ob und welche Räume durch diese Akteure thematisiert werden.

### **1.3. Vergleichende Perspektive auf Praktiken in der schrumpfenden Stadt**

Während die meisten Mittelstadtstudien in vergleichender Perspektive die Differenz zwischen Städten und die jeweils als dominant herausgearbeiteten Bewältigungsszenarien betonen, interessiert mich stärker die Entwicklungen innerhalb der Städte zu kontrastieren: Welche Spannungsfelder lassen sich in Hinblick auf Relevanz und Strategien der Bearbeitung von Strukturherausforderungen rekonstruieren? Der Vergleich strukturähnlicher Städte in

---

<sup>22</sup> Siehe auch: Die Suche nach dem „Mittelstadthabitus“ (18) in dem Göttinger Studienprojekt: Fokus Mittelstadt (2009) von Schmidt-Lauber und Baerwolf.

Bezug auf Akteurskonstellationen und ihren Umgang mit wandelnder städtischer Infrastruktur in Ost- und Westdeutschland lohnt nicht nur, weil Kontrastlinien entlang zeitlicher, sozialgeographischer und sozialer Dimensionen den Blick für Differenzen, sondern auch für – vielleicht weniger erwartbar – ähnliche Bewältigungsstrategien öffnen.

Es ist einigermaßen überraschend, dass die Studie „Hafenstädte“, die Helmut Berking und Jochen Schwenk in vergleichender Analyse für Rostock und Bremerhaven vorgelegt haben und, bis auf den Titel, weniger die Ähnlichkeiten als die Unterschiede in den Vordergrund stellen. Hier wurde die Perspektive auf „das Potenzial des Ortes“ (Berking/Schwenk 2011: 7) und seinen „spezifischer Charakter“, der sich „Ausdruck und Anwesenheit“ verschafft, hervorgehoben (ebd.: 17).<sup>23</sup>

Die stadtsoziologische Perspektive, wie sie u.a. bei Robert Park (1915) und Louis Wirth (1938) zu finden ist, problematisiert die Herausforderung, „die Widersprüche, die sich aus der städtischen Zusammenballung ergeben, zu überwinden und zu artikulieren (...) und das Anwachsen von Menschenansammlungen zu organisieren“ (de Certeau 1988: 183). Im Gegensatz dazu stehen schrumpfende Städte nicht nur vor der Herausforderung, die Verminderung der Bewohner zu organisieren, sie müssen gleichzeitig mit dem Problem zurechtkommen, dass diese Entwicklung als Abweichung gilt, weil die Wachstumsperspektive zugleich Maßstab bleibt.

Was bricht für wen wohin um? Handelt es sich um abgeschlossene oder abschließbare Prozesse? Vermutlich verläuft Umbruchsbearbeitung nicht synchron und fordert die Inklusionsfunktionen differenzierter Kommunikationen heraus. In der „funktionalen Stadt der organisierten Moderne“ (Reckwitz 2009: 8)<sup>24</sup>, wie sie für die Industriegesellschaft typisch war, ge-

---

<sup>23</sup> Die prominente Diskussion in der Stadtsoziologie zur These der „Eigenlogik der Städte“ um die Darmstädter Soziologin Martina Löw und Helmut Berking (z.B. Berking/Löw 2008) und den Streit über ihren erkenntnisgenerierenden Stellenwert in theoretischer wie empirischer Hinsicht habe ich verfolgt und möchte mich hierauf nur kurz einlassen: Der ethnografisch hergestellte Vergleich zwischen Provinzstadt und Wildberg ist nicht als Rekonstruktion von Städten als „Wir“-Einheiten, die ausgestattet sind mit einer genuine Sinnautonomie, zu verstehen. Auch wenn konzeptionelle Bausteine Argumente anführen, die in diesem Interpretationsschema vertreten sind, so gelingt mir hoffentlich deutlich zu machen, dass es sich hierbei um eine abgrenzbare Interpretation einer spezifischen Akteurskonstellation im Feld handelt und nicht um eine forschungsleitende Vorwegnahme einer Struktur- und Sinnhoheit „Stadt“. Das sinnhafte Handeln von Akteuren ist in der „Eigenlogik“-Perspektive grundsätzlich als „Prozess der existenziellen Bezogenheit auf die Stadt“ zu verstehen (Löw 2011: 60/63; eine Entfaltung kritischer Positionen zur These der Eigenlogik findet sich hier: Kemper/Vogelpohl 2011).

<sup>24</sup> Andreas Reckwitz differenziert die Stadt in der Moderne in a) klassische bürgerliche Stadt, b) die funktionale Stadt der organisierten Moderne und c) die kulturorientierte Stadt „als postmodernen Knotenpunkt“. Histo-

langen die aufeinander abgestimmten Wechselwirkungen von Bildung, Arbeitsteilung, Freizeit usw. relativ harmonisch. Das „Medium Stadt“ (Nassehi 2002: 215) organisiert unter einem spezifischen Namen nach außen abgrenzbare Interdependenzen und stellt dadurch „Einheit“ und „Differenz“ (ebd.: 211) gleichzeitig her. Dieser funktionale Gegensatz ist in Umbruchsprozessen besonders herausgefordert.

Den Kontrast zweier industriegeschichtlich ähnlich strukturierter Städte in Ost- und Westdeutschland bildet zum einen der historisch differente Modus von Strukturumbruch, spontan versus langwierig, zum anderen ihre geographische Lage. Als Pendant zur westdeutschen Industriestadt Provinzstadt suchte ich diejenige ostdeutsche Stadt auf, die ähnlich gewichtige Industrie hatte. Der Randlage von Provinzstadt, unweit der französischen Grenze am Provinzstädter Wald gelegen, steht die vergleichsweise günstige Lage von Wildberg gegenüber: nah am mitteldeutschen Chemiedreieck und zentral an der A9.

In Provinzstadt und Wildberg erfährt die Zeit industrieller Tradition ganz unterschiedlichen Widerhall in der Historie wie in der Gegenwart der Städte.

Provinzstadt war bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Dorf und wuchs binnen 50 Jahren durch die Residenz und Garnison eines Landgrafen zur Stadt mit fast 10.000 Einwohnern. Nach dem Tod des Landgrafen und der Auflösung des Herrschaftssitzes und nutzen die arbeitslosen Soldaten zunächst das Schuster-Handwerk als Überlebensstätigkeit, was die Grundlage für Spezialisierung und Industrialisierung war. Für die Bewältigung des Strukturumbruchs in der lokalen Schuhindustrie formulieren Akteure in Provinzstadt existenzielle Überlebensnarrative.

In Wildberg sind die Wurzeln der Industrialisierung im Handwerk und Zunftwesen des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Aus der historisch längeren Prägung folgt aber keine zwangsläufig höhere Bedeutung in der Gegenwart. Vielmehr findet ein historischer Rückbezug auf jene Stränge statt, die in der jüngsten Industriegeschichte wenig Aufmerksamkeit erhielten. Die Kulturgeschichte bildet gegenüber der Industriegeschichte den zentraleren Referenzpunkt in der Gegenwart, zudem sind alternative Industriezweige, wie die Ernährungswirtschaft hinzugekommen, die an Bedeutung gewonnen haben.

---

risch gesehen ist jeder Stadttyp als Antwort auf Krisenerscheinungen des vorangehenden Stadttypus zu verstehen und bringt immer auch Aktualisierungen älterer, scheinbar abgelöster Stadtformen hervor (2002: 8/9). Für die postmoderne Stadt bedeutete dies, die Revitalisierung einst bürgerlicher Orientierungen an Konsumtion und Symbolproduktion, Kunst und Ästhetik, Musealisierung und Solitärarchitektur (Reckwitz: 2009).

Diese unterschiedliche Gewichtung wird auch im Stadtbild deutlich: Provinzstadt ist bis heute von großen Fabriken übersät, in denen vor 60 Jahren ein Drittel der Bevölkerung beschäftigt war und die nun teils leer stehen, teils in neue Nutzungen überführt wurden. In Wildberg hingegen ist kaum eine Spur der einstigen Bedeutung als Standort der Schuhindustrie zu erkennen. Nur im Detail tauchen im Stadtbild Bezüge zur einst dominierenden Industrie auf: Die „Schuhgasse“, nicht mehr als ein Straßename, und eine Steppmaschine aus Bronze im Figurenensemble des neu gestalteten Stadtbrunnens, stellen minimalistisch die industriegeschichtliche Retrospektive zur Schau. Und bis vor kurzem<sup>25</sup> war die Ausstellung im Schuhmuseum selbst ein museales Fundstück aus den 1980er Jahren. Von der einstigen traditionsstarken Industriemetropole Wildberg ist ein Straßename zurückgeblieben.

In der westdeutschen Schuhstadt sind die Repräsentanten der glorreichen Schuhmacherei im Stadtbild unübersehbar. Als riesige leere Fabriken repräsentieren sie den Niedergang der Schuhindustrie, aber einige Gebäudeensembles wurden als lokale Großprojekte zukunftsweisender Manier restauriert und geben einen Eindruck, dass die Ablösung von der monoindustriellen Prägung auch im Stadtbild ein Äquivalent hat: Die ehemalige Sonnenberger-Schuhfabrik beherbergt heute ein Wissenschaftsmuseum und ein Fitnessstudio, die Redaktionen der Lokalzeitungen und die Touristen-Information sowie eine Montessori-Schule. In der renovierten Schuhfabrik haben einst über 1000 Arbeiter Schuhe hergestellt, die neue Strukturpolitik versucht mit Branchenmix einen Pfad einzuleiten – ein Ergebnis der Beteiligung von Provinzstadt im Pilotprojekt zum Stadtumbau-West. Die Verbindung von Bildung und Medien, Kultur und Fitness unter dem Dach eines Repräsentanten der Industriegeschichte markiert eine Weichenstellung. „Bewegung“ ist das wichtigste Stichwort in der Stadt: Bewegung durch Bildung und Wissen, durch Sport, durch Vernetzung (siehe Kapitel 4.6.).

Auch der Niedergang der Schuhindustrie verlief auf je spezifische Weise. In Wildberg ging die Schuhindustrie mit dem Beitritt zur Bundesrepublik binnen zwei Jahren zu Grunde.

In Provinzstadt indes bedeutete die monostrukturelle Ausrichtung auf die Schuhindustrie, dass der Strukturbruch schleichend mit der abwandernden Schuhproduktion nach Südeu-

---

<sup>25</sup> Im Residenzschloss konnte bis auf einige Ergänzungen die Schuhausstellung besichtigt werden, die in den 1980er Jahren eingerichtet wurde. Auch der quietschende Linoleumboden versetzt die Besucher in die Zeit der DDR.

ropa bereits in den 1960er Jahren begann und ohne nennenswerte Äquivalente mit den oben skizzierten Folgen schon in den 1970er Jahren die Wahrnehmung in der Stadt herausforderte und damit kein Phänomen ist, das die bundesrepublikanische Wirtschaft nicht kennt.

Der Wandel der Lebens- und Arbeitsweise fand über Jahrzehnte im Schatten einer als stabil angenommenen Sozial- und Wirtschaftsstruktur bereits statt, auch wenn die Verantwortungsträger Jahrzehnte nichts hören, nichts sehen und erst recht nicht darüber reden wollten.

Als ich 2009 nach Provinzstadt kam, tauchte die Stadt gehäuft in überregionalen Zeitungen als besonders markantes Beispiel für den westdeutschen Niedergang auf.<sup>26</sup>

Überall in der Stadt war die Schuhindustrie sichtbar. Nicht nur im architektonischen Ensemble leer gefallener Fabriken, kaum eine Begegnung fand statt, ohne den Verweis auf die 300 Schuhfabriken, die es einst in der Stadt gab, und die wiederholte Neuigkeit, dass heute nur noch drei Schuhfabriken geblieben sind, begleitete mich: vom Stadtplanungsamt, zum Lokaljournalisten, zur Lehrerin, zum Torwarttrainer des Fußballvereins.

Der Niedergang der Schuhindustrie in Provinzstadt liegt bereits mehrere Jahrzehnte zurück. Dass über ihn gesprochen werden kann und in den späten 2000er Jahren in den Medien thematisiert wird, demonstriert die zeitverzögerte Wahrnehmung des Strukturumbruchs in den alten Bundesländern.

Der ostdeutsche „postindustrielle“ Stadtumbau stellte im Gefolge von Transformation und Vereinigung ein zentrales soziopolitisches und sozialwissenschaftliches Thema der 1990er Jahre dar<sup>27</sup>. „Das Ende des Wachstumsparadigmas“ (Grossmann 2007) wie es sich in den alten Bundesländern seit den 1970er Jahren bemerkbar machte, war über Jahrzehnte hin-

---

<sup>26</sup> Provinzstadt stand 2008 im Fokus des Forschungsprojektes, dass die Umbruchkonstellationen in der einstigen Industriestadt Wittenberge in Brandenburg an der Elbe untersuchte. In diesem Zusammenhang wurde ein westdeutscher Kontrast zur Ostdeutschlandperspektive gesucht. Ziel war es, über geteilte Erfahrungen ins Gespräch zu kommen und die Perspektivverengung von Strukturbrüchen auf Ostdeutschland aufzuweichen und in einen europäischen Kontext von Struktur(um)brüchen zu stellen. In Dänemark, Polen, Rumänien und England wurden weitere Teilstudien verwirklicht (siehe Willisch 2012). Die Recherche in Provinzstadt und die Erfahrung mit den Dialogveranstaltungen im November 2009 in Provinzstadt und im April 2010 in Wittenberge mit Jugendlichen, Vertretern der lokalen Presse und der Verwaltung sowie mit Unternehmern und Vertretern aus dem Vereinsleben beider Städte bildeten den Daten- und Erfahrungshintergrund für die Vergleichsstudie.

<sup>27</sup> Siehe die Jahresberichte der Bundesregierung zur deutschen Einheit oder für die Stadt- und Regionalforschung exemplarisch: Strubelt et al. 1996.

weg ein Randthema oder wurde gänzlich verschwiegen. Der industrielle Niedergang kam schleichend und trat ohnehin nur punktuell auf. Erst Mitte der 1980er Jahre bekam das Phänomen seinen Namen: „Deindustrialisierung“, „strukturelle Arbeitslosigkeit“, „neue Armut“, „Schrumpfung“, aber auch soziale Fragmentierung und „Individualisierung“ – kurz die „Krise der Städte“ tauchen seit dieser Zeit in den sozialwissenschaftlichen Analysen und politischen Agenden auf (für viele: Beck 1986; Häußermann/Siebel 1987; Heitmeyer et al. 1998; Siebel 2004).

### **1.3.1. Soziale Welten und Arenen**

Wie Handlungen in einer schrumpfenden Stadt organisiert werden, ist entlang des Konzeptes der *Arena* von Anselm Strauss (2010: 226f.) analytisch in den Blick zu bekommen. Die zentrale Idee ist, dass kollektive Interaktionen, wie sie für Stadtgesellschaften angenommen werden, zunächst als soziale Welten zu verstehen sind, die mindestens eine zentrale Aktivität teilen (Strauss 2010: 212f.) und auf allen gesellschaftlichen Ebenen, seien sie dauerhaft etabliert oder im Wandel begriffen, institutionalisiert oder informell organisiert sind. In jedem Fall entstehen Aushandlungen über geteilte Verbindlichkeiten („commitments“ Clarke zit. n. ebd.: 212), Ressourcen und Ziele sowie ideologische Prämissen und Grenzen gegenüber anderen. Soziale Welten sind fluide Konstruktionen, sie sind variabel und können in Subwelten neue Themen etablieren oder eigene Standards entwickeln.

Verstehen wir die Stadt als Arena und die Akteure mit ihren Bedeutungsangeboten als Anbieter von Interaktionen eines bestimmten Typs<sup>28</sup> oder einer Subwelt, entsteht das Bild eines Markttreibens. Stellen wir uns vor, dass in einer schrumpfenden Stadt die angebotenen Interaktionssysteme, durch Sportvereine, Unternehmensnetzwerke, bürgergesellschaftliche Initiativen, vielfältig und zahlreich sind, aber auf eine kleine Gruppe von Marktbesuchern treffen, die potenzielle Teilnehmende der Interaktionssysteme sein können. Strategien sind wie gezeigt wurde, Angebote zu verknüpfen und den Entscheidungszwang der Besucher zu minimieren, oder Angebote als kostengünstig, moralisch wertvoll oder als besonders dringlich zu etikettieren, um Beteiligung auszulösen. In jedem Fall entstehen Räume, die aktiv angeeignet werden können.

---

<sup>28</sup> „In each social world, at least one primary *activity* (along with related clusters of activity) is strikingly evident (...)“. Strauss 2010: 212, Hervorh. i.O.).

Als Antwort auf knappe Ressourcen kommt eine Strategie zum Einsatz, die gleichzeitig auf mehrere Bedarfe reagiert. Der Ressourceneinsatz kann dadurch nicht nur effektiv gestaltet werden, es werden auch mehrere Angebotsoptionen transportiert. Diese Strategie ist als Reaktion auf das knappe Angebot, wie auf die begrenzte Nachfrage plausibel. Gleichzeitig schafft sie Sicherheit unter den Bedingungen unsicher gewordener Anwesenheit. Mehrere Interaktionsschichten bilden verschiedene Netze aus. Die eingegangenen Verpflichtungen taugen als Verbindlichkeiten zum Bleiben und schaffen trotzdem ein gewisses Maß an Unabhängigkeit. Hält ein Netz nicht, was erwartet wird, oder hat es lange gehalten, reißt aber nun, bieten andere Handlungszusammenhänge weiterhin Anschlüsse. Auf diese Weise kann die existenzielle Krise vermieden oder mindestens entschärft werden.

Soziale Welten können oder müssen untereinander Verbindungen eingehen. Das Thema der Armutsbekämpfung wurde in Provinzstadt als Bildungsinitiative für Familien und Kinder mit Sozialtransferabhängigkeit etabliert und löst die Programmatik der „sozialen Hilfe“ als spezifische Perspektive institutionell organisierter Akteure wie dem Jugendamt, Kinderschutzbund oder anderen Trägern der Jugendarbeit heraus und involviert das ganze Akteursspektrum: Unternehmen, Vereine, Verwaltung, Politik, Schulen und andere Bildungseinrichtungen sowie Privatpersonen und Ehrenamtsinitiativen. „Endogene Potenziale“ zu nutzen, ist das Schlagwort. Der lokalisierte Wohlfahrtsstaatsmodus ist in seinen Folgewirkungen oft einseitig positiv beschrieben, weil die Anerkennung und Aktivierung vorhandener, also anwesender Akteurskonstellationen, besonders wünschenswert erscheint (z.B. Weissenger/Weck 2010). Wie aber gelingen Verabredungen, wie entsteht Zustimmung für die inhaltliche Ausrichtung kollektiver Interaktionsprozesse und zu Lasten von wem? Welche Arenen der Aushandlung gibt es neben den institutionell organisierten „whirlpools of argumentative action“ (Strauss 2010: 227) und welche Bedeutung haben sie im Prozess städtischer Handlungsorientierungen?

Heute, da sich die Mobilität als selbstreferentieller Modus der Bewegung durch die Welt, das eigene Leben und die Gesellschaft etabliert hat, ist andauernde Anwesenheit als Verbindlichkeit für Interaktionen zur Herausforderung geworden, ja bedarf sogar einiger Abgrenzungsbemühungen und stellt keine Selbstverständlichkeit mehr da, weil sie auf Kosten der potenziellen Verfügbarkeit an anderer Stelle oder andernorts geht. Die Behauptung von Anwesenheit durch den Prozess des Bleibens kann auch als Emanzipation von der gesellschaftlichen Mobilitätsanforderung verstanden werden und muss nicht zwingend als mangelnde

Anpassungsfähigkeit oder gar Scheitern am Mobilitätsimperativ interpretiert werden. Vielmehr, so konnte ich hoffentlich zeigen, entsprechen die Formen des Engagements in Provinzstadt wie Wildberg jenen gesellschaftlichen Differenz- und Grenzerfahrungen im „lokalen Lebenszusammenhang“ (Harth et al. 2012), wie wir sie alle kennen. Dass uns das überrascht, ist eigentlich wunderbar. Perspektiven, die, wie in ethnografischen Forschungen üblich, nah am „Geschehen“ die Relevanzen des Feldes rekonstruieren, favorisieren Geschichten über die Überraschungen des Alltags.



## 2. Provinzstadt und Wildberg – Kontrastierung schrumpfender Industriestädte

Was gibt es in den ehemaligen Schuhmetropolen heute zu entdecken? Was lässt sich in den einstig erfolgreichen Industriestädten in Erfahrung bringen? Dass sie ihre Einwohnerzahlen durch Eingemeindungen sichern und nur noch als Versorgungszentrum Aufwertung erhalten, wenn sie für die umliegenden Kleinstädte und ruralen Gebiete Verwaltungsaufgaben übernehmen und öffentliche Dienstleistungen wie Schulen, Kranken- und Kulturhäuser zentralisieren? Diese Formen zentralisierter Maßnahmen zur Funktionssicherung einer Stadt, die die gewordene Bedeutungslosigkeit nicht verbergen kann, ist in den Zentren von Wildberg und Provinzstadt überdeutlich zu sehen. Neben dem Leerstand im Einzelhandel, sind auch Wohnhäuser eingezäunt und vom Verfall bedroht. Der wirtschaftliche Verfall geht mit dem sozialen einher. Das geht vielen Klein- und Landstädten so, nicht nur in Ostdeutschland. Zu DDR- wie bundesrepublikanischer Wohlfahrtsstaatszeiten waren Wildberg und Provinzstadt erstrangige Adressen für Qualitätsschuhe mit ihren je eigenen Ausstrahlungshorizonten in Ost- bzw. Westeuropa. Dennoch ihre Strahlkraft als Produktionsstandort haben sie eingebüßt. Welche Kräfte strukturieren das Verbleibende? Wie funktioniert eine Stadt, die den Takt der Steppmaschine nicht vergessen kann, die aus dem Tritt geraten ist, als der Rhythmus der Produktionsmaschinen nicht mehr das soziale Zusammenspiel der Stadt strukturierte?

Anders als in den Bergbaumilieus (Matthiesen 1992) sind die traditionsreichen handwerklichen und kaufmännischen Fähigkeiten der Schuhmachertradition vielleicht wandlungsfähiger. Der Schuh könnte anders als die Kohle dazu taugen, postmoderne Ansprüche der Individualisierung, Nachhaltigkeit und Mobilität sehr wohl aufzunehmen. Exklusivität, lokale kleinteiligere Produktionen einzelner Schuhproduzenten sind sehr wohl gefragte Konsumgüter.

Lässt sich im Umgang mit dem Wandel der Stadtökonomie auch von einer 'Stadtkultur des Kleinerwerdens' sprechen, die von jenen eingeübt wurde, die nicht abgewandert sind und das Glück an prosperierenden Orten gesucht haben, sondern, wenn man Alfred Schütz folgen möchte, dageblieben oder zurückgekehrt sind und „obwohl sie sich des Wechsels bewusst sind, haben [sie] diese sich wandelnde Welt gemeinsam durchlebt, den Wandel unmittelbar erfahren, ihr Auslegesystem darauf angepasst und sich selbst dem Wandel angeglichen.“ (Schütz 2002: 102; *original 1944*).

Befinden sich unter ihnen Innovatoren, die mit ungewöhnlichen Maßnahmen Möglichkeiten aufspüren, die eine Stadt bietet, die nicht mehr durch Prosperität und Wachstum quasi von alleine funktioniert? Die Debatte um Raumpioniere legt nahe, dass in strukturschwachen Regionen innovative Handlungsimpulse von spezifischen Akteuren ausgehen können (z.B. Matthiesen 2006, Lange/Matthiesen 2005).<sup>29</sup> Solche Akteure verweisen auf Bewertungs- und Codierungspraxe, die den gängigen Prosperitätserwartungen zuwiderlaufen.

Die Klein- und Mittelstädte mit sperrigen und inklusiven Verwaltungen sind längst nicht derart attraktiv für die Künstler, Lehrer, Architekten und Ingenieure wie die leergewohnten Höfe in den Dörfern und ländlichen Gemeinden, in denen jeder, der was tut, entweder willkommen ist oder mehr oder weniger ungeachtet der Gemeinschaft den Ausbau des Fachwerkhauses angehen kann, und wenn der Lebensmittelpunkt eingerichtet ist, auch wirkungsvoll in die dörfliche und regionale Gemeinschaft tritt (vgl. Gabler/Willisch 2013). Diese Verbindlichkeiten durch Eigentum und landschaftliche Attraktivität können die Städte viel schwerer herstellen und entfalten. Aber auch in Wildberg und Provinzstadt können mindestens drei mögliche Gruppen der Anwesenden unterschieden werden: die (einheimischen) Dagebliebenen, die Rückkehrer, die Zugezogenen.

## **2.1. Einstieg ins Feld**

Es war eine ganz besondere Herausforderung in zwei mittelgroßen Städten<sup>30</sup> mit ehemals prominenter Schuhindustrie vor Ort, die Repräsentationen verlorengegangener Bedeutung zu erkunden und gleichzeitig im Kontakt mit den Akteuren des Feldes den Relevanzen und Handlungsräumen nachzuspüren, die im Umbruch der Industriestadt zutage treten. Ich zog los, um jenseits der Verfallszahlen besser zu verstehen, was das eigentlich ist: Umbruch, Schrumpfung, Niedergang.

---

<sup>29</sup> Raumpioniere suchen genau die Orte auf, an denen Funktionen verloren gegangen sind und stöbern unter Einsatz von Ressourcen vorhandene oder verschüttete Potenziale auf. Sie setzen Refunktionalisierungsprozesse in Gang. „Raumpioniere als lebende Wünschelruten also, die sondieren, was hier geht und was nicht!“ (Ulf Matthiesen 2014: 90) im Gespräch mit Philipp Misselwitz, Robert Kaltenbrunner, Stephan Willinger in: Zur Bedeutung des Informellen in der Stadtentwicklung. Informationen zur Raumentwicklung Heft 2/2014, S. 85-94).

<sup>30</sup> Städte mit einer Einwohnerstärke zwischen 20.000 und 100.000 Einwohnern werden als Mittelstädte bezeichnet. Sie haben für das Umland zentrale Versorgungsfunktionen: Krankenhäuser, Verwaltungs- und Sozialämter, Schulen, Museen, Arbeitsplätze etc. (Schmidt-Lauber 2010).

Zunächst begegnete mir die „Stadt als Ganzes“<sup>31</sup>: Internetauftritte der Städte, Bildbände, Stadtchroniken und die überregionale Presse, Statistiken und Rankings städtischer Strukturperformanz. Gleichzeitig wird das Partikulare sichtbar, das wiederum das Allgemeine strukturschwacher Städte beschreibt: Imagekampagnen der Stadtverwaltungen, Netzwerke wirtschaftlicher Akteure, Bürgerbündnisse, Veranstaltungskalender verschiedener Institutionen. In Provinzstadt hatte mich das Feld „gleich im Griff“. Ich war sofort im Kontakt mit den Leuten: dem Vermieter einer Ferienwohnung, beim Amt für Stadtplanung, bei dem Chefredakteur der Lokalzeitung, während des Lokalderbys im Fußball lernte ich den Geschäftsführer des Fußballvereines kennen, den Jugendtrainer und die Jungs aus dem ehemaligen Arbeiterviertel. Die Stadt drängte sich mir geradezu auf und die Aufgeschlossenheit der Leute ließ mich gleich Teil von ihrer Welt werden. Immer wieder wurde ich weitergeschickt oder mit Leuten bekannt gemacht, die ich unbedingt auch noch kennen lernen sollte. Überall, wo ich hinging oder ich gefahren wurde, wartete schon jemand auf mich.

Ganz anders erging es mir in Wildberg. Der Einstieg ins Feld entstand über eine Soziologin, die in Jena studiert hatte und in ihrer Herkunftsstadt die „Subkultur der ehemaligen Schuharbeiterinnen“ erforschte, die heute oft arbeitslos sind oder sich in den „sekundären Arbeitsmärkten“ eingerichtet haben (Najasek o.J.) mit Ehepartnern, die teilweise „schwerst alkoholkrank“ sind (vgl. Friebe 2009: 27).

Im Dezember 2010 machte mich die Soziologin mit jenen Akteuren in der Stadt bekannt, die sichtbar waren und wahrgenommen werden wollten. Wir begannen die kleine Stadtführung in einem Café am Markt, das anderthalb Jahre später schließen musste. Sie wies auf das Geleitshaus hin, in dem ich wenig später den umtriebigen Pub- und Museumswärter Lutz Verbindner (siehe Kapitel 3.3) besuchte, und dann besuchten wir eine Buchhandlung in der Fußgängerzone, in der ich in die stadtgeschichtlichen Publikationen von Ortsansässigen eingeführt wurde. Der Buchladeninhaber Walter Baum ist im Internet präsent, dokumentiert und kommentiert in einem Blog das Geschehen in der Lokalpolitik und lokalen Wirtschaft als *„Korruption und Filz“*. Die Buchhändlerin erzählte, warum sie vor einiger Zeit aus dem Rheinland, wo sie einige Jahre gelebt hatte, wieder in ihre Heimatstadt gegangen ist: *„Es ist wie mit einem kranken Kind, zu dem muss man zurückkehren.“* Das hat mich beeindruckt. Und so unternahm ich Reisen durch *krankte Welten*.

---

<sup>31</sup> Siehe Fußnote 23.

## 2.2. Bedingungen des Feldes

Mit der Vereinigung 1990 verliert Wildberg die strukturdominierende Schuhindustrie. Die einstige „Schuhmetropole der DDR“ wurde auch als „Provinzstadt des Ostens“ (Bach 2003: 7) bezeichnet, mit Bezug auf jene Schuhstadt im Westen der Bundesrepublik, in der ebenfalls der Großteil der Schuhproduktion in der Bundesrepublik gefertigt wurde und die gleichermaßen als Schuhmetropole galt, weil auch hier besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung der Schuhfertigung durch Maschinen steigenden Produktions- und Beschäftigungskapazitäten sowie wachsende Bevölkerung in Provinzstadt wie Wildberg zur Folge hatte.

Ein Jahrhundert später ereilte beide Städte das gleiche Schicksal: zahlreiche Betriebe der Schuhindustrie wandern ins Ausland ab oder werden nach 1990 von der Treuhand abgewickelt oder schlicht aufgelöst (Schreier: 2010: 271f.). Hier wie dort gingen tausende Arbeitsplätze in der Leichtindustrie verloren - nicht erst seit den 1990er Jahren. In der Schuhindustrie setzte der Strukturwandel in den späten 1950er Jahren ein und gewann bis Ende der 1970er Jahre an Fahrt (Bender 1979). In Südosteuropa konnten Schuhe billiger produziert werden und der Import von Schuhen nahm drastisch zu.<sup>32</sup>

Der sozialistischen Schuhproduktion in Wildberg gelang es den branchenspezifischen Strukturwandel in den 1970er und 80er Jahren abzufedern, aber der kollapsartige Zusammenbruch 1993 nach der Überführung des Schuhkombinats in eine GmbH wäre auch mit Subventionsmaßnahmen nur verlangsamt worden, aber längerfristig wäre die Einstellung der Schuhproduktion nicht abzuwenden (Schreier 2010: 273). Mit dem industriellen Niedergang konnten sich auch die angrenzenden Ausbildungs- und Forschungsinstitute der Schuhindustrie und Lederverarbeitung nicht mehr halten.

In Provinzstadt hingegen bietet die Zweigstelle der Fachhochschule Kaiserslautern „Knowhow rund um den Schuh“ (Provinzstädter Oberbürgermeister) an. Hier tauchen heute

---

<sup>32</sup> Mittlerweile sind die Fabriken der industriellen Schuhproduktion nach Stationen u.a. in Portugal und Ungarn, China und Myanmar, auch in Afrika angesiedelt worden. Die Schuhproduktion ist wie ein Seismograph der globalen Industrialisierung geworden. Dort, wo sie ankommt, stecken Spezialisierung und Arbeitsteilung der industriellen Fertigung noch in den Kinderschuhen und Landwirtschaft ist oft die Haupteinkommensquelle. Ziehen die Schuhfabriken weiter, hinterlassen sie Arbeiterinnen und Arbeiter, die von nachrückenden Industrien leichter in komplexere Produktionsprozesse aufgenommen werden können, bis die nächste Abwanderungswelle wieder neue Unternehmen ins Land lockt, hier günstige Arbeitskräfte zu finden und eine „konsumorientierte Mittelschicht“ (8. Juni 2012 auf 3sat die Sendung makro: Äthiopiens Schuhträume, sowie ARD Weltspiegel vom 22. März 2014).

noch Auswirkungen des Branchenwandels auf: Im Wintersemester 2014/15 läuft an der Fachhochschule der Studiengang *Lederverarbeitung und Schuhtechnik* aus und wird durch die Studiengänge *Chemietechnik und Kunststoff-, Leder- und Textiltechnik* ersetzt.

Die Geschichte oder das Wissen der Schuhindustrie ist im Stadtbild von Wildberg kaum wiederzufinden. Die großen Fabriken liegen mit Bauzäunen gesichert im Hinterland der Stadt und sind nicht im Vorbeilaufen zu entdecken, während wir in Provinzstadt an jeder Ecke die Zeugen der industriellen Modernisierung vor über 130 Jahren entgegentreten. Jahrzehntelang dominierten die leeren, funktionslos gewordenen Fabrikgebäude das Provinzstädter Stadtbild – räumlich, aber auch mental. Als in den 1990er Jahren der amerikanische Militärstandort aufgelöst und die 5000 Soldaten und ihre Familien ein 40 Hektar großes Konversionsgebiet hinterließen, war der Funktionsverlust, den diese Stadt vertragen musste, auf ihrem Höhepunkt.

Der letzte ansässige Schuhunternehmer Hartmut Stachel spiegelt eine mögliche Erneuerungsstrategie wider, indem er die Möglichkeiten, die im Umbruch stecken, aufspürt. 1980 waren kaum mehr als zehn Schuhproduzenten von den einstigen 300 Schuhfabrikanten übrig und der Anfang Zwanzigjährige gründete für den Vertrieb eines amerikanischen Sport- und Freizeitschuhs eine Firma in Provinzstadt. Hier hatten die Marketing- und Designabteilungen und die Unternehmensführung ihren Sitz. Die Produktion ging von Bulgarien nach Ostasien. 1996 kaufte Stachel für sein wachsendes Team eine der leeren Schuhfabriken, sanierte das 12.000 Quadratmeter große Gebäude denkmalgerecht und versammelt andere Unternehmen, Ärzte und Anwälte unter seinem Dach. Eine neue Arbeitskultur im alten Gewand. Eine neue Lebenskultur demonstriert Hartmut Stachel mit Loftwohnungen in der ehemaligen Salamander-Fabrik. Der Schuhunternehmer wagte als erster die Restauration und initiierte mit Beteiligung verschiedener Akteure das Stadtentwicklungspapier „Provinzstadt 2010“ (1996). Die Einzigartigkeit des Engagements wird deutlich, wenn man bedenkt, dass Provinzstadt als einzige unter 16 Städten 2002 ein eigenes Stadtentwicklungskonzept im Rahmen des Stadtbau West Programms einbringen kann. Hervorgegangen aus jenem bürgerinitiierten Programm hervorging und bis heute die Grundlage für eine integrierte Stadtentwicklungsstrategie bildet, an der alle Strukturmaßnahmen ausgerichtet werden.

Im Rahmen des Bundesprogramms nutzten Akteure in der Provinzstädter Stadtverwaltung, insbesondere des Stadtplanungsamtes, die Gelegenheit zur Imitation der Stachel'schen Initiative und restaurierten mit privaten Spenden der Fabrikantenfamilie und den zur Verfügung

gestellten Mitteln von Bund und Land die größte Schuhfabrik in der Stadt die „Sonnenberger-Schuhfabrik“. Heute beherbergt das Anwesen ebenfalls ganz unterschiedliche Branchen: Neben dem familienfreundlichen Wissenschaftsmuseum Dynamikum haben die Redaktionen der Lokalzeitungen, das Tourismusbüro und der Stadtmarketing-Verein sowie Ärzte und ein Fitnessstudio im sanierten Bau ihren Standort. Die öffentliche und private Finanzierung der Restaurierung führte einen Pfad der Mittelbeschaffung ein, der für die hochverschuldete Stadt auch in Zukunft handlungsrelevant sein wird.

In Wildberg liegt das Stadtentwicklungskonzept gut verschlossen in der Schublade. Stattdessen wird die staatlich geförderte Zukunft der Wirtschaft sichtbar, wenn man mit dem Auto von der A9 kommt: Ein riesiger Gewerbepark, in dem nationale und internationale Unternehmen aus der Baubranche, Lebensmittelindustrie, dem Maschinenbau, der Landwirtschaft und Metall- und Kunststoffverarbeitung einen gut angebundenen Standort gefunden haben. Die Ernährungsindustrie, aber auch der Maschinenbau und die Metallindustrie sind Wirtschaftszweige, die nicht zuletzt in der DDR, kleinteilige, aber nicht unbedeutende Anschlüsse auch nach 1990 boten. Exemplarisch werde ich das am Fleischwerk in Wildberg darstellen (Kapitel 3.5).

Die Historie als „Schuhstadt“ bietet indes kaum Anschlüsse. Der Wildberger Ingenieur und Schuhforscher Winfried Schreier schrieb einige Bücher zur Geschichte und zum Wandel der Schuhindustrie. Heute ist er über 80 Jahre alt. Zwar erzählt der Entertainer Nils Fetzmann, der als Schusterjunge mit einer Schuhshow für private Feiern und Stadtfeste gebucht werden kann, dass seine Unterhaltungsshows „rund um das wichtigste Kleidungsstück der Menschheit“ jenen Teil der Stadtgeschichte wieder hervor zu holen scheint, der unsichtbar geworden ist. Er rüttelt an einem Tabu.

Es sind die zufälligen Anknüpfungspunkte in Gesprächen, die den schuharbeiterlichen Familienhintergrund der Akteure zeigen. Unspektakulär und mehr ein historisches Artefakt ohne geschichtengenerierendes Potenzial. Weit wichtiger scheinen den Ansässigen die kulturhistorischen Wurzeln Wildberg: Ein Schloss als Repräsentant der kurzen Zeit herzoglicher Residenz im 17. und 18. Jahrhundert auf dem Wildberg. Seine nur zur Hälfte sanierte Fassade weckt Zweifel, ob der Status als Residenzstadt heute hinreichend Anschlüsse bietet.

Die Verunsicherung durch Strukturwandel wird aber auch in Provinzstadt deutlich artikuliert: „Was ist Provinzstadt?“ lautet die Überschrift in einem Bildband und auf der städtischen Homepage verwies der Link: *Provinzstadt?* auf die Erklärungsbedürftigkeit des Ortes<sup>33</sup>. Es scheint, als ob der Strukturwandel, den die Provinzstädter erlebten, deutlich mehr Erklärungsnotwendigkeit erzeugt hat, als kommuniziert werden konnte. Noch bis in die 1990er Jahre wurden Verantwortliche in Provinzstadt nicht müde, trotz der desolaten Lage am Standort für Schuhproduktion festzuhalten.<sup>34</sup> 1998 wurde nach über 40 Jahren die SPD-Regierung abgewählt und ein neuer lokalpolitischer Weg eingeschlagen.

2009 beklagt einer der letzten erfolgreichen Schuhunternehmer am Ort Hartmut Stachel: „Die Stadt hat kein Selbstbild, weiß nicht wohin“.<sup>35</sup> Fast wortgleich greift der Provinzstädter Oberbürgermeister Herman Mitte die Frage der Identitätsbestimmung auf: „Wer sind wir? Was können wir? Wo wollen wir hin?“<sup>36</sup> Der Ablösung vom industriegesellschaftlichen Sein folgt die existenzielle Fragwürdigkeit. Das Soziale wird neu entworfen, wer ist beteiligt am Findungsprozess?

### **2.3. Ortseindrücke (I): Auf und Ab in Provinzstadt<sup>37</sup>**

Natürlich habe ich vorab die Presse befragt: „Pleitestadt“, „Verliererstadt“, „Schlusslicht“. Diese medialen Etikettierungen hat die Provinzstadt in Rheinland Pfalz allein in einem Jahr erhalten.<sup>38</sup>

---

<sup>33</sup> Die Homepage wurde 2012 umgestaltet.

<sup>34</sup> In den Archiven der Lokalzeitungen lassen sich Zahlreiche Indizien über die schwierige Aushandlung von Fortführung oder Abkehr von der Schuhspezialisierung finden. Der Wirtschaftsgeograph Eike Schamp unterscheidet für Provinzstadt sektorale, kognitive und politische „lock-ins“ (Schamp 2005: 619 f.). Gemeint sind die lokalen Handlungsmuster im Umgang mit dem Strukturwandel in der Schuhindustrie. Die Monostruktur war und blieb für Unternehmer ebenso wie für Arbeiterfamilien und Lokalpolitiker auch in Zeiten des Niedergangs das alleinige Handlungsfeld. Die Verflechtungen traditioneller Familienunternehmen mit den Gewerkschaftsvertretungen und der Lokalpolitik waren verknüpft mit der Praxis der Arbeiterfamilien über Generationen frühzeitig, spätestens nach der (Haupt-)Schule in den Fabriken zu arbeiten. Qualifizierung war nicht nötig und wenn man sich für Weiterbildung entschied, dann wurde sektorspezifisch die Schuhfachschule besucht. Auf der Hintergrundfolie des Wachstumsdenkens führte die „Verzahnung“ von schuharbeiterlicher Lebenspraxis mit schuhpolitischer Stadt- und schuhindustrieller Wirtschaftsstruktur Provinzstadt einst zum Erfolg und war als Abschottungsstrategie gleichsam für seinen Niedergang mitverantwortlich.

<sup>35</sup> Hartmut Stachel, Interview vom 22.5.2009.

<sup>36</sup> Herman Mitte, Interview 2011.

<sup>37</sup> Dieser Text entstand im Rahmen des Forschungsprojektes „‘Social Capital’ im Umbruch europäischer Gesellschaften“.

Dann lese ich, dass Provinzstadt zu den Spitzenreitern in der Kinderarmut gehört, die Mütter dort bundesweit den geringsten Elterngeldbetrag erhalten und zudem die dicksten Kinder haben. Die Einwohner seien ebenso wie die Unternehmen am höchsten verschuldet und die Schrumpfungsprognosen bis 2050 bei dreißig Prozent liegen. Dabei war die einstige Schuhmetropole mit hunderten von Fabriken das Herzstück der Region: Arbeitgeber und Identitätsstifter – Garant funktionierender Sozialgefüge, mit der höchsten Millionärsdichte. Die Wolken hängen tief, als ich an diesem Mittwochnachmittag nach neun Stunden Fahrt ankomme. Die Hauptverkehrsader durch Provinzstadt, die Saarbrückerstraße mit den mehr oder weniger heruntergekommenen niedrigen Häusern erinnert mich an eine amerikanische Kleinstadt. Casinos, Werbetafeln, weit und breit keine Passanten. Ich durchquere das *Centrum*<sup>39</sup>, fahre bis zur Königstraße 94. Hier im Erdgeschoss liegt mein Quartier für die nächsten Tage. Die Ferienwohnung habe ich übers Internet gemietet. Es war die einzige Möglichkeit, jenseits eines Drei- oder Vier-Sterne-Hotels eine bequeme Unterkunft in Provinzstadt zu finden. Das magere Angebot wird verständlich, kennt man die entsprechende Statistik. Durchschnittlich halten es Besucher nur zwei Nächte in der Stadt aus<sup>40</sup>. Nicht Urlauber, sondern Geschäftsreisende kommen in die Stadt, denn Provinzstadt besitzt einen internationalen Messestandort. Zwar war die Auslastung der sieben Hallen in den letzten Jahren von starken Schwankungen betroffen, aber gegenwärtig finden dort wieder regelmäßig Messerveranstaltungen statt. Von ihrer einstigen Spezialität der „Provinzstädter Schuh- und Lederwarenmesse“ ist heute die kleine zweitägige Veranstaltung „Schuhsammelmusterung“ geblieben. Die Messehallen werden indes gefüllt mit der „Kulinaria & Lifestyle“ und der „Anja – die Messe für Angeln und Jagen“. Der Versuch ist, mit Ernährungs- und Freizeitthemen die Messehallen zu erhalten.

Analog zu den Entwicklungen in anderen ehemaligen Industrieregionen richten sich auch in Provinzstadt zahlreiche Strategien auf den Aufbau des Tourismus in der ehemaligen Industrieregion: vom Elektrorad für die ältere Gästezielgruppe bis zum Mitmachmuseum „Dynamikum“ in der frisch sanierten Schuhfabrik, die auf einem der Berge der Stadt thront. Bergab

---

<sup>38</sup> Vgl. auch Fußnote 18.

<sup>39</sup> Mit „Centrum“ ist in Provinzstadt die Stadtmitte gemeint. In seiner Schreibweise vermutlich angelehnt an das französische *centre ville*, durch die geographische Nähe durchaus plausibel. „Centrum“ wurden aber auch die DDR-Warenhäuser genannt. (Provinzstädter Zeitung vom 6. Mai 2009).

<sup>40</sup> Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz.



führt ein Fußweg in den Wald. Spannende Experimente aus der Wissenschaft plus Erholungsversprechen sollen Touristen in die Stadt locken. Ein Konzept für familienfreundliche Übernachtung liegt noch in der Schublade des Stadtmarketing e.V.

In der Königsstraße begrüßt mich Joachim Seiler, der Vermieter, und führt mich durch das sanierte Haus aus dem späten 19. Jahrhundert. Die gemütliche Ferienwohnung mit Küche und großzügigem Badezimmer liegt im Erdgeschoss. Eine steile Holzterasse führt ins obere Stockwerk. Hier lebt Joachim Seiler mit seiner Frau Anna. An einer Wandkarte der Region verschaffe ich mir einen ersten Überblick.

*„Da die Königstraße, dort die Innenstadt, hier die ehemalige KOPP-Schuhfabrik, dort unser Wochenendhäuschen 30 Kilometer vor der Stadt im Wald, 30 Autominuten bis zur französischen Grenze,“* erklärt der gebürtige Rheinländer stolz. Ihm liegt das Wohl der früheren Schuhmetropole am Herzen. Der ersten wirtschaftlichen Katastrophe, dem Einbruch der Schuhindustrie in den 1970er Jahren, folgte die zweite nach dem Mauerfall, der Abzug der alliierten Truppen in den 1990er Jahren. Mit den Amerikanern verschwanden noch mehr Arbeitsplätze, dieses Mal nicht in der Industrie, sondern in der Verwaltung. Die Kaufkraft sank enorm. Unzählige Souvenirshops schlossen, weil die Abnehmer fehlten. Heute ist die Stadt zu arm, um die historischen Altbauten zu erhalten. Hundertjährige Stadtvillen verfallen ohne zahlungsfähige Eigentümer.

Das Ehepaar Seiler sieht sich von der Niedergangstragödie nicht betroffen. Ihr Haus haben sie eigenhändig saniert und ausgebaut. Als Stadtratsmitglied kennt Seiler die Leerstandszahlen aber genau. Erst vor einigen Monaten ereilte die Stadtobersten der nächste Schock: 3000 Kinder leben in Provinzstadt unter der Armutsgrenze. Das „Schlusslicht“ ist wieder mal am Ende.

*„Und was wollen die Soziologen bei uns? Die Demografen, Marktforscher und wer weiß ich, waren doch alle schon hier. Es gibt nichts mehr zu entdecken.“* Seiler hat die Nase voll. Provinzstadt überforscht? Ähnlich wie Ostdeutschland hält die Stadt dazu her, mehrgenerationale Arbeitslosigkeit, den Verfall der Städte im Westen der Republik, die Alterung der Gesellschaft oder die Abwanderung der Jugend in schockierenden Zahlen zu belegen.

Doch wie leben die Leute? Sind hier alle arm, alt oder wollen weg? Wer hält hier wie die Dinge zusammen, wie gelingen Kontinuitäten und was schafft Zukunft? Seiler zuckt mit den Achseln. Als Monteur lernte er nach der Wende den Osten kennen: *„Mein Gott, wie es damals da aussah.“* Heute sehen die Gebäude und Straßen in Provinzstadt ganz ähnlich aus. Als

Seiler seinen Job als Monteur verlor, schulte er um und ging, als Sozialarbeiter angestellt bei einer Wohnungsgesellschaft, zu Bewohnern in den sozialen Brennpunkten:

*„Ich habe viele Gespräche mit Arbeitslosen geführt, aber keiner hatte Beratungsbedarf. Sie wissen über ihre Rechte Bescheid und wollen lieber einen Job statt einer Beschäftigungstherapie.“*

Noch immer warten einige auf den großen Investor, den Arbeitgeber, der für die zahlreichen ungelernten Arbeitskräfte Maschinen bereitstellt oder ihnen Werkzeuge in die Hände drückt. Die Hoffnung ist aussichtslos. Die meisten wissen das.

Indes besichtige ich in der Königstraße noch die Waschmaschine im Keller, die Fahrräder im Hof und den Rosengarten und muss die Einladung zur sofortigen Stadtrundfahrt ablehnen. Seiler entschuldigt sich für seine Gesprächigkeit. Ich winke ab, ich freue mich über seine Offenheit. Wer redet schon über das, was andere als Desaster beschreiben?

Ein Blick auf die Uhr, ich bin in Eile. Das Abendprogramm wurde gerade angepfiffen. Ich kenne Fußball nur aus der Bundesliga. Vor langer Zeit hatte der Provinzstädter Traditionsverein dort fast mitgemischt. Das letzte Mal vor über dreißig Jahren. Da ging es der Stadt und dem Verein noch blendend. In den sechziger Jahren arbeiteten fast 30.000 Menschen in der Schuhindustrie und die Provinzstädter Fußballer spielten zwischen 1950 und Mitte der siebziger Jahre zweimal im DFB-Pokal-Halbfinale. Fünfmal verpasste man den Bundesligaaufstieg. Die letzte Chance vereitelte Bayer 05 Uerdingen in den Relegationsspielen am Ende der Saison 1974/75. Von da an ging es abwärts: umfassend. Während der Verein in die 5. Liga abrutschte, verlagerten die Traditionsunternehmen die Schuhproduktion ins Ausland und die amerikanischen Soldaten verlassen ihren Stützpunkt in Provinzstadt. 2006 besiegte Provinzstadt, damals Regionalligist im Pokalspiel Werder Bremer mit 5:3 nach Elfmeter. Heißt: mit dem Außenseiter Provinzstadt muss man rechnen.

Das heutige Spiel findet in der Oberliga Südwest gegen den Tabellenersten Saarbrücken statt. Die Saarbrücker Kicker spielten einige Jahre zuvor in der 2. Bundesliga und im anstehenden Derby sind sie der Favorit. Ich durchquere wieder die Stadt und folge der Beschilderung zum Stadion im ehemaligen Armeequartier, heute Technologie- und Sportpark. Leere Wohn- und Bürohäuser und ein hell erleuchtetes Stadion in der Abenddämmerung. Gegenüber ehemalige Kasernenblöcke im bundesrepublikanischen Gründerbau. Großflächig ist der Putz von den Wänden gefallen, dunkelgrau der Himmel im Westen. Ich stelle das Auto auf den großzügigen Parkflächen ab. Die kleine beleuchtete Tribüne wirkt verloren in dem weitläufigen Areal. Als VIP-Gast darf ich alle Vorzüge des Traditionsvereins genießen. Tribünen-

blick, Freibier und belegte Brote und einen Sitzplatz im Klubraum während der anschließenden Pressekonferenz. Trainer Andrew Johnson, Halbamerikaner, lobt den Publikumsansturm. 1200 Zuschauer, das sei längst nicht mehr Alltag beim abstiegsgebeutelten Verein.

Auf dem Platz fliegen die Fetzen und aus dem dunkelgrauen Himmel gießt es in Strömen. Im Klubraum spreche ich mit Paul Lutz, dem Geschäftsführer des Vereins, ein kleiner, flinker Mann mit windschnittig kurzem Haar und geschäftiger Miene: *„Ich werde Ihnen jeden vorstellen, den Sie kennen lernen wollen. Und Sie können dann ein ganzes Buch über Provinzstadt schreiben.“* Ich bin begeistert, lache über den Scherz, und ahne noch nicht, wie recht er haben wird. Bevor ich wieder Luft geholt habe, steht schon der B-Jugend Trainer Marcel Randt vor mir. Lutz macht uns bekannt, nickt zufrieden und eilt schon wieder los. Ich schlage mein Notizbuch auf. Ohne zu zögern, erzählt der junge Trainer von der Armut in der Stadt:

*„Die Jugendlichen in meiner Mannschaft kommen aus, ich sag mal, normalen Elternhäusern und viele aus armen Verhältnissen. Für diese Spieler ist der Fußball alles und sie hoffen natürlich, hier entdeckt zu werden, um daraus zu kommen.“*

Auch ein ansässiger Unternehmer gibt Geld für den fußballerischen Nachwuchs, denn in den Vereinskassen sieht es mau aus. Talent allein reicht nicht. Wenn die Eltern die Beiträge nicht bezahlen, müssten die Kinder zuhause bleiben.

Das ist kein Sonderproblem des Fußballvereins. Die vielen Vereine (weit über fünfzig) der Stadt haben sich wegen des allgemeinen Nachwuchsproblems zusammengetan, kooperieren mit Jugendhilfe und Verbänden, sammeln Spenden, bringen ihre Angebote zu den Kindern in die Schulen und Kindertagesstätten. Organisierte Fahrgemeinschaften verkürzen den Weg zur Freizeitbeschäftigung. Weder Geld noch Transporthindernisse sollen der Teilhabe im Weg stehen. *„Der Kampf um das Kind“* hat begonnen, fasst ein Handballtrainer die Situation zusammen. Früher hatten alle Vereine genügend Mitglieder aus der erwerbstätigen Mittelschicht, die es heute nicht mehr gibt. Heute fallen Ausflüge und Ferienangebote ins Wasser, wenn nicht ausreichend viele zahlungsbereite Eltern ihre Kinder dazu anmelden. Vereine sehen sich aufgefordert, ihrerseits aktiv zu werden.

Als deutlichste Erfahrung des sich verändernden Vereinslebens in Provinzstadt in den letzten 30 Jahren kommt der ehemalige Sozialdezernent und Mitarbeiter in CVJM zu dem Schluss: *„Je schlechter die Situation geworden ist, desto besser ist die Jugendarbeit geworden.“* In der Not entwickelten die Vereine Kooperationen für Veranstaltungen und *„schauen über den eigenen Tellerrand“*.

Marcel Randt erzählt von anderen Erfahrungen der Grenzüberschreitung aus seinem Lehrerberuf. Hin und wieder steckt eine Kollegin einer alleinerziehenden Mutter Geld zu, weil die Frau sonst nicht über den Monat käme. Diese Form des Übergriffs im Lehrerberuf ist weniger gewollt. Aber er kann die Kollegin verstehen: *„Diese Menschen erreichen wir überhaupt nicht. Weder durch Bildungsangebote noch durch Vereinsarbeit.“* Das ist die andere Seite der Wahrnehmung des städtischen wie zivilgesellschaftlichen Engagements. Es sind nur diejenigen zu mobilisieren, die potentiell bereit sind, sich einem Verein anzuschließen. Die das nicht wollen oder können und sich zurückziehen, bleiben außen vor. Am Wochenende spielt seine Mannschaft um den Bundesligaaufstieg in der B-Jugend. *„Da können Sie auch einen Eindruck von den Eltern gewinnen.“* Kann man Armut sehen? Ich sehe mich im Stadion um. Offensichtlich sind die Menschen hier nicht arm. Oder täuscht der Eindruck, der Bier trinkenden, Bratwurst essenden, singenden und Fähnchen schwingenden Menge? Die feiert nach 93 Minuten ihre Fussballmannschaft: *„Wir haben gewonnen!“*. Unverhoffter Sieg gegen den saarländischen Riesen. David schlägt Goliath. So schnell sich die Stadionreihen lichten, so schnell füllt sich auch der Klubraum nach dem Spiel. Ich sichere mir einen Platz. Neben mir gestylte Spielerfrauen. Keine älter als dreißig. *„Ist die Moni da? Nee, die ist doch schwanger. Wir sind noch in der Disco gewesen...“*, dringen Satzteile zu mir herüber. Dann kommen die tropfnassen Fußballer. Die Menge jubelt. Eine Spielermutter mit ausgefranster Dauerwelle beschwert sich über den Schiedsrichter und wettert gegen den unsportlichen Einsatz der Gegner, der dazu führte, dass der Saarbrücker Trainer, der vom Platz geschickt wurde, nicht anwesend ist. So bleibt FKP-Coach Andrew Johnson allein die Spielanalyse. Er lobt die Leistung der Spieler und hofft, dass die Leute nun wieder häufiger ins Stadion gehen, statt Fußball vor dem Fernsehapparat zu schauen. Später im Gespräch mit mir, zeigt Johnson dann Verständnis, dass das Publikum wegbleibt. *„Die 5. Liga ist wenig spektakulär und zehn Euro Eintritt plus Bratwurst und Bier kann sich heutzutage kaum mehr jemand leisten.“* Da ist sie wieder die Rede von den armen Leuten. Die Akteure in Verantwortungspositionen bekennen sich zu einem Thema, das sie Armut nennen.

Vor dem Stadion halte ich noch einen Moment inne. Die Beleuchtung ist schon ausgeschaltet. Vorsommerabendliche Ruhe. Autos mit PS-Kennzeichen rollen über den nassen Asphalt des Parkplatzes. Ich überlege, was es hier zu erzählen gibt: Keine gradlinige Geschichte über den Niedergang einer Stadt, sondern über das Nebeneinander von Hoffnung und Enttäu-

schung, Aufstieg und Abstieg, Beständigkeit und Neuanfang, erzählt von jenen, die dabei sind.

### **2.3.1. Vorgehensweise und Perspektive**

Diesen Auszug eines Textes über Provinzstadt schrieb ich für einen Band des Forschungsprojektes „Überleben im Umbruch“. Er wurde nicht veröffentlicht. Der zuständige Redakteur erklärte, dass dem Text die nötige analytische Durchdringung fehle.

Hier dient der Text als Grundlage, als „*natural history*“, (Hildenbrand/Bohler 2005: 26), um über die Vorgehensweise und das Perspektivenproblem ausführlicher nachzudenken. Warum? Zunächst war ich selbst überrascht, dass ich der Erwartung mit ethnografisch-soziologischem Interesse ein Forschungsfeld aufzuschließen und dies auch analytisch im Griff zu haben, nicht entsprechen konnte. Es gelang mir nicht ohne weiteres, in einem Text den Rahmen zu bauen, den ich in vielen Gesprächen und Diskussionen über meine Felderfahrung sehr wohl entwerfen konnte. Ich benötigte oder es bedurfte einiger Umkreisungen und Zurrücknahmen.

Zuerst nahm ich an, dass sich „von selbst“ zeigt, was sich wie im Feld als relevant strukturiert. Ich war gefangen in den Wahrnehmungen und der Empathie, die ich für das Handeln der Leute in Provinzstadt empfand und konnte den vorgenommen Selektionen nichts hinzufügen. Die Selektion von Erlebnissen, die hier aus den Erzählungen *eine* Erzählung macht, auf bestimmte Ereignisse verzichtet, andere verdichtet, widerspiegelt das Unbehagen, das sich meinerseits im Umgang mit als gesellschaftlich defizitär behandelten Konstruktionen einstellt, hier etwas retten zu müssen, was kollektiv als dysfunktional antizipiert wird, bzw. selbst in der Logik des Dysfunktionalen zu verharren und keine sinnvollen soziologischen Schlüsse ziehen zu können. Man könnte sagen, mir fehlte die Organisationsleistung, das eigene gewonnene Selbstverständnis über das Feld „für Soziologinnen und ein interessiertes Publikum (...) in eine soziologisch anschlussfähige Darstellung“ (Dellwing/Prus 2012: 68) zu übersetzen.

Ich brauchte Abstand, um zu rekapitulieren, was ich da eigentlich erforsche.<sup>41</sup>

---

<sup>41</sup> In Michael Agars Text „Professional Stranger“ wird die Analogie zwischen Psychotherapeut und Ethnologe betont. Auch die Ethnologin sollte sich ihren persönlichen und kulturellen Rucksack vor Augen führen, um die eigenen Strategien des Einschlusses und Ausschlusses im Feld wahrzunehmen (vgl. Agrar 2008: 92ff.).

Ich habe mich vom Feld treiben lassen. Habe mich dort umgetan „where the action is“ (Goffman 1967, zit. n. Dellwing/Pruss 2012: 9), wo was los ist, oder dort, wo ich Repräsentationen vermutete, dessen was einst los war: den Marktplatz, das Museum, das Stadtarchiv, die Fußgängerzone, die ehemaligen Arbeiterviertel, die leeren oder wieder genutzten Schuhfabriken. Ich bin zum Oberbürgermeister-Wahlkampf mitgegangen, war in Schulen, Kneipen und Cafés, bei Sportveranstaltungen und Supermarktverlosungen, zu Lesungen, Ausstellungen und Konzerten, zum Gottesdienst, zum Kaffeetrinken nach Hause, zum Cliquentreffpunkt, zur Eröffnung der Notaufnahme, zu einer Stadtrundfahrt im privaten PKW – je nach Gelegenheit. Einige Akteure habe ich per Emailanfrage kontaktiert. Die Verantwortungsträger habe ich angeschrieben und Termine für Interviews vereinbart, den Oberbürgermeister Herman Mitte, den Schuhunternehmer Hartmut Stachel und den Geschäftsführer des Fußballvereins.

Betrachtet man die Akteure in dem obigen Text unter der Fragestellung des Feldzugangs, sind verschiedene Herangehensweisen herauszustellen: spontan, gelegenheitsabhängig oder gezielt und offiziell. Der strukturierte und der unstrukturierte Zugang sind natürlicher Teil ethnologisch-orientierter Forschung (vgl. Honer 1993, Agar 2008). Das berühmte „nosing around“ und „get the feeling“, „become acquainted with people“ von Robert Park stammt aus seiner Zeit als Reporter und ist das Fundament der durch ihn begründeten Chicagoer Schule (Lindner 2007: 9 ff.). Es ist zudem ein Verweis, dass wissenschaftliche Forschung nicht unter kontrollierten Bedingungen abläuft, sondern Lebenswirklichkeiten dort sichtbar werden, wo sie passieren und zudem der Bedingung unterliegen, dass wir sie wahrnehmen und dann auch noch als Wahrgenommene thematisieren (vgl. Dwelling/Pruss 2012; Mead 1969). Ein durchaus voraussetzungsvoller und selektiver Prozess. Nun liegt es am Forschenden und dessen Sorgfaltspflicht, wie er mit dem Material umgeht, was er daraus macht. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, wenn zuerst das Unbehagen im Kontaktbereich des Forschers oder hier der Forscherin mit seinem/ihrem Gegenstand auftritt (vgl. Hildenbrand 1994). Im Stile des Reporters erzählt der obige Text eine „Geschichte von unten“, die das „Reproduzieren und Nacherzählen eigener Erlebnisse alltäglich Handelnder“ (Hildenbrand 1994: 12) im präwissenschaftlichen Duktus eines journalistischen Textes wiedergibt.<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> Im September 2009 erschien in der Provinzstädter Zeitung eine Reportage, wie ich den Feldkontakt in Provinzstadt im April 2009 erlebte. Einige Passagen sind auch im obenstehenden Text zu finden. Von 2007-2010

Es sind also meine eigenen Erlebnisse mit Akteuren in ihrem alltäglichen Kontext, an Orten und mit Ereignissen, die ich in die Erzählung über Provinzstadt einbaue. Am Anfang stehen Bilder über eine Schrumpfstadt – die medial erzeugten und bei Einfahrt in die Stadt erwarteten Bilder: düstere und leere Straßenzüge, menschenleer, verhangener Himmel. Ein funktionsloser Ort ohne Akteure. Das Abwesende ist zunächst das Besondere, das Phänomen, das die Aufmerksamkeit begründet. Es verweist auf ein anderes, auf das einstig Vorhandene, das immer noch Erwartete. Dieses zugeschriebene und erwartete Bild wird sogleich gebrochen. Am Ankunftstag, der erst am Nachmittag nach langer Anfahrt beginnt, sind nicht etwa Sequenzen eines langsamen Einstiegs ins Feld, die Erholung nach der Fahrt oder ein erster Stadtspaziergang. Schlag auf Schlag reihen sich Szenen des Zugangs in lokale Kontexte und Themen aneinander: der auskunftsfreudige Vermieter der Ferienwohnung, das Fußballspiel mit seinen verschiedenen Informanten.

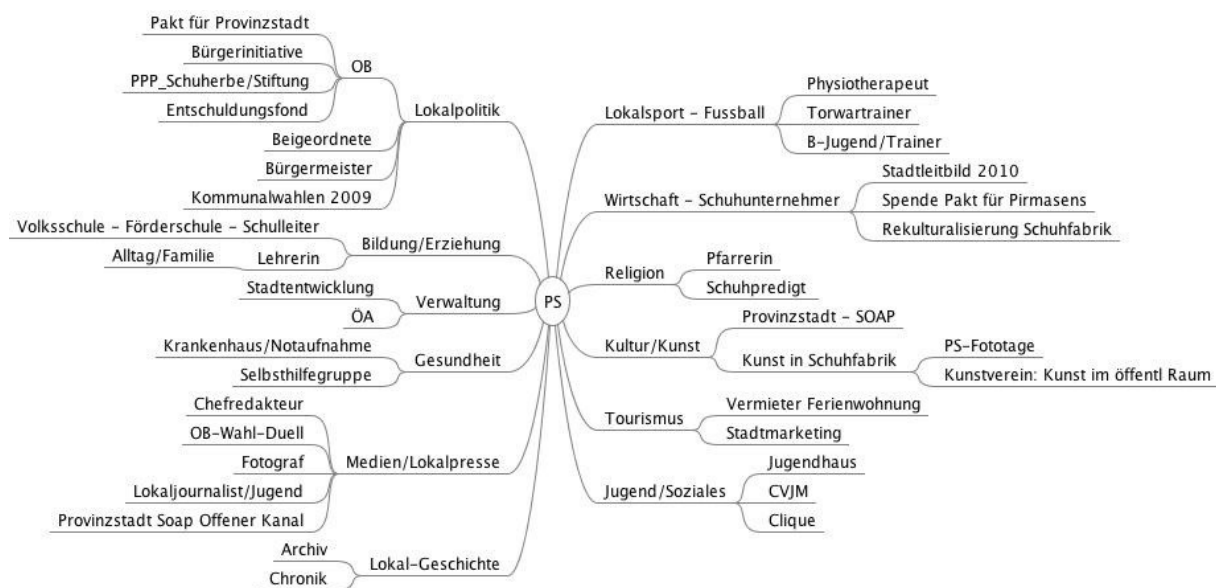
Als hätte man auf mich gewartet, scheint die Bereitschaft mich in ortstypische Abläufe einzuführen und mir Kontakte zu vermitteln, unerwartet hoch. Auch wenn man berücksichtigt, dass ich mich teilweise per Mail angekündigt und die Möglichkeit eines Interviews angefragt habe, zeigt sich während des ersten Aufenthaltes in der Stadt ein erstaunliches Spektrum an Kontakten im Feld (Abbildung 1).

Es sind zunächst Akteure einer Stadt, die jenem Schema entsprechen, welches Rolf Lindner als „ethnologischer Bezugsrahmen“ (2010) zusammenfasst. In der Zuordnung zu systematischen Handlungsbereichen erinnern sie an die eingangs (1.1) aufgeführten Repräsentanten dysfunktionaler Entwicklungen: Arbeit, Wohnen, Freizeit/Gemeinschaft, Nachkommen/Erneuerung, Mobilität und bürgerschaftliches Engagement. Systemtheoretisch gesprochen, decken sie all jene Bereiche ab, die Nassehi für die „Inklusionsmaschine Stadt“ (Nassehi 2002: 211) differenziert.

Im Eintrittsszenario beginnen Bedeutungszuschreibungen. Hier kann die Ordnung des Feldes bereits transportiert sein. Ich behandle sie als „Eingangssequenz“ (vgl. z.B. Hildenbrand 2005b: 45) und leite Hypothesen über den strukturgenerierenden Rahmen, also das WIE des Feldes, ab.

---

arbeitete ich als Journalistin im Hörfunk beim Stadtmagazin in Leipzig. In den Jahren vor dem Promotionsprojekt schrieb ich hauptsächlich Geschichten „von unten“.



**Abbildung 1: Akteurspektrum in Provinzstadt**

Schon im Titel des Textes „Auf und Ab“ steckt das Bild der *Bewegung*, das mir in Provinzstadt begegnete. Zunächst als geographische Erfahrung der bergigen Stadtlandschaft und der Anstiege und Gefälle. Des Weiteren in den Erzählungen von Niedergang und hoffnungsvollen Entwicklungen, Lokalstolz und Heimatverbundenheit, Gesprächigkeit und Offenheit. Letzteres zeigte sich nicht nur beim Vermieter der Ferienwohnung im Enthusiasmus für die Schönheiten der Region. In der kritischen Begleitung von städtischen Entwicklungen steckt die Sorge um das Wohl der Stadt. Besonders eindrücklich zeigen die Szenen im Umfeld des Fußballvereins Variationen des Engagements, das Nebeneinander von Abstieg und Aufstieg. Jenseits des „Rankings“ in einer bestimmten Liga, dienen Tradition und Gemeinschaftlichkeit sowie die Anbindung an eine überregionale, ja internationale Gemeinschaft des Fußballs mit seinen geltenden Symbolen und Ordnungen im Mannschaftsumfeld als Relevanzstruktur am Ort und darüber hinaus. Hieraus ergeben sich Chancen für einzelne Akteure, wirkungsvoll zu handeln. Lokalsport ist besonders für Klein- und Mittelstädte Ort für Vergemeinschaftung (vgl. Lindner 2010). Neben der Teilhabe als Sportler selbst sind ehrenamtliche Trainer, die Stadtbevölkerung mobilisierende Spiele und die Verortung in regionalen, nationalen und globalen Arenen des Wettbewerbs umfassende Integrationskanäle.

Hier wird der Status einer Stadt mindestens genauso bedeutsam verhandelt wie in Rankings zur ökonomischen Performanz. Tradition trifft auf Öffentlichkeit. Über Zustand der Mannschaft, Qualität des Spieles und chancenlose Gegner und Schiedsrichterentscheidungen kön-



nen unproblematisch Urteile ausgetauscht werden. Sieg oder Niederlage der eigenen Mannschaft bedeutet unmittelbare Steigerung des Selbstbewusstseins oder eben Schwächung des selbigen. Hier hat das individuelle Gefühl einen gesellschaftlichen Ort. Die Zugehörigkeit zu einem Verein mit Tradition bedeutet Bindung auch über die Grenzen der Stadt hinaus. Egal, wo man sich auf der Welt aufhält, das Herz schlägt für den Heimatverein. Im Sportverein sind auch die Generationen strukturiert beieinander. Zum Spielen zu alt, trainiert der ehemals aktive Spieler den Nachwuchs – von seiner Erfahrung können die Jüngeren lernen. Wenn andernorts über altersgemischte Beschäftigungsstrukturen im Zuge der Verjüngung das verloren gegangene Wissen in die Betriebsabläufe wieder eingebracht werden soll, ist es im Vereinsleben seit jeher Bestandsgarantie. Auch wenn der Nachwuchs knapp wird oder bei Erfolg schnell in potenteren Vereinen verschwindet, es gibt wenig Äquivalente, in denen die Jugend Erfolge so wirksam demonstrieren kann und den Stolz der Eltern nach sich zieht, denn auch ihr Ansehen steigt. Der Fußballverein bietet einen geordneten Rahmen und ein „Auf und Ab“, das kontrollierbar ist, weil es sich immer noch innerhalb der Erwartungshorizonte von Beteiligten abspielt.

Es werden Grenzüberschreitungen verschiedenster Art thematisiert. Die Zahlen zur Armutsquote in der Stadt berühren eine Akzeptanzgrenze bei bestimmten Akteuren. Armut ist ein Signalwort, das unmittelbare Reaktionen hervorruft. Die Verantwortlichen in der Stadt reagieren mit zunehmenden Kooperationen und Verdichtung der Angebote. Kinder werden als Ressourcen verstanden, um die es zu kämpfen lohnt. Die sinkenden Zahlen verfügbarer Kinder mobilisieren die Vereinsakteure. Das gesteigerte Engagement und die Vereinsarbeit durch Netzwerke zu organisieren, wird als Verbesserung wahrgenommen.

Die Grenzüberschreitung gelingt aber auch als Außenseiter. Überraschungserfolge im Fußball ermöglicht die Hoffnung, auch dem zugeschriebenen Außenseiterstatus durch demografische und ökonomische Rankings ein Schnippchen zu schlagen. Werden die Erwartungen gebrochen, die solche tabellarischen Performanzabbildungen suggerieren, steigt das Gemeinschaftsgefühl. Das normalerweise abwesende und an diesem Abend zahlreich anwesende Publikum bestätigt die Unterstützung solch einer Überraschungsoption.

#### **2.4. Ortseindrücke (II): Wildberg - Mittendrin und trotzdem nicht dabei**

Wildberg ist nur ein Katzensprung von Leipzig entfernt, direkt an der A9, am Autobahnkreuz und am Flughafen Halle/Leipzig. Mitteldeutscher Wirtschaftsraum – ein riesiger Gewerbe-

park. Doch der Eindruck entsteht auch von der Autobahn aus: Wildberg ist Transitort. Mit-tendrin, aber immer vorbei in Richtung Berlin oder München oder mit dem Flieger in die Welt.

Es ist wie ein Sonntagsausflug an diesem Dienstag, als ich den ersten Ausflug nach Wildberg unternehme. „Wie jedes Mal, wenn ich in eine unbekannte Stadt reise, das Gefühl der Vorfreude und Aufregung wie wohl der erste Eindruck ist. Jede Reise danach wird von Bekanntem gesäumt sein und noch Unbekanntes und Neues wird daran anknüpfen.“<sup>43</sup> Einfahrt in den Bahnhof. Die monströse Fabrikhalle gegenüber dem Gleis kenne ich schon. Überhaupt: „Ich kenne Wildberg. Ich bin hier schon umgestiegen oder durchgefahren. Ich bin ganz sicher“.<sup>44</sup>

Fährt man von Leipzig nach Jena mit dem Zug und nutzt die Regionalzugverbindung über Wildberg und Naumburg, damit das Fahrrad mitreisen darf, stellt sich diese Durchreise-Erfahrung ebenfalls eindrücklich her. In Wildberg angekommen, steigt ein Strom von Mitreisenden mit Fahrrädern und Gepäck die Treppe am Gleis 1 hinab, unterquert Gleis 2 und 3 und erreicht den Bahnsteig wieder am Gleis 4. Vereinzelt laufen Menschen Richtung Ausgang. Noch 15 Minuten auf den Anschluss warten in Richtung Leipzig. Einige greifen zum Handy, um zu telefonieren, andere machen mit selbigem ein Foto von der Textilindustrieruine im geschwungenen Gründerzeitstil gegenüber den Gleisanlagen. Ich denke, dass sie denken: Wieder eine Stadt im Osten, die es nach der Wende nicht geschafft hat?! Und ich solidarisiere mich in diesem Moment mit all den Sorgenträgern, die in heruntergekommenen Fassaden, leeren Fabrikgeländen und unbewohnten Häuserzeilen einen Makel für ihre Städte befürchten, diese Orte als „*Schandflecken*“ bezeichnen, auf die andere herab sehen und sie, die an Ort und Stelle noch Stellung halten, in Verdacht einer Mitschuld geraten.<sup>45</sup>

---

<sup>43</sup> Feldtagebuch 20.07.2010. Walter Benjamin fasst unter der Überschrift: „Verlorene Gegenstände“ dieses Gefühl folgendermaßen zusammen: „Was den allerersten Anblick eines Dorfes, einer Stadt in der Landschaft so unvergleichlich und so unwiederbringlich macht, ist, daß in ihm die Ferne in der strengsten Bindung an die Nähe mitschwingt. Noch hat die Gewohnheit ihr Werk nicht getan. Beginnen wir erst einmal, uns zurechtzufinden, so ist die Landschaft mit einem Schlage verschwunden wie die Fassade eines Hauses, wenn wir es betreten. Noch hat dies kein Übergewicht durch die stete, zur Gewohnheit gewordene Durchforschung erhalten. Haben wir einmal begonnen, im Ort uns zurechtzufinden, so kann jenes früheste Bild sich nie wieder herstellen.“ (Benjamin 1984: 39).

<sup>44</sup> Feldtagebuch, 2.7.2010.

<sup>45</sup> Die Last einer stigmatisierten Stadt entsteht dadurch, „daß wir immerzu bestimmte Annahmen darüber gemacht hatten, was unser Gegenüber sein sollte.“ (Goffman 1994 [zuerst 1963]: 10; vgl. auch Gabler 2012).

1986 schreibt die Chronistin Christel Förster in einem Bildband über die Stadt von der „Durchreise-Erfahrung mit der Stadt“ (Kuper/Förster 1986: 9): „Man kennt also alles, weiß Bescheid“, fasst Förster diesen Eindruck zusammen und ist überzeugt, dass „unter diesem vorschnellen Urteil von Durchreisenden“ die Stadt leide (Förster 1986: 9). Weniger wohlwollend formuliert Christoph Dieckmann für Die ZEIT im März 2011: „Wildberg sieht so marode aus wie 1989“ (Dieckmann 2011). Hat Dieckmann den Bahnhof ebenfalls nicht verlassen und sein Urteil aus dem Fenster des ICE gefällt?

**Foto 2: Am Bahnsteig: Blick auf die Industrieruine**



„Vorsicht bei der Durchfahrt eines Zuges!“ Der ICE rauscht an Wildberg auf der Berlin-München-Strecke vorbei sowie auch die Güterzüge, die regelmäßig den Bahnhof passieren und umliegende Chemiestandorte anfahren.

Als ich einige Wochen später zu den Wenigen gehöre, die den Bahnhof verlassen, noch die Lautsprecheransagen über mögliche Umsteigeoptionen und Anschlussverzögerungen im Ohr, durch die riesige Bahnhofshalle laufe, in der ein DB-Shop und ein Fahrkartenschalter mit eingeschränkten Öffnungszeiten wie übriggebliebene Restposten einer Konkursmasse

wirken, spüre ich erst Erleichterung als mich Vogelgezwitscher am Ausgang Flussufer in Empfang nimmt. Zwei Reisende steigen in wartende PKWs vor dem Bahnhof und die Taxis ziehen geräuschvoll über Kopfsteinpflaster von dannen, als niemand mehr das Bahnhofsgebäude verlässt.

**Foto 3: Sanierter, aber verwaister Bahnhof von Wildberg mit stehengebliebener Uhr**





Foto 4: Bahnhofsausgang mit Willkommensgruß



Der Willkommensgruß in den Gleisbögen (Foto 4) hält keine Industriegeschichte bereit. Novalis, Fürstenhäuser, Bismarckturm und die Schlossanlage drängen sich auf der Abbildung, um Kulturhistorie zu markieren. Üppige Kulturdenkmäler präsentieren den Ankommenden die Wildberger Besonderheiten.

Neugierig bewege ich mich vom Bahnhof zur Fußgängerbrücke, die über den Fluss in Richtung historisches Zentrum und Marktplatz führt, mit Wegweisern zum ausgebauten Radweg, links die Volkshochschule mit IHK Bildungszentrum, vorbei an einem leerstehenden Geschäft und vollgestopften Secondhand-Laden mit „Babyland Neuware“, einem Schaufenster der „Heinzelmännchen“-Dienstleistung für Umzugs- und Haushaltsauflösungen. Ein Heizungs- und Sanitärgeschäft wirbt im nächsten Schaufenster mit dem Schriftzug: *Baumarkt? Nein Danke!* Darunter: Telefonnummer und Adresse. Das beworbene Geschäft liegt außerhalb der Innenstadt in der nördlichen Neustadt. An der Ecke ein Taxi-Express mit dem Slogan „*schnell und sicher zum Ziel*“. Gegenüber der Hypovereinsbank ein Immobilienbüro mit Haus- und Grundstücksannoncen im Schaufenster, ein Friseur und Kosmetikstudio, die Schleiferei Lehmann hat am Fenster den Hinweis angebracht: *wir gravieren!* Weiter in der Kleinen Straße werden in Nachbarschaft zur Adecco Zeitarbeitsfirma im „Filzlausstübchen“ Keramikurse angeboten und im Haus nebenan das Hanoi Bistro, das am Ende der Forschungsphase ver-

schwunden ist. Am Ende der Straße ist links der Marktplatz, rechts am Eingang der Fußgängerzone das Kaufhaus Müller – ein Bauhaus Gebäude.

Auf dem Marktplatz ist Markttag. Marktfrauen in Kittelschürzen aus Nylon wiegen Gemüse aus dem Garten mit eisernen Gewichten, verstauen Eier von heimischen Hühnern in vom Kund mitgebrachten Verpackungen. Ihre Stände sind eingekreist von Billigwarenhändlern mit ausladenden Warentischen, auf denen Spielzeug und Kurzwaren, Handtaschen, Baumwollschlüpfer und Synthetikblusen angeboten werden. Die Kundschaft sind Senioren. Vereinzelt verstauen Frauen Möhren und Kartoffeln im Kinderwagen. Junge Kerle, tätowiert und mit Basecap, kreuzen stechschrittartig den Platz, schielen hektisch nach links und rechts, drehen sich mehrmals um wie Verfolgte. Touristen baumeln Kameras um den Hals. Mit Socken in den Sandalen schlendernd sie mit ständigem Blick nach oben, Fingerzeig zum Balkon des roséfarbenden Barockrathauses.<sup>46</sup> Minerva und Justitia links und rechts der Balkonbrüstung. Als wir am Nachmittag wiederkommen, ist der Marktplatz wie leergefegt. Vom Markttag keine Spur. Im Brunnen plätschert kein Wasser.

Neben der Marienkirche entdecke ich in der Touristeninformation eine Buchankündigung: „*ZeitSprünge Wildberg*“. Der Autor stellt historischen Stadtansichten um 1900 eigene aktuelle Aufnahmen von 2009 gegenüber.

An der Tür der Touristeninformation fällt mir auf: wie in Provinzstadt ist auch hier die Touristeninformation nicht am Sonntag geöffnet. Man rechnet wohl nicht mit Besuch am Wochenende. Ausgestattet mit Touristenplan nehme ich Kurs auf das Schloss oben auf dem Berg mit Blick über die Stadt. Im Schloss das Schuhmuseum. Die Ausstellung über Schuhpraktiken in der ganzen Welt rahmt die historischen Präparate und die Darstellungen zur Schuhmacherzunft in Wildberg. Die Ausstellung selbst ist ein Relikt aus DDR-Zeiten, zuletzt erneuert Ende

---

<sup>46</sup> Während in Wildberg die Gruppe der Touristen mit Blick nach oben auffällt, erinnere ich mich an eine Straßenkunst-Initiative in Köln. In der ständig prall gefüllten Fußgängerzone „Schildergasse“, die von Passanten tagtäglich geschäftig durchquert wird, befanden sich Schriftzüge auf dem Boden „Blick heben“. Die durch den zweiten Weltkrieg fast vollständig zerstörte Kölner Innenstadt hat hier und da einige historische oder architektonisch interessante Bauten zu bieten. Der nach unten oder vorne gerichtete Blick ist für den Passanten typisch. Der nach oben gerichtete Blick für den Touristen. Weder die Passanten noch die Touristen richten ihren Blick auf die Mitmenschen. Die Einen sind nur auf städtebauliche Symbole konzentriert, die anderen auf ihre persönlichen Ziele in der Stadt orientiert. Die direkte Adressierung irritiert beide, etwa durch Bodenmarkierungen oder durch direkte Anrede (z.B. Entschuldigung, kann ich Sie was fragen?) wird aber sogleich abgewehrt: Keine Zeit! Oder: Ich bin nicht von hier. Die Reichweite des Anderen spielt für beide Praktiken in der Stadt gerade keine Rolle. So oder so bleibt der durchschrittene Stadtraum ein anonym.

der 1980er Jahre. Ich laufe geräuschvoll über den unter den Sohlen quietschenden Linoleumboden von einem Raum zum Nächsten<sup>47</sup>.

Auf dem Schlossvorplatz dokumentieren Schautafeln das IBA-Stadtumbauprojekt. Statt ins Schuhmuseum zu gehen, zieht es mich in den Stadtteil auf der anderen Seite des Flusses, die Neustadt, Arbeiter- und Wohnviertel. Fließender Verkehr begleitet mich unter der Eisenbahnbrücke hindurch stadtauswärts in die Neustadt. Rechts hinter der Brücke der Filmpalast aus den 20er Jahren – wieso ist dort niemand drin oder ist da jemand drin? – kurzes Berlingefühl kommt auf der „Magistrale“ von Wildberg auf, eine Architektin schreibt über das alte Kino: „Ein Hauch von Großstadt“ (Huke, 2014). Aber dann: Parkplatzeinfahrt zum Discounter, der am stärksten frequentiert ist, links und rechts Wohnhäuser größtenteils leer, Döner-Imbiss und das Wildberger Kulturhaus links, in Sichtweite zum Filmtheater – die Kasse geschlossen, aber Veranstaltungspläne liegen aus. Hier passiert also noch was: Termine für das Musical Tabaluga, einstudiert vom Wildberger Verein Music Art, und ein Puhdys-Konzert werden angekündigt. Daneben wirbt ein Orion-Plakat für den Erotik-Shop im Einkaufscenter außerhalb. Auf dem Rückweg sitzen zwei Kinder auf dem Marktplatz. Vor ihnen ist eine Decke mit allerlei Kram ausgebreitet. Sie verkaufen am Rand des sonst ausgestorbenen Marktplatzes ihr Spielzeug. Als ich vorbeilaufe, steht das ungefähr 10-jährige Mädchen auf und hält mich auf:

*„Haben Sie Kinder?“*

*„Ja.“*

*„Wollen Sie nicht einen Ball kaufen für sie. Kostet nur einen Euro.“*

*„Nein, wir haben Bälle.“*

*„Aber schauen Sie, der ist für kleine Kinder sehr schön.“*

Das Mädchen dreht sich in Richtung Decke um, kontrolliert mit einem Blick über die Schulter, ob ich ihr folge.

Es ist ein ziemlich normaler Gummiball von 15 cm Durchmesser. Ich nehme ihn prüfend in die Hand und gebe dem Mädchen zwei Euro.

Die neue Generation der Wildberger Marktweiber, denke ich, und laufe zum Bahnhof zurück.

---

<sup>47</sup> Feldtagebuch am 20.09.2012.

### *Szenenwechsel*

Das Café Centra am Markt. Es wird mehrmals Treffpunkt für Gespräche besonders mit Gesprächspartnern meiner Altersklasse um die 35. Hier finden aber auch regelmäßig Tanz- und Kaffeenachmittage der Volkssolidarität statt, die das ältere Publikum ansprechen. Der große Innenraum erinnert an eine Hotelbar oder die Lounge der Deutschen Bahn: Kunstlederstühle und Holzoptik, abgetrennte Sitzeinheiten und pro Sitzeinheit eine Lichtquelle. Hier gibt es losen Tee für 3,00 Euro das Kännchen, Cappuccino und Ruccolasalat mit Büffelmozzarella für 5,90. Durchschnittsalter der Gäste 45 Jahre, wenn man die Alten und die Jungen mittelt. Der Blick aus den Fenstern auf den Markt, die Marienkirche und das Barock-Rathaus, außerhalb des Sichtfeldes der *Imbiss Liebe*.

Im *Imbiss Liebe* bin ich Gast, wenn ich allein in der Stadt unterwegs bin. Meinen Beobachtungen zufolge, ist der kleine Imbiss ein Ort der sehr häufig<sup>48</sup> am Marktplatz aufgesucht wird: Es gibt Nudeln mit Gulasch für 4,20 Euro – ich gebe 4,50 und die Köchin füllt noch eine Kelle Nudeln drauf – Eintopf, Senfeier oder Bulette mit Kartoffeln und Soße zwischen 2,50 Euro und 4,50 Euro. Durchschnittsalter 65. Die Räume der Milieus liegen in Wildberg in enger Nachbarschaft. Im Café Centra ein Ort für die mobilen Bohemiens, gegenüberliegend der 15 qm Imbiss, in dem die Jacken erst, wenn sie an der Garderobe keinen Platz mehr haben, über die Stuhllehne gehangen werden. Mit Holztresen und Holzvertäfelung und drei Vierer- und zwei Sechser-Tischen. Mittags um halb eins sind alle Tische besetzt. Rege Gespräche über die strengen Mitarbeiter der ARGE (Bundesagentur für Arbeit), die Kinder, die sich gar nicht mehr melden und die Puhdys, die mal wieder auf dem Markplatz spielen sollen. Ich finde noch einen Platz am Tresen vor dem Fenster mit Blick auf die Essensausgabe. Die Köchin ruft aus der offenen Küche: Wer bekommt die Bratkartoffeln?

Eine Kleinfamilie, Kleinkind, Mutter und Vater im Trainingsanzug, bestellt Nudeln mit Jägerschnitzel zum Mitnehmen und eine Cola zum Gleichtrinken. Neben mir nehmen ein älterer Herr und eine Frau Platz. Sie reden über seine kranke Mutter. „*Nudeln mit Gulasch?*“ Ja, hier. Ich versuche, mich zwischen Stuhlnachbar und Tresenarm in Richtung Köchin zu schieben.

---

<sup>48</sup> „Man kann es auch anders sagen, daß unsere Forschungsarbeit Entdeckungsarbeit ist, und entdecken können wir nur, was da ist, einerlei ob wir es {tatsächlich} entdecken oder nicht.“ (Mead 1969:236) Das entdeckte Ereignis wird in seiner Struktur ein anderes sein, wenn wir es zu einem späteren Zeitpunkt entdecken. Zum Problem der Rekonstruktion von Ereignissen in der Vergangenheit siehe Mead 1969: 229 ff.



Da stellt sie mir schon von der anderen Seite des Tresens den Teller auf den Tisch. „Löffel? Gabel?“

„Gabel.“

„Na, ich gebe noch ein Löffel mit für die Soße.“

Ich fühle mich wie bei meiner Oma: Heimelig. Kein unnötiges Wort. Soße löffeln. Selbstverständliche Anwesenheit ohne Worte. Und trotzdem ist die reduzierte Kommunikation eine Herausforderung. Ich würde sie gerne fragen, seit wann sie hier arbeitet, merke aber, dass das total unangebracht wäre, der Andrang ist viel zu groß.<sup>49</sup> Ich esse und ziehe mich ins Beobachten zurück. Rechts von mir an der Tresenwand, die zur Essensausgabe führt, lehnt ein Mann, vielleicht Mitte 40. Er lehrt die Bierflasche vor sich, geht zur Köchin rüber und reicht ihr die Flasche.

Köchin: „Noch eins?“

Mann: „Jep.“

Er zahlt.

Köchin: „Danke.“ Öffnet die Bierflasche.

Mann: „Und Tschüss.“

Köchin: „Gehst wohl schon?“

Mann: „Nee, jetzt doch noch nicht.“

Köchin: „Na, ich dachte schon.“

Die Köchin nimmt einen Lappen aus einem kleinen roten Plasteeimer und wischt die leer gewordenen Tische ab.

Während das Café Centra zum Jahresende schließt, da die Betreiberin aus gesundheitlichen Gründen aufgibt, bleibt der *Imbiss Liebe*. Dort finden ganz unterschiedliche Akteure Anschluss. Fahrradtouristen sitzen bei schönem Wetter mit ihrer Soljanka an einem der Plastetische auf einen der Plastestühle, studieren die weitere Route auf der Karte und lächeln dem Trupp Bauarbeitern einvernehmlich zu, die an den freien Kapazitäten des Tisches für die Mit-

---

<sup>49</sup> Ich brauche fast zwei Jahre, um die Köchin nochmal zu kontaktieren. Ich rufe sie an einem Wochentag an, morgens um acht und wir verabreden uns zu einem späteren Zeitpunkt, da sie gerade eine Brötchenplatte vorbereitet. Zwei Stunden später rufe ich sie wieder an und wir telefonieren eine halbe Stunde. Die gelernte Köchin hat im berühmten Hotel „Goldener Ring“ (Elternhaus des Komponisten Heinrich Schütz) gelernt, das seit über 20 Jahren verfällt. Seit 1996 arbeitet sie im Imbiss Liebe. Ob die Eigentümer des Hauses die Gastronomie weiter betreiben, ist ungewiss. Sie sind über 70 Jahre alt und ob die Kinder das Haus übernehmen wollen, kann ihr keiner sagen.

tagspause Platz nehmen möchte. Am Stehtisch dahinter klirren die zueinander geführten Bierflaschen, und die Widerspruchsbekundungen zum letzten Bescheid der ARGE („*Denen muss man auch erst sagen, was sie zu tun haben!*“) werden von Gelächter begleitet. Keine Romantik, kein sozialpolitischer Auftrag zum Brückenschlag sozialer Welten. Das Unverbundene findet hier zeitweilig und unverbindlich Ausdruck als Publikum im *Imbiss Liebe*.

#### **2.4.1. Vorgehensweise und Perspektive**

Zwischen Bahnhof und Markt, dem Eingangstor und dem Zentrum städtischen Lebens, ist ein spezifisches Spektrum Wildberger Anschlüsse repräsentiert, deren Verknüpfung zunächst nicht gelingen will. Zum Zeitpunkt, da ich diesen Text schreibe, sind das Hanoi Bistro und das Filzlausstübchen nicht mehr an Ort und Stelle. Der Personaldienstleister betont indes stabil die andauernde Befristung.

Im Kontrast zur Altstadtkulisse für die Touristen mit dem Anspruch des kulturhistorisch Dauerhaften und Kostbaren legen die Bewegungen auf dem Marktplatz, der Second-Hand-Laden und Institutionen der Zeit- und Geldarbeit Deutungen des sozialen Lebens nahe, die das Unbeständige, die zeitlichen Begrenzungen und das Kostengünstige thematisieren.

Der leere Marktplatz am Nachmittag, Pudhys im Kulturhaus, Secondhand-Wirtschaft als dominantes Tauschprinzip. Das Eigene wird für ein paar Euro weiterverkauft: Eier und Gemüse ebenso wie Kinderklamotten und Gummibälle bis hin zur eigenen Arbeitskraft. Letztere wird in einer eigens eingerichteten Agentur zeitweise vermittelt wird.

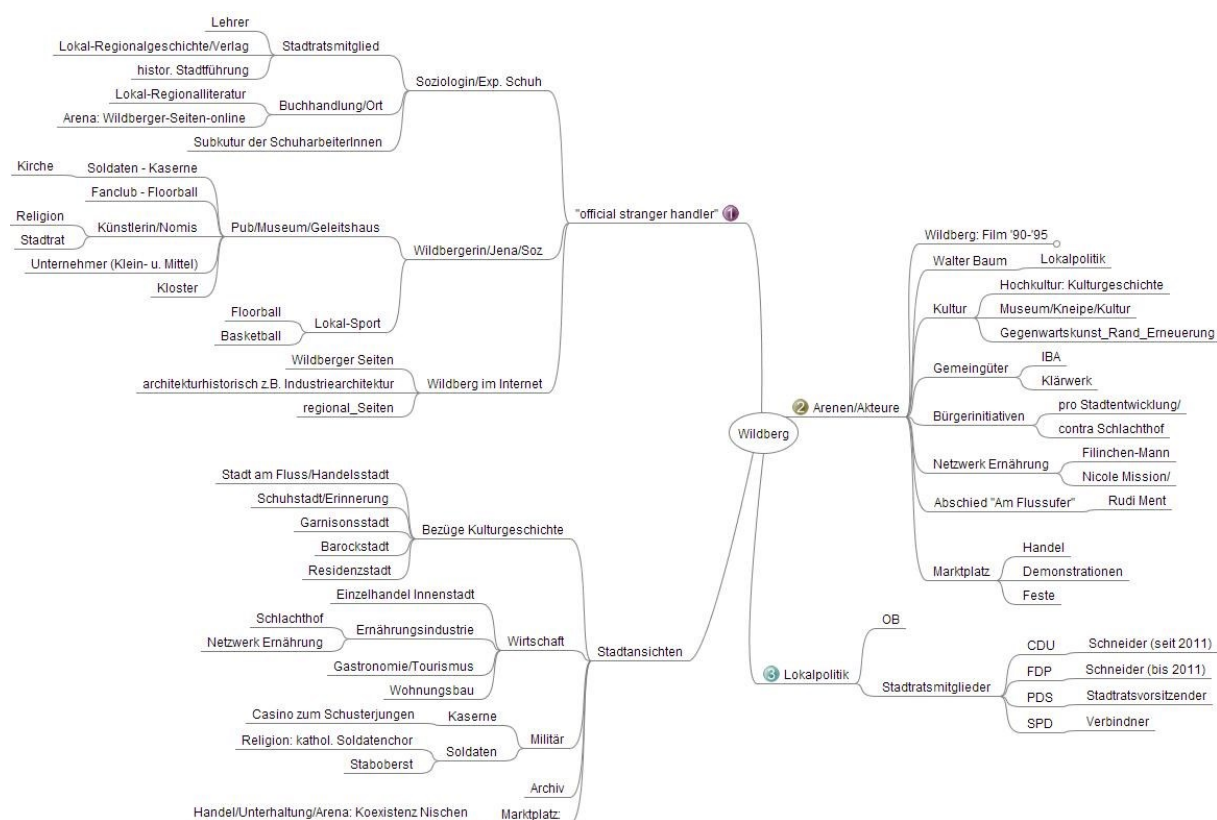
Während Provinzstadt an einem einzigen Abend sein gemeinschaftsorientiertes Potenzial anbietet, begegne ich in Wildberg vielen Welten, laufe von einem Ort zum nächsten. Ich durchwandere die Stadt und lasse mich durch Symbole gefangen nehmen. *Imbiss Liebe*, verfallene Fabriken, restaurierter Barock, belebter und leerer Marktplatz, Zeitsprünge, Auslassungen und Gleichzeitigkeiten von Gegensätzen. Nebenbei habe ich das touristische Vergnügen, an einem Sommertag im Juli eine Kleinstadt am Fluss im kulturhistorischen Ambiente zu erkunden. Es scheint, als sei das Alltägliche verloren gegangen und das Gegenwärtige bedarf zusätzlicher Betonung, um Bedeutung herzustellen: Hinter der hell getünchten Fassade des für gegenwärtige Bedarfe überdimensionierten Bahnhofs spielt sich nichts mehr ab. Er ist ein Relikt aus den Zeiten der Industrialisierung. Bis 1989 pendelten zahlreiche Beschäftigte tagtäglich in die umliegenden Chemiestandorte.

Am Bahnhofsausgang empfängt die Idylle des grünen Flussufers die Reisenden. Ein Radweg demonstriert die entschleunigte Form der „Durchreise“, und der Fremdenverkehrsverein ist

ein Akteur, der vor der Weiterfahrt Verzögerungsmaßnahmen anbietet: Stadtführungen, Zimmervermittlung, kulturelle Ereignisse.

Angebunden an die Wirtschaftsregion Mitteldeutschland liegt Wildberg zugleich in ihrem Schatten. Diese spröden Ambivalenzen werden meine Forschungen begleiten. Wo führt mich das Feld hin?

Auch diese Perspektive entfalten sich: sprunghafte Bezüge, krasse Kontraste, die kein kohärentes Bild entstehen lassen. Widergespiegelt im Spektrum derjenigen Akteure, die mich in Wildberg einführen, denen ich teils durch Kontaktpersonen aus Jena, teils durch Teilnahme am Stadtleben oder auf Anfrage hin begegne<sup>50</sup>.



**Abbildung 2: Akteurspektrum in Wildberg**

Es sind die Abwesenden, über die ich die ersten Kontakte in die Stadt herstelle. Studierende aus Jena. „Haus 4“ nennen die Wildberger Abiturienten die Uni in Jena, an der einige von ihnen nach dem Schulabschluss das Studium beginnen. Da die gymnasiale Oberstufe auf drei Häuser aufgeteilt ist, und die Nähe des Studienortes zu Wildberg den Studenten Wochenendheimreisen umstandslos ermöglichte, wurde kurzerhand der Studienort Jena zum Wild-

<sup>50</sup> Vergleiche zu den Möglichkeiten des Feldzugangs exemplarisch Agrar 2008: 79ff.

berger Einzugsgebiet. Wenn man nur eine knappe Stunde von der Heimat entfernt studiert, sind Gelegenheiten zum Brückenschlagen möglich, ist der Weggang aus Sicht der Abiturienten nur ein verlängerter Weg ins nächste Ausbildungshaus, wo man ganz sicher Altbekannte trifft und gemeinsam Wohngemeinschaften begründet. Es ist ein Weggang ohne Wegzuziehen, doch, um schließlich weg zu bleiben.

Beide Soziologinnen lenken mein Interesse auf das Geleitshaus mit Pub, den Ort, der eine Scharnierfunktion übernimmt, Abwesenden ein Anlaufpunkt zu sein und gelegentlich hinter dem Tresen, die anderen Teilzeitanwesenden zu bedienen. Die Stammtische der Sportler, der selbstständigen Physiotherapeuten und der kleinen Freundeskreise treffen sich regelmäßig. Sie sind die kontinuierliche Kulisse für diejenigen, die nur sporadisch erscheinen. In den Räumen des ersten Stocks haben Studierende aus Jena auch Seminare über schrumpfende Industriestädte abgehalten (vgl. Kapitel 3.3).

Ein Lokalpolitiker gerät ebenso durch die Soziologinnen ins Visier. Peter Schneider, Jahrgang 1978, Historiker und Lehrer an einem Gymnasium im Burgenlandkreis. Er wohnt mit seiner Familie abseits der Stadt in einem Dorf, das seit der letzten Gemeindegebietsreform zu Wildberg gehört. Ich lerne ihn als Stadtratsmitglied für die FDP kennen. Der Historiker unterhält einen eigenen kleinen Verlag, unternimmt historische Stadtführungen und sitzt im Kulturausschuss.

Im Internet finde ich den Wildberger Blog von Walter Baum, eben jenem Buchladeninhaber, den ich mit der Wildberger Soziologin in der Fußgängerzone besuchte. Ich rufe ihn an. Er lädt mich sofort zu sich ein, möchte das Buch, das ich noch schreiben muss, veröffentlichen. Der Verleger und ehemalige Lehrer an der einstigen Ingenieurschule in Wildberg hat mit Vertrieb von Schulbüchern seine Selbstständigkeit begonnen. Als „Hobbyjournalist“ und Hobbypolitiker steckt der über 70jährige sein Engagement in die Recherche und Enthüllung lokaler und regionaler „Vetternwirtschaft.“ Immer wieder äußert er massive Kritik am politischen Stil lokaler wie nationaler Volksvertreter.<sup>51</sup> Er sammelt und veröffentlicht alles, was er aus dem „Sumpf der Lokalpolitik“ hervordringen sieht.<sup>52</sup>

---

<sup>51</sup> Im Interview vom 19.9.2012 zieht Baum diesen Vergleich: „Rotzfrech wie die Merkel, die macht’s ja vor, die hat heute eine Meinung und eine Woche später wendet die sich, dass macht die Chefin vor. Das sind Politikstile, die sich da entwickeln, das ist furchtbar, da denkt man manchmal, in der DDR wusste man, das ist ein Halunkensystem, da sind n paar alte Trottel, die hatten mal anfangs gute Ideen, wollte ein neues Deutschland gründen, sind dann selber zu elenden Stalinisten geworden und wir haben unsere Nischen gebildet und wussten

Während in Provinzstadt „der Kampf ums Kind“ entbrannt ist, kämpfen in Wildberg die sozialen Welten darum, was eigentlich Bedeutung hat: wirtschaftliche Interessen, kulturhistorische Erbschaften, Tourismus oder lokale Demokratie. In all diesen Welten nutzen die Akteure die Vokabel „kämpfen“, um ihr Handeln zu beschreiben. Wildberg ist eine Kampfzone von Bedeutungsproduzenten. Das Vorgehen in Wildberg und das in den Blick genommene Akteursspektrum bringt das Unsystematische des Feldes zum Ausdruck (vgl. Abbildung 2).

Die miteinander kämpfenden Welten erhalten ihre Ordnung durch die stetige Abgrenzung voneinander. Weniger die Gemeinsamkeit, um das Wohl der Stadt bemüht zu sein, wird als relevant thematisiert als die wahrgenommen grundsätzlichen Differenzen zu und mit Anderen. Die Verknüpfung von Aktivitäten scheint schwierig und gelingt sporadisch wie beim jährlichen Schlossfest, an dem sich viele, auch konkurrierende Akteure beteiligen.

---

irgendwie, woran wir waren, war das dann ein gewisses Stillhalteabkommen in der Gesellschaft, aber was jetzt läuft. Mein Gott! Freilich war die Stasi immer im Hintergrund, aber hier, was hier läuft, das ist nichts weiter als Bereicherung“.

<sup>52</sup> <http://www.Wildberger-seiten.de/haupt-seiten-beitrag/2013-10-31-mitwirkungsverbot.html>, Zugriff: 16.9.2015.

### 3. Kampfzone Wildberg

Irgendwie war Wildberg auch immer schon ein umkämpfter Ort. Immerhin kreuzen sich zentrale Handelswege. Hier wüstete und rastete der siebenjährige Krieg, Gustav Adolf starb unweit im Kampf, und Napoleons Truppen erholten sich hier vom Gefecht, bevor es auf in die Schlacht bei Leipzig ging.

Heute sind die Spuren durch Denkmäler und in Museum gesichert. Ein Schlachtfeld ist Wildberg immer noch. Ich zeige an verschiedenen Orten wie in der „Kampfzone Wildberg“ exklusive Räume hergestellt und behauptet werden.

#### 3.1. Strukturgeschichten in Wildberg

Residenzstadt, Barockstadt, Stadt der Künste, Schuhstadt, Garnisonsstandort, Sportstadt und Stadt der Ernährungsindustrie – an Etiketten mangelt es Wildberg nicht. Umso schwieriger hier einen Slogan zu finden, der die verschiedenen Säulen verbindet.

Wildberg hat seit 1989 ein Viertel seiner Bewohner verloren, 20 % des Wohnraumes stehen leer, besonders betroffen ist die Altstadt mit 40% Leerstand. Zuziehen will kaum jemand. Die letzte Gebietsreform 2010 zwingt die Unwilligen der umliegenden Dörfer und Gemeinden in die Stadt, die durch den Zugewinn an Fläche und Bevölkerung Größe simuliert und es als Flächenstadt mit 30.000 Einwohnern immerhin an das untere Ende der Mittelstadtskala schafft und Gewerbestädte wieder ihr eigen nennen darf, die zuletzt hinter den Stadtgrenzen ihren Umsatz machten<sup>53</sup>. Für die einen Fluch, wenn sie durch Zwangseingemeindungen von nun an in einem Konglomerat mit anderen eingemeindeten Kommunen unter der Obhut der bevölkerungsstärksten Kernstadt wie Wildberg zukünftig ihre Unabhängigkeit auf- und ihre Gewerbesteuer abgeben müssen. Für die anderen Segen, wenn nicht nur das Stadtgebiet vergrößert wird, sondern auch die Mittelzuwendungen aus Gewerbe und kommunalen Zuweisungen für die gewonnen Mehr-Einwohner wieder steigen dürften. Dass die Entscheidungsfindungen im Stadtrat mit 50 Abgeordneten in Wildberg eher zäh und durch den Unmut der Neulinge ohnehin gebremst werden, zeigt sich bald in der lokalpolitischen Praxis. Widersprüchliche Entwicklungsstrategien der ländlichen Gemeindeteile, die durch eigene Bauland-Anteile Bevölkerung und Gewerbe gewinnen wollen, und der Kernstadt, die ihre

---

<sup>53</sup> Wildberg gewinnt z.B. durch Eingemeindung des Ortes Weißling den größten Einkaufspark der Region in sein Einzugsgebiet.

Zentrumsposition: Wohnen – Arbeiten – Konsumieren stärken und dem Leerstand in der Altstadt begegnen will, werden in einem überdimensionierten, aber Beteiligung immerhin suggerierenden Stadtparlament nicht einfacher zu entscheiden sein. Wohnen auf dem Land und Belebungsoffensiven für die Altstadt konkurrieren um Haushaltsmittel und Fördermittel und nicht zuletzt um die knappe Zahl potenzieller Bewohner.

Nicht nur der schnelle Verlust der Schuhproduktion nach der Wende war für den wirtschaftlichen und sozialen Umbruch der Stadt verantwortlich. Auch der Rückbau der Braunkohle und der Verlust von Arbeitsplätzen am Chemiestandort Leuna wirkten unmittelbar auf die Beschäftigtenquote und Einwohnerzahl in Wildberg. Obwohl in den 1990er und 2000er Jahren viel Förderpolitik und Wirtschaftsentwicklung betrieben wurde, um diese Standorte zum einigermaßen prosperierenden Wirtschaftsraum Mitteldeutschland werden zu lassen und als Metropolregion regelmäßig EU-Gelder abzuschöpfen. Die angesiedelten Automobilkonzernen, aber auch großzügig unterstützte Logistikunternehmen und die Solarbranche senken die Mitarbeiterzahlen, sobald die an die Förderung geknüpfte Standortsicherheit abgelaufen ist und verlegen Produktionen nach Malaysia.<sup>54</sup> Durch Politik und finanzielle Anreize begünstigte Wirtschaftsansiedelungen dienen eben auch einer Simulation von Wirtschaftsgröße.

Neben den politisch gewollten Wirtschaftsansiedelungen gibt es in Wildberg eine wachsende Branche, die in der Förderkulisse kaum berücksichtigt wurde: die Ernährungsindustrie. Zu den Unternehmen in der Stadt sind in den letzten zehn Jahren Unternehmen aus der Region Sachsen-Anhalt Süd zu einem Netzwerk zusammengeschlossen. Ausgangspunkt für die Gründung war der Ausschluss von Lebensmittelbetrieben aus einer geänderten Subventionspraxis in Sachsen-Anhalt, woraufhin ein Bäckerei-Unternehmen den Standort wechselte, so dass unter Beteiligung der IHK Halle-Dessau die Lobbyarbeit des Netzwerkes begann, um die branchenspezifischen Interessen gegenüber Kommune, Bundesland, Bundesrepublik und in Brüssel zu vertreten.

Es sind aber weniger die wirtschaftlichen Gewichte in der Region, die für das alltägliche Handeln bedeutungsvoll sind. Der Lokalsport in Form des Unihockeys, auch Floorball genannt, hat eine besondere Rolle. Er bietet Anschlüsse im Vereinsleben und ermöglicht selbst den

---

<sup>54</sup> Zum Beispiel die Firma Q-Cells (in: Die Welt vom 21.01.2015) <http://www.welt.de/wirtschaft/energie/article136621371/Solarhersteller-Hanwha-Q-Cells-stellt-Produktion-ein.html>.

Kleinsten das Training mit dem Hockeyschläger. Die Herrenmannschaft als Bundesligist gewinnt Meisterschaften und taugt als erfolgreiches Vorbild für die Nachahmung.

Je nachdem mit wem ich spreche, wird die kulturhistorische, die tourismusstrategische, die sportliche oder auch die industriegeschichtliche Bedeutung betont. Ein „zentrales“ Narrativ, wie in Provinzstadt, gibt es nicht. Einigen können sich die Meisten auf die vorteilhafte Lage der Stadt: im Wirtschaftsraum Mitteldeutschland, mit Autobahnanbindung und Großstadtnähe.

### **3.1.1. Lage**

Strategisch durchaus günstig gelegen ist Wildberg bereits im Mittelalter Knotenpunkt für zentrale Handelswege. Als „Zwischenhandelsstadt“ wie es bei Weber (1999: 66) heißt, verdiente die Stadt an Zöllen nicht schlecht und Transport- und Kleingewerbe ließ sich hier nieder, die vom Durchzug der Händler profitierten. An Gasthöfen mangelt es wahrlich nicht, wie man sich noch heute überzeugen kann. Als wichtiger Knotenpunkt historischer Handelswege blühten Handel und Handwerk und mit ihnen das Innungswesen auf. Gerichtbarkeit und Zunftordnungen, Eigentum und Markttätigkeit trugen dazu bei, dass in Wildberg ein autonomes städtisches Bürgertum entstand, dass im Sinne Max Webers als „kollektives Subjekt“ (zit. in Kemper 2012: 42) politische und ökonomische Interessenvertretung gegenüber Obrigkeiten behauptete und als moralische Instanzen bei ihren Mitgliedern gesellschaftliche Normen durchsetzte. So musste ein Schuhmachermeister einen Knecht abweisen, wenn dieser „mit einer gemein und offenbahren Frauen Anhangk hett“ (zit. nach Straube 2010: 299). Insgesamt waren die Verordnungen des „ehrsame Handwerks“ (ebd.: 300) weniger um die Sorge der qualitätsvollen Arbeit organisiert, als dass sie Grundsätze des Lebenswandels definierten und die eheliche Geburt ihrer Mitglieder und deren Angehörigen kontrollierten sowie die Stadt-Land-Konkurrenz unterbanden. Detailliert wurde dokumentiert, welche Steuern zu entrichten sind und welche Dienste bei Meisterabschlüssen an den Zunftkollegen geleistet werden müssen. So wurde Einfluss auf die Anzahl der selbstständigen Werkstätten geübt, denn viele Handwerksgesellen konnten sich die üppigen Aufwendungen nicht leisten. Heute liegen die bedeutungsvollen Schneider- und Schustereien brach oder sind vollends aus dem Stadtbild verschwunden. Die ehemalige Fabrikanlage des Schuhkombinats „Banner des Friedens“ mit einst über 47.000 Beschäftigten muss man regelrecht suchen, und der einzige Schuhproduzent am Ort ist auf orthopädische Schuhe spezialisiert. Viel deutlicher fällt im Stadtbild die Kulturgeschichte ins Auge. Vom Aufstieg als Stadt herzoglicher Residenz zeugen



Fürstenhäuser und das Schloss spiegelt einstige kulturelle Bedeutung. Der Komponist Heinrich Schütz verlebte Kindheit und Alter in der Stadt und Bach war als Hofkomponist in Wildberg tätig. Über die musikalische wie literarische Bedeutung der Stadt wurden bereits viele Seiten geschrieben (exemplarisch Riemer 2010).

Die „Launen und Lüste des Hofes“ (Förster 1986: 11) strapazierten auch in Wildberg die steuerlichen und frondienstlichen Abgaben der Bauern und Handwerker. Allerdings währte der kleine herzogliche Staat nur 90 Jahre.

Aufgrund der geographischen Lage blieben der Stadt aber auch kriegerische Auseinandersetzungen nicht erspart. Im Dreißigjährigen Krieg besetzt der kaiserliche Heerführer Wallenstein erst die Stadt, bevor einige Tage später hier der Leichnam des gefallenen Gustav Adolf aufgebahrt und obduziert wird. Das Hin und Her der schwedischen und kaiserlichen Truppen hinterließ eine verwüstete und niedergebrannte Stadt. Der Siebenjährige Krieg traf die Stadt hart, trug aber dazu bei, dass sie sich nach dem Verlust des Residenzstadtstatus 1763 zur Garnisonsstadt etablieren konnte. Bis ins 20. Jahrhundert sorgte der militärische Stützpunkt für die Wahrnehmung als wichtiger ökonomischer Standortfaktor und Arbeitsgeber.

Wildberg funktioniert als Zwischenstation für Soldaten, Händler, Künstler und Kulturschaffende, ist aber auch als Ort politischer Umbrüche, industrieller Entwicklungen in der Lederverarbeitung, Lebensmittelwirtschaft und Braunkohleförderung sowie als zentrale Verkehrsader immer „mittendrin“. Die industriellen Entwicklungen gewannen durch den Ausbau des Streckennetzes der Eisenbahn und den schiffbaren Fluss deutlich an Dynamik. Von der einstigen Verbundenheit mit der Region und den europäischen Handelsrouten über den Gütertausch, die Eisenbahn, das Handwerk, die Industrie und die kulturelle Größe, ist in der Stadt heute nicht mehr viel übrig. Zwar verweisen zahlreiche Denkmäler und Denkmalshäuser auf die einstige Bedeutung und die *Via Regia* wird kulturtouristisch erschlossen, aber die Bemühungen, derer es bedarf, um hier Relevanz herzustellen, verdeutlichen das zentrale Dilemma: mittendrin und trotzdem nicht (mehr) dabei. Nicht zuletzt sorgt die Randlage in Sachsen-Anhalt für tourismuskonzeptionelle Isolation mit der Neugründung des Landkreises und der stärkeren Konzentration von Verwaltungs- und Repräsentationsaufgaben in Naumburg und Leipzig (vgl. Liebert 2011).

In der Neustadt ist die Industriegeschichte präsent: die vergangene und die gegenwärtige. Das einstige Arbeiterquartier hat einen schlechten Ruf. Neben dem sozialen Gefälle zum Rest der Stadt wird die Neustadt als Ort verdichteter devianter Praktiken stigmatisiert, u.a.

soll den Vertragsarbeitern des am Rande der Neustadt gelegenen Fleischwerks „ominöser“ Wohnraum zur Verfügung gestellt worden sein.<sup>55</sup> Der Besuch im Schlachthof hat eindrücklich gezeigt, dass arbeitskraftintensive Fließbandarbeit in hierarchisch organisierten Produktionsprozessen noch lange nicht der Vergangenheit angehören (Kapitel 3.5).

Hier in der Neustadt sind aber auch das Galerie- und Kunsthaus der Künstlerin Franziska Nomis, der Optikerladen von Matthias Schulz und die Werbeagentur von Nicole Mission. Alle drei sind Kinder der Region und versuchen auf spezifische Art und Weise den strukturellen Zwängen und Gegebenheiten etwas abzugewinnen, das ihre Anwesenheit nicht nur legitimiert, sondern auch inspiriert. Im Kulturhaus von Wildberg gleich hinter der Fluss- und Eisenbahnbrücke am Eingang des Neustadtviertels bin ich in eine Protestkundgebung zum Abwasserskandal geraten und habe an der anschließenden Veranstaltung des Abwasserzweckverbandes teilgenommen. Den wütenden Bürgern wird erklärt, warum die erhöhten Anschluss- und Abwassergebühren legitim und nicht auf die Überbelastung industrieller Abwässer des Fleischhofes zurückzuführen seien. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass hier entweder eine ungeschickte Führung am Werke ist oder doch der Verdacht auf Korruption, wie er unter anderem von den Protestanten formuliert wird, ins Schwarze trifft (Wildbergerseiten.de). Mach- und Seilschaften, korrupte Politiker und undurchsichtige Skandale der kommunalen Betriebe sind jenseits des Verdachts der Drogenhochburg<sup>56</sup> fester Bestandteil Wildberger Tagesgeschäfts und auf den Wildberger Seiten, ein Organ des ansässigen Buchhändlers in der Fußgängerzone, ausführlich nachzulesen. Irgendwie sind alle verdächtig.

### **3.1.2. Schuhgeschichten**

Eignet sich die Schuhindustrie nach ihrem Niedergang noch als Identifikationsmerkmal? Vieles ist die Verknüpfung mit den Strukturen einer Arbeiterstadt, wie sie zu DDR-Zeiten bestanden, fremd geworden. Auf den ersten Blick ist die Ostalgie der Schuhindustrie nicht zu finden. Die Schuharbeiterinnen sind verschwunden hinter den Häuserfassaden in der Neu-

---

<sup>55</sup> Am 24.6.2013 wurde auch in der ARD über „Lohnsklaven in Deutschland – Miese Jobs für billiges Fleisch“ berichtet. Zum Großteil beschäftigt die Fleischindustrie Vertragsarbeiter, die zu Dumpinglöhnen arbeiten und in schlechten Mehrpersonenunterkünften leben, ohne arbeits- und betriebsrechtliche Vertretung. Die Mitteldeutsche Zeitung vom 22. Mai 2014 berichtet auch über teilweise demütigende Arbeitsbedingungen im Fleischwerk im Zusammenhang mit einer Gewalttat.

<sup>56</sup> Viele Wildberger thematisieren das Stigma „Drogenhochburg“. Die Mitteldeutsche Zeitung berichtet immer wieder über Drogenfunde (z.B. am 28.01.2014, 4.9.2014, und Leipziger Volkszeitung am 5.8.2015).

stadt, das als Problemviertel zuletzt ein Eltern-Kind-Haus von der Stadt gesponsert bekommen hat. Die ehemaligen Arbeiterinnen wurden zur „Subkultur“, folgt man den Forschungen der Soziologin Katrin Najasek (o.J.) in ihrer Bachelorarbeit zur „Subkultur“ der Schuhtarbeiterinnen in Wildberg (Titel). Allerdings eine Subkultur ohne öffentlichen Ort. Die Marginalisierten haben keine Stimme in der Stadt haben.

Die relevanten Verknüpfungen werden zu den kulturhistorischen Wurzeln des Barocks und der Romantik hergestellt. Zahlreiche Vereine widmen sich den literarischen oder musikalischen Größen der Stadt, den herrschaftlichen Bauten von den Fürstenhäusern bis zum barocken Marienkloster. Es sind Inhalte des Schönen, der Kunst, des Religiösen, den Repräsentationen von Bürgerlichkeit, denen man sich widmet.

Der verwahrloste gründerzeitliche Fabrikbau am Bahnhof steht als Merkmal der Industriegeschichte von Wildberg leer, durch Absperrungen gesichert, dass niemand von dem verfallenden Gebäude erschlagen wird. Und so lassen sich viele Beispiele anführen, wie der Umgang mit dem industriellen Erbe der Stadt vertagt wird oder durch Abriss längst dem Vergessen überlassen ist.

Schuhe und Schuhstadtsymboliken sind ansonsten fast unsichtbar in der Stadt geworden. Die „Schuhgasse“, die in der Altstadt nur als schmaler Pfad die Marien- und die Klosterstraße an unbedeutender Stelle verbindet, war fast eine überraschende Entdeckung und könnte auch schlicht übersehen werden. Auch die Bronzefigur der Näherin am stadthistorischen Brunnen in der Fußgängerzone schien ebenso deutlich der Vergangenheit anzugehören wie die dargestellten Musikergrößen Johann Sebastian Bach und Heinrich Schütz und das Adelspaar aus der Fürstenzeit die einstigen Bedeutungen der Stadt repräsentierten. Im Kontrast zu Provinzstadt ist Wildberg eine alte kulturbürgerliche Stadt. Gegründet wurde sie vermutlich 1185. Sie kann als Schuhmetropole der DDR auf die industriegeschichtliche Bedeutung von Provinzstadt verweisen, wurde sie sogar als „*Provinzstadt des Ostens*“ bezeichnet, wie viele Wildberger mir gleich erklären. In Provinzstadt habe ich diese Verbindung kaum bemerkt. Niemand schien dort Kenntnis von der Schuhstadt im Osten zu nehmen oder hatte die Linie der beiden Produktionsorte in der Vergangenheit als relevant thematisiert, wurden doch auch nach der Wende als man einander gewahr werden hätte können, alle Schuhfabriken in Wildberg sofort „abgewickelt“, um möglicherweise die drohende Konkurrenz in der ohnehin stark kriselnden Branche schnell einzudämmen. Aus diesem Umstand gewinnt selbst die „an Schülernot leidende Schuhfachschule“ in Provinzstadt ein Begründungsmotiv

als Alleinstellungsmerkmal der schuhindustriellen Ausbildungsstätte fort zu existieren, da „nach der Schließung der alternativen Ausbildungsstätte in Wildberg die Bedeutung der Schuhfachschule in Provinzstadt weiter wachse“ (Zeitung Rhein-Pfalz 14.6.93).

Das Schuhmuseum oben im Schloss besuche ich am Nachmittag des 18.4.2012. Im Foyer ein Mann im Kassiererhäuschen. Er schiebt mir einen Papierschnipsel als Eintrittskarte zu. Der Linoleumbelag quietscht unter meinen Schuhsohlen. Schuhindustrie in Wildberg mit 47.000 Beschäftigten in der Region, 1991 - vor der Abwicklung des VEB Kombinat „Banner der Brüderlichkeit“ oder „Fluss“-Schuhfabrik wie sie nach 1990 hieß – waren noch 7500 Menschen hier beschäftigt.

Keine Spur von den einst bedeutungsvollen Schustereien in Wildberg. Eine Ruine, im Hinterhof, die kleine Werkstatt einer mittelgroßen Schuhfabrik, nur zu erkennen für jemanden, der es weiß.

Übrig geblieben sind die Schuhgasse und der Schusterjunge. Letzterer wird dargestellt von Nils Fetzten. Mit seiner Schuhshow ist er über die Stadtgrenzen hinaus bekannt und ein Überbleibsel wie Traditionsrest der einstigen bedeutungsvollen Industriegeschichte. Der gebürtige Wildberger ist 50 Jahre alt und bringt den Schusterjungen wieder in die städtische Öffentlichkeit. Als Kabarettist gibt er dem hemdsärmeligen Gehilfen der früheren Schuhmeister optisch Gestalt und immer wieder öffentlich eine Bühne und fragt, was in der Schuhstadt Wildberg Tradition und Erkennungszeichen ist und auch in Zukunft sein sollte? Fetzten ist einer der Wenigen, dem Schuhmacherei noch am Herzen liegt.<sup>57</sup> Was geschah in den letzten 25 Jahren, dass dieser Pfad der Stadtgeschichte, der Stadtökonomie wie abgeschnitten daliegt und kaum ein Weg in die Gegenwart führt?

In der Setzer- und Druckersprache wird die erste Zeile eines Absatzes, die einsam am Ende einer Seite steht und durch den Seitenwechsel unterbrochen wird, Schusterjunge genannt. Dies sollte durch Satztechnik vermieden werden, so dass mindestens zwei, besser drei Zeilen den Absatz vor dem Seitenumbruch zusammenhalten. Der Strukturumbruch hat wie ein ungeschickter Seitenumbruch die Schusterei auf der anderen Seite des Absatzes in der Geschichte stehengelassen.

---

<sup>57</sup> Im Stadtbild weniger sichtbar, aber in den Auslagen der ansässigen Buchhändler nicht zu übersehen, sind die Publikationen von Wilfried Schreier (2002, 2011).

Ausgerechnet in der Kaserne der Schuh- und Garnisonsstadt Wildberg finde ich den Schuh, genauer den Schusterjungen: Er klebt auf einem Zettel im ersten Untergeschoss des Gebäudes auf dem Sanitätsstützpunkt, in dem mich der Stabsoberst zum Interview erwartet. Ich laufe mit Sascha, ehemals Soldat und in den Semesterferien als Assistent beim Stabsoberst für zivil-militärische-Zusammenarbeit tätig, den Flur entlang, als ich an einer weißgetünchten Tür den A4 großen Zettel sehe: „Casino zum Schusterjungen“. Hier treffen sich die Soldaten nach Dienstschluss, hier wird gefeiert und gekickert. Um diesem Ort einen symbolischen Namen zu geben, waren die hier Stationierten, die Fremden, meist aus den westlichen Bundesländern Kommenden, auf der Suche nach einem markanten Identitätsmerkmal der Stadt und landeten bei der Schuhmacherei. Der Schusterjunge taugt als überregional gültiges Symbol. Die Spezifik des Standortes wird betont, aber der Schusterjunge lädt auch ein, über die Ernsthaftigkeit des regionalen Industrieschwerpunktes (und seines Niedergangs) hinaus an fröhliche und gewiefte Eigenschaften der Figur anzuknüpfen, die als Arbeiterjunge in wadenlangen Trägerhosen, hochgekrempelten Ärmeln und Käppi die industrialisierte Gesellschaft der Städte in den 1920er Jahren symbolisierte. Er führte Botendienste für den Schuhmeister aus und brachte die reparierten Stiefel zurück zur Kundschaft, immer mit einem lustigen Spruch auf den Lippen.

Der Schusterjunge steht auch als Bronzestatue im Stadtpark von Wildberg. Der Arbeiterjunge ist das Stadtsymbol für die Schuhindustrie und steht gleichzeitig für das städtische Leben in den ehemaligen Industriemetropolen und die Geschäftigkeit der 1920er Jahre. Andererseits ist seine Symbolik als „Berliner Original“ selbst ein Verweis auf Figuren der Großstädte von Köln bis Berlin. Er findet sich auch am Eingangsportal einer jüngst restaurierten Schuhfabrik in Provinzstadt wider.

### **3.2. Ein Abschied: „Am Flusssufer“**

Als ich das erste Mal die Kneipe „Am Flusssufer“ aufsuche, ist sie verschlossen. Das sanierte Haus aus dem 18. Jahrhundert liegt direkt am Fluss. Vor dem Haus führt die Ortsausfahrtsstraße in Richtung Leipzig. An der Sandsteinaußenwand ist eine Plakette angebracht, die auf die kriegerischen Auseinandersetzungen in und um Wildberg hinweist und an die zweifache Verfolgung französischer Heere erinnert: Zuerst durch Friedrich den Großen 1757. 1813 gelang Feldmarschall Blücher die Verfolgung der napoleonischen Armeen mit Unterstützung der Fischer von Wildberg, die dieses Haus bewohnten, und den Verfolgern eine Brücke über

den Fluss schlugen, die zuvor durch die Verfolgten niedergebrannt wurde. Von all dem ist nichts mehr zu spüren, als ich die Plakette studiere. Einzelne vorbeifahrende Autos können die Idylle mit Vogelgezwitscher und Flussgeplätscher nicht trüben. *Kampfzone Wildberg* notiere ich in mein Merkbüchlein und: *Flussufer heute (?) geschlossen, kein Essensangebot im Schaukasten neben der Tür. Der ist leer.*

Durch die gewölbte Glastür blicke ich in den Kneipenraum – Holztäfelung und quadratische Vierertische. Hinter dem Tresen steht eine Tür offen. Sie führt vermutlich in den Hof. Ich klopfe, warte und klinge bei Rudi Ment. Es rührt sich nichts. Nach 10 Minuten setze ich mich auf der anderen Straßenseite schräg gegenüber der Kneipe auf Treppenstufen, die zur Hohen Straße führen.<sup>58</sup> Nach einer Weile wird die Kneipentür geöffnet. Ment tritt heraus. Rund und grau und schwerfällig. Er hat ein graues Geschirrtuch vorne in den Hosenbund gesteckt, dass es wie eine Schürze aussieht und trägt in der Hand einen Metalleimer. Diesen kippt er mit einem Schwung im Straßengully aus, dreht sich um und verschwindet wieder, noch bevor ich aufgesprungen und über die Straße geeilt bin. Auf mein erneutes Klopfen reagiert er nicht. Ich notiere: *abwesende Anwesende* und entschieße mich, ein andermal wiederzukommen.

Sechs Wochen später. In dem bereits erwähnten Wildberger Blog des Buchladeninhabers Walter Baum wird das baldige Ende *Am Flussufer* angekündigt. Nach 110 Jahren Familienbetrieb bleiben nur noch wenige Gelegenheiten, die letzten Stunden der Kneipe in Wildberg zu erleben, die jahrzehntelang von allen Wildbergern quer durch die Alters- und Berufsschichten angesteuert wurde und in den ersten Jahren nach der Wende zentraler Kommunikations- und Debattierort der umbrechenden Zeit war. „*Wenn irgendwo der Begriff von der berühmten Hoheit der Stammtische seinen Ursprung hat - dann auch am Flussufer*“ schreibt Walter Baum in seinem Blog.

An einem Sonabend, eine Woche vor dem Aus der Kneipe gelingt es mir gegen 17 Uhr als erster Gast zu den Abendöffnungszeiten, die berühmten Rippchen mit Meerrettichsoße zu bestellen. Den Tisch gleich hinter dem Tresen auf dem verschiedene Flaschen *Punika* zur Ansicht drapiert sind, will mir Herr Ment nicht anbieten, obwohl ich direkt frage, ob ich mich

---

<sup>58</sup> 1897, so datiert eine Postkarte im stadthistorischen Museum wurden hier im Lokal „Zur Jacke“ die kaiserlichen Soldaten bewirtet (Quelle: [www.museum-digital.de/san/index.php?t=objekt&oges=13397](http://www.museum-digital.de/san/index.php?t=objekt&oges=13397) PDF erzeugt am 24.06.2013).

dorthin setzen darf. Vielleicht rücke ich als Kneipenfremde zu nah, säße im Einzugsbereich der Gespräche.

Dass eben dieser Tisch direkt hinter dem Tresen tatsächlich in den 1990er Jahren durch die angestammte Kneipengemeinschaft besetzt war u.a. mit dem damaligen Oberbürgermeisterkandidaten, erfahre ich viel später durch einen Dokumentarfilm von 1995. Der leere Tisch erzeugt nun die Wirkung, dass den Abwesenden immer noch Platz eingeräumt wird. Gleichzeitig wird hier der Nahbereich markiert, der bis zum Sitzplatz des Wirtes links vom Tresen reicht.

An diesem Junitag<sup>59</sup> setze ich mich an den Tisch in der Ecke gegenüber des Tresens und der Eingangstür. Von hieraus habe ich den ganzen Kneipenraum im Blick, kann sehen, wie die Eintretenden sich platzieren und verstehe immer noch genug von dem Gesagten, auch wenn es mich einige Überwindung kosten würde, mich einzuschalten. Ich bin und bleibe als fremder Gast Beobachterin.

Ment sitzt an dem langen Tisch, der, links vom Tresen, wie eine Art „Familiertisch“ mit Zeitungen und Glas des Wirtes mindestens zehn Leuten Platz böte, wenn die rechte Stirnseite nicht schon vom Hausherrn besetzt und die vor ihm ausgebreitete Zeitung nicht auch zwei Nachbarplätze belegen würde. Der Charakter exklusiver Tischgemeinschaften wird hier offenbar und wer dort heute Platz nimmt, hat sicherlich ein besonderes Verhältnis zum Wirt.

Kurz später kommt ein Paar, Mitte 50 vielleicht, und nimmt an diesem Tisch, aber auf der hinteren linken Stirnseite Platz. Es sind die Sitzplätze, die im Nahbereich des Wirtes liegen, dort aber die Positionen der größtmöglichen Distanz einnehmen.

Rudi Ment bedient mich schnell und korrekt. Ohne überflüssige Bemerkungen oder auch nur die Andeutung einer Gesprächseinladung empfiehlt er mir die Rippchen und verschwindet in der Küche. Als Ment wieder an seinem Tisch sitzt, beginnt das Paar die Unterhaltung. Auftakt: Fußballspiel am Vorabend, Viertelfinale Europameisterschaft Deutschland – Griechenland. Ment konnte das Spiel in Ruhe sehen<sup>60</sup>. Die Kneipe hat er um halb neun zu gemacht. Zwei Stammtische haben abgesagt und auch ein Mitglied der Fußballerrunde, die hier normalerweise zu jedem Spiel kommen, erklärt auf telefonische Nachfrage des Wirtes, dass der

---

<sup>59</sup> Feldnotizen vom 23.6.2012.

<sup>60</sup> Nach dem 1:0 zur Halbzeit schafften die Griechen den Ausgleich in der 55. Minute, der währte nur kurz. Das Spiel endete 4:2.

Enkel da sei und man zusammen das Spiel Zuhause gucke. *„Freitags um halb neun schließen, wann gab es das denn? Wildberg wird eben immer ruhiger. Kein Vergleich zu DDR-Zeiten.“*

Damals kamen die Nachbarn, linkerhand und rechterhand, deren Häuser heute nicht mehr stehen, in Pantoffeln herüber und brachten eigene Stühle mit, wenn der Platz nicht mehr reichte. Heute ruft der Wirt seine Gäste an, um zu erfahren, dass sie nicht kommen.

Eine Vierergruppe betritt den Kneipenraum und die zwei Paare gehen zielstrebig auf den Tisch zwischen meinem Ecktisch und dem Tisch am Tresen, der mir nicht zustand, zu. An den Wirt gerichtet, begründen sie ihr Erscheinen: *„Wir wollten dir den letzten Besuch abstatten. Hier haben wir früher auch immer gegessen. Nee, nach der Wende, das war die schönste Zeit – bis nachts halb eins, halb zwei haben wir gegessen.“* Sie bestellen, Bier, Schnaps und Wasser und sinnieren über alte Zeiten. Ment erzählt, dass die Grillhaxen wieder alle weg sind, und die ältere Dame vom Vierertisch mit dem Schnaps sagt: *„Der Mensch ist auch ein unberechenbares Wesen.“* Wen meint sie? Die Grillhaxenesser oder sich im Erinnerungsrausch? *„Die Brauereifrauen kommen immer noch“*, fügt Ment hinzu. Und ich weiß noch nicht, dass er die Brauereimitarbeiterinnen meint, deren Arbeitsort 1999 geschlossen wurde. Heute ist die Mitteldeutsche Getränke GmbH auf dem Gelände.

Hier treffen sich ein letztes Mal die Erinnerungsgemeinschaften. Die Punikaflaschen auf dem Tresen wie Zeugen dieser erinnerten Zeit, denn die Erzählstränge des „Früher“ meinen nicht nur das „Vor-Wende-Früher“, sondern auch das „Früher“ der 1990er Jahre, als hier noch allabendlich was los war. *Am Flussufer* wurde Tacheles geredet, untereinander und mit lokalen Politikergrößen. Ein Film über Wildberg in den Nach-Wende-Jahren zeigt in mehreren Einstellungen wie im *Flussufer* das Stadtgespräch mit Stadtpolitik verschwamm und er erzählt vom Hoffen und Bangen in den frühen 1990er Jahren, von der Überforderung vieler Wildberger aus dem Milieu der Einzelhändler, Kleingewerbetreibende und Kneipiers. Die „neue Zeit“ bringt Konkurrenzängste und Überlebenssorgen und wieder „Systemfragen“.

Heute schwärmen die Gesprächspartner in der Kneipe von dieser Zeit und führen Verlegenheitsgespräche über ein Fußballspiel, das hier nicht stattgefunden hat. Trotz Beamer und Leinwand nicht stattfinden konnte, weil es hier keiner sehen wollte. Nicht nur die Kneipengemeinschaft existiert nicht mehr, auch die familiale Gemeinschaft, die hier für Speisen und Getränke sorgte, ist zerfallen: Ment erzählt vom Telefonat mit seiner Tochter, die in Leipzig



Japanologie studiert und sich dem fernen Osten widmet<sup>61</sup>. Sie bedauert die Entscheidung des Vaters, die Kneipe zu schließen. Er möchte, dass sie zurückkommt, ihn unterstützt.

Seit dem Tod seiner Frau vor einem Jahr schmeißt er den Laden allein, obwohl immer mindestens drei Familienmitglieder zusammen Küche, Terrasse und Kneipenraum bewirtschaftet haben. Es ist ihm zu viel geworden, auch wenn keiner mehr kommt oder dass keiner mehr kommt. Nicht auszuhalten ist diese Willkürherrschaft durch wegbleibendes Publikum oder hereinstürzende Gäste, die endlich mal wieder alle Grillhaxen verspeisen, aber nicht wissen, wann und ob sie wiederkommen. Auch gesundheitlich kann Ment nicht mehr die Stellung halten. Die Schlacht ist verloren. Draußen am Haus markieren 30x30 Zentimeter einen historischen Kriegsschauplatz, drinnen ringt ein ausgezehrter Krieger 25 Jahre nach dem Ende des kalten Krieges ums Überleben.

Aufgedunsen und träge bewegt er sich zwischen Gastraum und Küche. In der Schürze, die den üppigen Bauch umspannt, steckt ein fleckiges Handtuch, das der Wirt benutzt, um die heißen Teller aus der Küche an die Tische zu tragen und die Gläser zu polieren. Die Tochter will die Mobilitätschancen in der Großstadt nicht aufkündigen, um hier zu bedienen. Auch wenn sie die Entscheidung des Vaters offenbar bedauert und mehrmals telefonisch seinen Entschluss hinterfragt, wie er berichtet: *„Na, dann scher dich her und wir diskutieren noch einmal. Aber sie will ja auch nicht herkommen und allein schaff ich das nicht. Es ist zu viel.“* Und gleichzeitig zu wenig. Ment weiß, wie seine Tochter auch, dass die Zukunft dieser Traditionskneipe wie am Freitagabend um halb 9 beschaulich sein wird. Niemand in der Runde macht der Tochter einen Vorwurf und dennoch mag ihr Wissen schwer wiegen, hier als Verursacherin eines Traditionsabbruches dazustehen und die Schließung herbeizuführen - deutlicher kann das Unwiederbringliche kaum Ausdruck finden. Die Anwesenden nicken betroffen: *„Naja, so ist das eben.“* Schweigen und Sprachlosigkeit befällt die Gäste und den Wirt angesichts dieser unbezwingbaren Notwendigkeiten. Der Empörung und dem Enthusiasmus der 1990er Jahre folgt ein stiller Abgang.

---

<sup>61</sup> Der Studiengang Japanologie der Universität Leipzig wird in den letzten fünf Jahren kontinuierlich nachgefragt. Die Absolventenzahlen liegen pro Semester zwischen drei bis 16 erfolgreichen Studienabschlüssen (Auskunft des Studentensekretariats der Universität Leipzig). Es gibt eine Kampagne „studieren-in-Fernost“ als länderübergreifende Initiative der ostdeutschen Hochschulstandorte, Abiturienten besonders aus den westdeutschen Bundesländern zum Studium nach Ostdeutschland locken soll. Die inszenierte wie gewollte Neigung zum „fernen Osten“.

Mir wird erzählt, dass am Abschiedsabend alte Stammgäste und der letzte Wildberger Oberbürgermeister, der als OB-Kandidat nach der Wende, den Gang der Stadt diskutierte und so manche angetrunkene Schelte über fehlende Klarheit und Selbstüberschätzung kassieren musste<sup>62</sup>, Rudi Ment die letzte Ehre erwiesen.

*Am Flussufer* gehört zu den Orten, die es nicht mehr gibt, deren aktueller Zustand das Gewesene thematisiert indem den Abwesenden gedacht wird: Den Gästen, die einst am Tisch hinter dem Tresen den Kneipenraum füllten und den Stammtischen, die jüngst den Betrieb noch am Laufen hielten, aber bereits die selbstverständliche Anwesenheit der 1990er Jahre vermissen ließen und auf dem Sprung zu den Enkelkindern oder an den Kaffeetisch im Garten, die Kneipenroutine verunsicherten. Der verwitwete Kneipenwirt<sup>63</sup> telefoniert den Abwesenden hinterher, kämpft um ihre Anwesenheit in seinem 110 Jahre alten Familienbetrieb, in den die Tochter nicht zurückkehren will, weil ihre Zukunft woanders passiert. Dem Familienbetrieb sind nicht nur die Gäste, sondern auch die Familie abhandengekommen.

Das nicht mehr Anschlussfähige verschwindet sprichwörtlich in der Versenkung: Mehrere Hochwasser unterspülten die Kneipe. Nach der Schließung im Oktober 2012 verlegte der Wirt der Schultheiß-Gaststätte am Markt nach einem folgenschweren Brand im Dachgeschoss des Hauses vorübergehend seine Geschäfte an den Fluss. Das Hochwasser im Frühsommer 2013 bestätigte noch einmal die prekäre Lage des Kneipenstandortes und der Interims-Wirt nutzte die „Besucherflauten“ am abgelegenen *Flussufer* trotz Sommerwetters „für frische Ideen, die sich auf unserer Speisekarte finden“ (zit. nach Mitteldeutsche Zeitung, 15.10.2013<sup>64</sup>) und zieht im Herbst zurück ins wiederhergestellte eigene Restaurant am Markt. Ein Neuanfang für das *Flussufer* wird es nicht geben.

### **3.2.1. Was ist Niedergang?**

Niedergang ist, wenn niemand mehr in die Traditionskneipe „*Am Flussufer*“ geht. Die dort gepflegten Traditionen haben ihre Bedeutung verloren. Das Wirtshaus hat die Weltkriege überstanden, sich in der DDR behauptet und nun 22 Jahre nach dem „doppelten Umbruch“

---

<sup>62</sup> Siehe Lehmstedt 1995: Der Lange Abschied von der DDR. 1:26:00-1:27:00.

<sup>63</sup> Ments verstorbene Frau war die Köchin in der Kneipe. Heute sitzt Ment die Frau in der Küche, in der immer ein Familienmitglied den Kochlöffel schwang – der Familienbetrieb hat das Zentrum verloren.

<sup>64</sup> Siehe <http://www.mz-web.de/Wildberg/neustart-nach-brand-und-hochwasser--schultheiss--wirt-kehrt-zurueck-an-den-Wildberger-markt,20641108,24633948.html>.

(Land 2003) schließt der Wirt die Pforten, weil ihm die Gäste ausgehen. Dieser Ort hat über ein Jahrhundert ein wechselndes Publikum und wechselnde Politik- und Wirtschaftsstile abgebildet. Nun sind sie alle Geschichte. Das Hochwasser bedrohte die Existenz dieses Ortes immer wieder. Das Leben in der Kneipe wie sein Ableben ist „maßgeblich von dem bestimmt, was mit ihren Gästen zwischen Kneipentür und deren übrigen Lebensräumen vor sich geht“ (Dröge/Krämer-Badoni 1987: 38).

Selbst der Versuch durch die Modernisierung der Infrastruktur, einen geselligen Ort zum Fußballgucken zu schaffen, sozusagen Public Viewing in Wildberg, findet nicht die erhoffte Resonanz. Nicht der schönste Sommertag schafft eine verlässlich volle Terrasse. Der Blick auf den Fluss ist vielleicht noch für die eine oder andere Radwandergruppe entspannend.

Die Funktion des „*Flussufers*“ als verlängertes Wohnzimmer für die Nachbarn ist im stadt-räumlichen Verlust der angrenzenden Wohnhäuser ebenso nachzuvollziehen wie in der Lebenswirklichkeit der Stammgäste, wenn sie diese Rolle nur noch sporadisch einnehmen und sich in ihr eigenes Wohnzimmer mit den Enkelkindern zurückzuziehen. Ebenso wenig wie die Gäste den intergenerationalen Brückenschlag einüben und weiterhin die Kneipe als Übertragungsort für Fußballspiele aufsuchen, gelingt es der angestammten Kneipenfamilie, innerfamiliäre Dauer zu erzeugen. Das Familienunternehmen schafft heute keine ausreichenden Loyalitätsgefühle für eine Erbfolge. Der Tod von Frau Ment und die Krankheit von Rudi Ment sind als Bedingungen für die unsicher gewordene Anwesenheit zentral. Weder innerhalb der Familie noch im Spektrum der möglichen Anschlüsse durch andere Gastwirte der Stadt geschweige denn durch Ortsfremde können hier Bedingungen entstehen, an Ort und Stelle den Kneipenbetrieb fortzuführen. Das auf Gemeinschaften angewiesene Kneipenleben, hinter wie vor dem Tresen, zeigt sich als prekäre Zumutung für die Alltagswelt.

Im nun Folgenden zeige ich, wie eine neue Kneipenkultur in Wildberg entsteht.

### **3.3. Das Neue: *Battle Ground***

Heute wird der 6. Geburtstag des örtlichen Irish Pubs *Battle Ground* gefeiert. Ein Pub ist eine traditionell englische Kneipe und die Kurzform für Public House (siehe Dröge/Krämer-Badoni 1987: 19). Eben ein solches gibt es in Wildberg.

Eine Bekannte aus Jena, gebürtige Wildbergerin, nimmt mich an einem Februarabend mit zu jenem Ort, an dem sie bis vor kurzem noch hinter dem Tresen stand und an dem in Wildberg Gebiebene und Abwesende als Besucher oder wie sie, Teilzeitanwesende, immer wieder

aufeinandertreffen. Ein Ort, wo etwas los ist. Der Inhaber, Lutz Verbindner, wird von seinen Gästen folgendermaßen beschreiben: „*Einfach ein netter Mensch, an dem man nicht vorbeikommt*“. Jemand, dem, wie sein Name ankündigt, die Fähigkeit zum Brückenschlag innezuwohnen scheint.

Mitten in der Wildberger Altstadt wieder ein Schlachtfeld – *Battle Ground*, das irische Pub im historischen Geleitshaus. Und es gibt wieder einen Toten. Im November 1632 wurde der Leichnam des in der Schlacht bei Lützen tödlich verletzten Schwedenkönigs Gustav Adolf im Erkerzimmer des Hauses im ersten Obergeschoss aufgebahrt, seziert und einbalsamiert, bevor der Leichenzug nach Stockholm aufbrach. Ein legendärer Fleck soll die Blutspur bis heute bezeugen. Rustikales dunkles Holz, Gewölbedecke, Harfe und Dudelsack, Bierkrüge und Whiskeybar – auch der Innenraum besticht durch den Charakter des Langlebigen, Unumstößlichen. In der ersten Etage die Dauerausstellung zum 30-jährigen Krieg. Wieder Spuren vergangener Kriege, der Gefechte in und um Wildberg, wieder ein Ort, der den historischen Pfaden folgt und ihnen ein neues Antlitz verleiht: Geleitshaus, Logierhaus, Gerichtsgebäude und Wohnhaus ab dem 20. Jahrhundert und nun Kneipe, Wohnhaus und Museum in einem. Im Sommer nutzt Verbindner den Innenhof für das Sommerkino. Bierbänke und Programmfilm – wie ein offenes Haus, in dem ständig Gäste vorbeischauen ist das Geleitshaus kommunikativer Treffpunkt, gemütliches Beisammensein, feiern und debattieren.

Die urige Kneipe vermittelt überhaupt nichts Kriegerisches, auch wenn das gleichnamige Computerspiel *Battle Ground* aus der Ego-Shooter-Kategorie den Gedanken aufkommen lassen könnte. Die einzige *Battle*, die hier stattfindet, ist die monatliche Pub-Session. Die beteiligten Musiker suchen in der friedvollen Auseinandersetzung einen gemeinsamen Rhythmus:

*„Wie in Irland. Aus der Zeit noch als man kein Fernseher hatte und sich unterhalten wollte, zusammen üben, die Freude am gemeinsamen Spiel. Da hast du manchmal vier Geigen. Das ist so fett. Sind wir froh, dass sich hier so eine Session installiert hat im Pub. Wie ein Markenzeichen.“* (Lutz Verbindner 18.04.2012)<sup>65</sup>

---

<sup>65</sup> Wenn nicht anders gekennzeichnet, sind alle folgenden Interviewsequenzen mit Lutz Verbindner aus dem Gespräch vom 18. April 2012.

Während meine Begleiterin ehemalige Mitschüler, Freunde und Bekannte ihrer Eltern begrüßt - auch mir wird die Hand gereicht - habe ich Zeit, mich umzusehen, warm zu werden.<sup>66</sup>

Die Kneipe ist rappelvoll. Wir haben nicht reserviert und warten bis ein Dreiertisch vom Kellner freigegeben wird, für den die Reservierung abgesagt wurde. Als wir sitzen, bekomme ich eine kurze Einweisung: hinter uns der Tisch mit jungen Männern und Frauen ist der Tisch der niedergelassenen Physiotherapeuten und deren Mitarbeiter. Dort am Pfeiler sitzen die Floorball-Sportler.<sup>67</sup> Die anderen kennt sie nicht, stellt meine Informantin fest und sieht sich nochmals um. Wir bestellen Bier und ich esse Sheperd's Pie – britisches Nationalgericht zur Resteverwertung, ein mit Kartoffelbrei und Käse überbackenes Gemüse-Hackfleisch-Gemisch.

Unterdessen hat Lutz Verbindner die Versammelten begrüßt und spricht einen *„ganz lieben Dank an all diejenigen aus, die uns entdeckt und die Treue gehalten haben, ihr sorgt ja dafür, dass wir uns halten können.“* (17.02.2012)

In diesem Kneipenraum sitzen nicht die Erinnerungsgemeinschaften, hier treffen sich Wildberger, die in den umliegenden Universitätsstädten studieren und am Wochenende zurückkehren. Hier kommen die Sportler zusammen, die im Floorball oder auch Unihockey Wildberg an die Spitze und in aller Munde gebracht haben.

Heute hält ein lokaler Unternehmer ein Loblied auf die Kneipe als *„Hochburg der Kultur“* und ironisiert das Image der *„Drogenhochburg“* (vgl. 3.1.1).<sup>68</sup>

Fern der *„Stammtischhoheit“* (Walter Baum) wie sie noch *Am Flussufer* zelebriert wurde, *„installiert“* Verbindner ein irisches Pub, dass er während einiger Irlandreisen kennen gelernt

---

<sup>66</sup> Der Umgang mit Ortsfremdem wird unproblematisch gelöst, weder muss ich mich vorstellen noch werde ich vorgestellt und eingeführt, diese Praktik ließe sich als Routine im Umgang mit Fremden deuten: immerhin wir befinden uns im Geleitshaus, dem Ort, an dem Durchreisende militärischen Schutz „Geleit“ erkaufen konnten und Straßenzölle entrichteten. Jedenfalls wird das Mindestmaß an Kontakt durch das Händeschütteln hergestellt und nicht mit einer Kopfnickgeste oder gar keiner Berücksichtigung, wie es in größeren Städten der unbekannten Begleitperson durchaus widerfahren kann. Im Kontrast: In Provinzstadt reicht man mir erst die Hand, wenn ich in Begleitung war, nachdem ich dem Gegenüber bekannt gemacht wurde – die namentliche Vorstellung und Verortung woher und aus welchen Grund man hier aufeinandertraf war eng mit dem Händeschütteln verbunden. In manchen Wohnvierteln, z.B. im Kirchbergviertel als klassisches Arbeiterviertel, grüßten mich vorbeigehende Passanten mit Nicken und „Guten Morgen“, das Grüßen gilt als Ausdruck sozialer Nähe und Kontrolle gleichermaßen (z.B. Bahrtdt 1961).

<sup>67</sup> Das ist ein vor allem in Schweden, Finnland, der Schweiz und Tschechien verbreiteter Mannschaftssport, dem Hallenhockey ähnlich. Mit Hockeyschlägern wird ein gelöcherter Kunststoffball auf zwei Tore gespielt.

<sup>68</sup> Vgl. Fußnote 79.

hat und in Wildberg vermisste: „Nicht nur Bierhahn auf- und zuzumachen, sondern Angebote machen, und sich auch selbst zu befriedigen mit diesen Angeboten im Prinzip.“ Bevor der ehemalige Lokführer das eigene Pub eröffnete, durchwanderte er die Stadt und versuchte, in den unterschiedlichsten Positionen Wirkungen zu erzielen. Seine Geschichte beginnt 1991, als Verbindner sich im Durcheinander der Wende-Jahre wiederfindet:

*„Das war, ich hab, ich hatte, eigentlich war ich ja Lokführer früher und einundneunzig gab’s für mich eine Chance, ein Asylbewerberheim zu leiten (lacht ein bisschen, das war fatal, das war Pionierzeit [hm] halt ja [hm] da kannst, konntest das, konntest mit Chancen umgehen ohne Ende und dadurch das also wenig, wenig prädestinierte Menschen gab, also auch wenn völlig neue Qualifikationen erforderlich waren ja, äh war dann so jede,r der, dem eine Kompetenz unterstellt worden ist [mhm lacht] wie mir (lacht) solche Sachen zu bewältigen he ... das war so von ein Tag auf den andern, Mensch, Lutz, du bist doch auch ziemlich sozial engagiert, könntest du dir vorstellen so’n Asylantenheim zu (lacht) übernehmen [he]? Ich sag, klar [lachen beide]. Und das war so meine erste Reaktion; da sag ich, ei, ich bin Lokführer, ich hab, [klatscht in die Hände] also ganz andere, mit ganz anderen Metiers zu tun. Das spielt überhaupt keine Rolle, im Prinzip muss man ja irgendwie anfangen oder nicht he [mhm]. Ich so, klar bin dabei [lacht]. Gleich geht’s Schlag auf Schlag und dann war ich auf einmal umringt von hundert Menschen aus zehn Nationen, eine Woche später von zweihundert Menschen und zwanzig Nationen [krass] und das war praktisch die erste Phase, das war noch die heiße Phase, denn wir wurden dort beschossen, wir wurden dort angegriffen, also war so richtig noch Krieg. Das hab ich ’n Jahr gemacht [heh] und äh da war man sich in der Führung nicht einig, was man eigentlich wollte, ja. Man wollte die ja nicht integrieren, die sollten überleben, ziemlich schwarz die Politik zu der Zeit, obwohl SPD-bestimmt und äh ich war denen ’n Dorn im Auge, weil ich da ständig versucht habe, integrative Sachen zu installieren [lacht]. Ich hab ’nen Fußballplatz organisiert, ’n paar Hallenzeiten, so dass die was zu tun hatten, ja [ja,ja], weil die, naja, und dann versuchte man mich dort wieder zu eliminieren.“*

Der Bericht von Verbindner erzählt von der „Anfangszeit“ in den 1990er Jahre. Präziser: Er taumelt erneut durch diese Zeit. Nicht nur in den aneinander gereihten Formen des Präsens und Präteritums auch der Satzrhythmus transportiert die Synchronisierungsherausforderungen, die bis heute präsent sind. Es herrschte Krieg und es war die Zeit der endlosen Chancen. Nicht nur in der Zeit als Leiter eines Asylbewerberheimes machte Verbindner die Erfahrung sich inmitten einer Kampfzone zu befinden. Die vorhandene Verunsicherung und der gleichzeitige Handlungsdruck führten dazu, dass Verbindner geschickt von seinen Fähigkeiten Gebrauch machte, dort Anschlüsse und Handlungsfelder zu strukturieren, wo sie ihm nötig erschienen. Er machte wildes Gelände urbar, wenn man so möchte. Dort wo Ahnungslosigkeit herrschte und Orientierung gefragt war, war er zur Stelle und handelte. Bezog diejenigen ein, die Ressourcen zur Verfügung stellen konnten und dem Miteinander eine Struktur ge-

ben wollten. Mit dieser initiierenden Art wurde er gleichermaßen als Widersacher wahrgenommen und die „Führung“ wollte ihn „eliminieren“.

Für den Landkreis arbeitete er als Streetworker und dringt in die Milieus vor, die besonders von Exklusionsdynamiken bedroht waren. Nebenberuflich absolvierte er das Studium zum Sozialarbeiter und schien seine Berufung gefunden zu haben, bis bürokratische Zwänge ihn in ein Korsett zwangen:

*„Ich musste dann in Prozesse einsteigen, ich musste Verwaltungsprozesse miterledigen ja [hm]. Anträge bearbeiten und äh also, es war eigentlich fatal und ich hab dann auch festgestellt, in bestimmten Sitzungen und verschiedenen Beratungen, dass die eigentlich nichts wollten. Die haben versucht, alles zu verhindern. Es ging nur noch darum, wie man was nicht macht, mit welchen Begründen- mit welchen Gesetzen man begründen kann, dass man's nicht machen muss. Und das sämtliche also avantgar- also zukunftsweisende Arbeiten, Gemeinwesenarbeit, ich hab ja, die ganze Stadt wollte ich aufmischen hier mit Gemeinwesenarbeit, hab mit Kirchen, mit Schulen, mit allen gesprochen, ich wollte praktisch Sozialarbeit direkt in der Schule stattfinden lassen, ja, also zentral und das war schon so weit und dann kam aber ein neuer Landrat und der wollte das nicht und die wollten mich dann versetzen und dann hab ich aufgehört. Erst hab ich noch ein bisschen gestreikt zwei Monate lang (lacht) [hm lacht mit], um dann, um dann die Meute n bisschen, noch n bisschen vorzuführen.“*

Unterdessen in der Kneipe:

Verbindner verteilt Krepppapier, Pappe, Schere und Kleber und jeder Tisch kreiert einen Leprechaun-Hut, das Symbol für den Kobold oder Troll aus der irischen Mythologie, der als irisches Wahrzeichen in der Pub-Szene dient. Nach einer Viertelstunde präsentieren sechs Tischvertreter ihren Hut und demonstrieren, welcher kreativer Umgang auf der Basis gleicher Ausgangsbedingungen, was das Material und die Werkzeuge angeht, möglich sind: Sechs in Material und Farbgestaltung gleich und trotzdem total unterschiedliche Hutvariationen sind entstanden (Foto 5).<sup>69</sup>

---

<sup>69</sup> „Allabendlich versammelten sich die verschiedenen Bevölkerungsklassen im selben Pub, ohne sich eigentlich zu begegnen (...)“ Dröge/Krämer-Badoni 1987: 20/21).

Foto 5: Hüte basteln im Irish Pub Battle Ground



Nachdem die Kneipengemeinschaft noch „Whiskey in the jar“ trällerte, tut sich später im Innenhof bei Zigarette und Bier die Gelegenheit auf, im kleineren Personenkreis den einen und anderen Kontakt herzustellen. Verbindner spricht mich an und klärt sogleich ab, dass wir „Du“ zueinander sagen, und wir verabreden uns für ein Interview in den kommenden Wochen. Eine junge Frau zählt Filmtitel auf, die für das Sommerkino im Innenhof aufgenommen sind: „Wie im Himmel“, „Süperseks“ und „Flickering Lights“. Keiner der genannten Filmtitel sagt mir etwas.

Jemand erklärt mir, das Pub sei „*wie eine Insel*“: Besonders in der Neustadt, auf der anderen Flussseite, dort wo einst die Arbeiterfamilien lebten und heute Verantwortliche in der Stadt den sozialen Brennpunkt ausmachen, stünden Drogen, Nazis und Diebstähle immer wieder auf der Tagesordnung. Lokalpolitische Betrügereien, undurchschaubare Netzwerke und Seilschaften zwischen Verantwortungsträgern der Verwaltung und der lokalen Wirtschaft schaffen eine Atmosphäre des allgemeinen Verdachts. Das Pub ist ein Zufluchtsort, vor dem Alltag



der Verrohung, der „Wilderei“. Von hier aus ist es möglich, in Distanz zu gehen, die Tür zu zumachen hinter der Stadt.<sup>70</sup>

Nur einer von ihnen wirkt unablässig in die Stadt hinein und sorgt dafür, dass aus der Insel das Herz der Stadt wird. Verbindner ist immer dabei, wenn es darum geht loszulegen. Erst als „Aktivist“ im Jugend- und immer schon im Veranstaltungsbereich. Auch das Schlosscafé, oben auf dem Wildberger Schloss geht auf seine Initiative zurück. *Das Bootshaus* – Ausflugs-gastronomie und Pension am Fluss hat er mit aufgebaut und ist immer zur Stelle, wenn ein Anschluss fehlt<sup>71</sup>. Seit 2012 betreibt Verbindner neben der Kneipe noch ein Sporthotel in der Nähe der Stadthalle, in der er regelmäßig mit dem Fanclub Stimmung für das Wildberger Floorballteam macht, das mit seinem Sohn als Trainer zum Meister der Bundesliga aufsteigt. Als Stadtratsmitglied für die SPD sorgt er seit Jahren dafür, in den stadtpolitischen Organen als verlässlicher Partner wahrgenommen zu werden. Eigentlich war ein anderer Nutzer für das Geleitshaus vorgesehen: ein Jugendclub. Einen Tag bevor der Stadtrat dessen Nutzung beschließen wollte, telefonierte Verbindner mit dem damaligen Oberbürgermeister und reichte über Nacht sein Konzept für das leerstehende Haus ein: eine Schnittstelle zwischen Denkmal, Gemeinschaft und Lebensraum zu entwickeln. Der Nutzungsbeschluss wurde vertagt und bei der nächsten Sitzung positiv für Verbindner entschieden.

Lutz Verbindner bewegt sich durch das Geleitshaus aus dem 16. Jahrhundert, als würde er hier schon von Kindesbeinen an die verwinkelten Flure entlang, abzweigende Treppen hinauf und knarrende Türen hindurch laufen. Er wohnt mit seiner zweiten Frau und der gemeinsamen Tochter in der zweiten Etage, über dem berühmten Erkerzimmer und dem Museumsteil im ersten Obergeschoss. Seit 2006 führt er die Kneipe und begleitet interessierte Besucher

---

<sup>70</sup> Anne Honer, Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer etablieren den Begriff der Posttraditionalen Gemeinschaften, in denen betont wird, „dass individualisierte Akteure sich aufgrund kontingenter Entscheidungen für eine zeitweilige Mitgliedschaft freiwillig in soziale Agglomerationen und deren Geselligkeiten einbinden, die wesentlich durch nicht nur distinktes, sondern durch dezidiert distinktives Wir-Bewusstsein stabilisiert sind“ (Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008: 15).

<sup>71</sup> Das Bootshaus ist auch Pension und liegt wunderschön am Fluss. Im September 2012 hatte ich drei Übernachtungen dort gebucht und meine Ankunft nach 18 Uhr am Anreisetag telefonisch angekündigt, da sie auf einen Montag fiel und das Bootshaus geschlossen hat. Als ich mit dem Fahrrad eintraf, war niemand da. Eine weitere Fahrradtouristin, die ebenfalls dort übernachten wollte, sprach mich vor den verschlossenen Toren an. An der Tür war eine Festnetznummer angegeben, unter der ich aber niemand erreichen konnte. Nach einer halben Stunde rief ich Lutz Verbindner an und teilte ihm unsere Lage mit. Keine 15 Minuten später traf er mit einer Bootshausmitarbeiterin ein, die uns aufschloss, während Verbindner die Fahrräder von mir und der anderen Radlerin verstaute.

durch das Geleitshaus. In jedem folgenden Jahr wachsen seine Aktivitäten rund um das Geleitshaus, er regte Initiativen mit benachbarten Einzelhändlern und Gastronomen an. Wenn Verbindner das jährlich stattfindende Dixieland-Festival an wechselnden Orten in der Stadt organisiert, lockt er immer wieder tausende Besucher in die Stadt.

Verbindner gelingt die interessante Verbindung: überall zu sein und gleichzeitig größtmögliche Unabhängigkeit herzustellen und zu bewahren. Um wirken zu können, bedarf es aber nicht nur Unabhängigkeit, sondern auch Verbindlichkeiten – ökonomischer und sozialer Art.

*„Ich habe ja meine kleine Gesellschaft hier. Ich hab ja meinen eigenen Haushalt. Ich bin ja nicht angewiesen auf irgendwie öffentliche Mittel. Ich zahl ja nur, dass die irgendwie ... (lacht schnippisch). Deswegen, versuchst du eigentlich mit so wenig wie möglich äußerer Hilfe auszukommen, versuchst alles selber zu machen, hast deinen kleinen Kosmos, die Leute sind zufrieden, wir lachen zusammen – hier hast du noch ne kleine Gesellschaft, die funktioniert. Dadurch, dass du nicht abhängig bist, wie soziale Verbände oder irgendwelche Faxen machst, die ein Haufen Geld kosten, die du nicht bezahlen kannst, als Unternehmer ist das gefährlich ja, kannst du das nicht machen. Insofern passt das bei mir. Ich kann das alles bezahlen, was ich machen will. Refinanziert sich auch in der Regel und was nicht, dann ist das einfach auch mal Image, eventuell auch Selbstbefriedigung, aber es funktioniert.“*

Das Prinzip: Die Entfaltung eigener Entwicklungslinien in die Stadt hinein, ist weniger von einem gestalterischen Impuls der Stadterneuerung getrieben als der Selbstgenügsamkeit. Der Prozess: Die Suche nach geeigneten Strukturen oder auch das Scheitern an den institutionalisierten Verwaltungsakteuren, die aus Verbindners Erfahrung weniger die Bedürfnisse der Klienten berücksichtigen und das Engagement der „Aktivisten“ unterstützen als organisationale Eigeninteresse bedienen, Hierarchien einhalten und „imaginäre“ Haushaltslöcher stopfen. Wie eine Lok zieht Verbindner ein Netz an Kontakten und Orten nach sich, die der ehemalige Lokführer als alternatives Schienennetz in der Stadt zusammenführt. Nicht zu erkennen ist, ob dieses Schienennetz auch von anderen genutzt wird. Es scheint vielmehr so, dass es hochgradig personalisiert und von Verbindners Initiative abhängig ist.

Während die Orientierung der Verwaltungsakteure an „Pragmatismus und Verwaltungsvorschriften“ das Engagement der „Aktivisten zerstört, die jeden Tag gegen irgendwelche Mächte kämpfen müssen, die am Schreibtisch sitzen und irgendwelche Vorschriften vor sich haben und Hierarchien einhalten müssen. Wir verlieren nur. Verlierer sind ja wir selber.“

Jenseits der nachvollziehbaren Kritik mobilisiert Verbindner Gefolgschaft auf verschiedenen Ebenen. Die Unterstützung durch den Bürgermeister und den Stadtrat gewinnt Verbindner als SPD- und Stadtratsmitglied. Er ist im Fremdenverkehrsverein und bastelt an Wahrneh-

mungsräumen seiner Aktivitäten jenseits der Grenzen von Wildberg. Er versammelt andere *Aktivsten* um sich: Sportler, teilzeitabwesende Studenten, Musiker und Unternehmer aus der Region. Seine Netze verringern die Abhängigkeit zu einer spezifischen sozialen Gruppe, etwa den Kneipengästen *Am Flussufer*. Wenn die Weiche an einer Stelle klemmt, werden die Züge umgelenkt, um im Bild zu bleiben. Er laboriert an anderen Routen weiter: Festivals, Hostel, Kneipe.

### **3.3.1. Abendgesellschaft**

An einem dieser Sommerkinoabende – es läuft der Film „Neue Vahr Süd“ nach dem Roman von Sven Regener – lerne ich auf den Bierbänken unter den riesigen Sonnenschirmen, die an diesem Abend als Regenschutz dienen, Kevin und Thorsten kennen, beide Anfang 20. Sie arbeiten seit ihrem Wehrdienst i als studentische Hilfskräfte in den Semesterferien am Sanitätsstandort der Bundeswehr in Wildberg. Ich hätte nicht gedacht, dass sich noch eine Gelegenheit für den Besuch der Kaserne auftun würde. Doch zuerst muss ich mich erklären, warum, weshalb, wieso ich in Wildberg bin und was ich mir erhoffe, von den Besuchen und Gesprächen – wonach suche ich?

Auch der Onkel von Thorsten sitzt am Biertisch. Matthias Schulz ist Optikermeister und führt in der Neustadt das Optikergeschäft des Vaters fort. Direkt an der Hauptstraße unweit vom *Filmpalast* und schräg gegenüber vom Kulturhaus liegt das Gründerzeithaus mit dem Optikergeschäft. Links und rechts dominieren leerstehende Ladenlokale die einstige Geschäftsstraße. Das ehemalige Wohnhaus der Familie haben die Gebrüder Schulz nach der Wende gekauft und aufwendig saniert. Mit dem Tod des Vaters Anfang 2000 haben sie das Haus verkauft. Der zunehmende Wohnungsleerstand im Wohnviertel und nächtliche Trinkergrüppchen vor der Eingangstür des Optikergeschäfts waren mit der Familiengründung von Matthias Schulz nicht mehr kompatibel. Schulz kennt seine Frau aus der Neustädter Kindheit. Sie lebte im Haus auf der anderen Seite der Straße, in dem nur noch vereinzelt Gardinen vor den Fenstern hängen oder am Abend die Lichter angehen.

Das Paar lebt seit einigen Jahren mit zwei Kindern und der Schwiegermutter im Eigentums- haus im Wildberger Westen, umgeben von anderen Mittelständlern. Schulzes Frau fährt jeden Morgen in den eigenen Friseurladen in ein Einkaufszentrum vor der Stadt, und er räumt Bierflaschen beiseite, bevor er die Tür seines Geschäftes aufschließt, das er nicht aufgeben möchte. Der feste Kundenstamm ist zwar jenseits der 60 Jahre alt, aber die Gruppe ist zahlenmäßig groß genug und durch Weiterempfehlungen der Kundschaft kommen immer wie-

der neue (ältere) Kunden hinzu. Mittlerweile macht Schulz auch Hausbesuche. *„Ja, ich kann woanders mehr Geld verdienen, aber das eigentliche Leben habe ich hier kennengelernt und das findet auch hier leider noch statt.“*

Immer wieder bin ich erstaunt, was fortlebt, trotz DDR, trotz Systemumbruch. Doch es sind weniger die Kontinuitäten, die auffallen, als die Bemühungen, die unternommen, die Erklärungen die formuliert werden, um zu bleiben.

### **3.3.2. Was ist Umbruch?**

Umbruch ist, wenn eine irische Kneipe, im historischen Geleitshaus eröffnet und die Kneipengemeinschaft bastelt und eine Live-Musik-Tradition zelebriert, die nicht ihre eigene ist.

Das *Battle Ground* kann als jener Ort verstanden und rekonstruiert werden, in dem die sich wandelnden Lebensverhältnisse in Wildberg als Alltag des Nicht-Alltäglichen, des Außeralltäglichen, repräsentiert sind.

Die Erzählung von Lutz Verbindner knüpft an die Routinen in der Stadt an und macht deutlich, wie sehr sein Engagement als Abwehr von „Pragmatismus“ und „Verhinderung“ insbesondere der städtischen Verwaltung verstanden werden muss. Verbindner unternimmt den Versuch „anzufangen“ im Gegensatz zum Weitermachen und wird Unternehmer in eigener Sache. Als Konsequenz jahrelanger Bemühungen innerhalb der etablierten Strukturen Wirkung zu zeigen, baut er sich seine eigenen auf und schafft einen Ort nach seinen Wünschen. Nach sechs Jahren Kneipenleben beheimatet Verbindner seine „eigene kleine Gesellschaft“, seinen „eigenen Haushalt“ und agiert unabhängig von öffentlichen Geldgebern.

Rudi Ment hingegen stellte sich mit seiner Kneipe in den Dienst der Gemeinschaften, der Stammtische und Nachbarn, die zu ihm kamen, noch lange nachdem kaum jemand kam. Hier ist das Verhältnis fast umgekehrt: Verbindner installiert, wortwörtlich eine Gemeinschaft um sich herum. Diese Form der Vergemeinschaftung ist personenbezogen, wird willentlich und aktiv erzeugt. Verbindner *schafft* Gemeinschaften, sammelt Akteure um sich, die hier einen Ort finden, zu Gemeinschaften zu werden. Die Teilzeitanwesenden treffen diejenigen, die eine Alternative zum Wildberger Alltag suchen. Hier wird Anwesenheit teils durch abwesende und durch im Wildstädter Leben anwesende Gruppen erzeugt. Klänge handgemachter irischer Folkmusik, die der Leidenschaft des Wirtes entspringen, gemeinsam basteln und sich zu einer Tradition bekennen, die nicht die eigene ist, aber durch das Zusammentreffen zur gemeinsamen Erfahrung mit dem anderen wird. Vor fast 500 Jahren entstand das kursächsische Geleitsamt als Schutzhaus für Kaufleute, die mit der Entrichtung eines Geldbetrages

militärische Begleitung bis zum nächsten Quartier kaufen konnten. Heute erhält eine Gesellschaft Zuflucht, die einander sucht, um gemeinschaftliche Rituale zu praktizieren und ein irisches Bier zu trinken, das aus Halle kommt.

### 3.4. Das Außeralltägliche: *Rand-Erneuerung*

*„Ich setze auf kleine, überschaubare Kunstformen, welche Künstler und Rezipienten, die im regionalen Raum verwurzelt sind, als Zeitgenossen zusammenführt. Das Transzendente offenbart sich nicht im Berühmten, Beliebigen und Globalen, sondern im Regionalen, im Besonderen, in der Muttersprache, im Dialekt, in der Natur, im Handwerk, in Heimat schlechthin.“*

Franziska Nomis

Foto 6: Wohn- und Kunsthaus in der Nummer 13



Das Banner „AUSSTELLUNG“ am Balkon im ersten Stockwerk des frisch sanierten Hauses am Ende der Straße irritiert (siehe Foto 6): Ein Aufruf? Eine Einladung? Ein Pfeil gibt die Laufrichtung zum Hintereingang auf der Rückseite des Hauses an. Eine Einfahrt führt auf den Hof und auf ein halb verfallenes, niedriges Backsteingebäude zu. Ich sehe mich um und entdecke an der Eingangstür zum Wohnhaus das Hinweisschild über die Öffnungszeiten der Ausstellung.

Ein Wohnhaus mit Ausstellung? Klingeln erlaubt und Einlass gewährt? Das Private geöffnet oder öffentliche Privatheit? Es ist Sonnabendvormittag und die Ausstellung nicht regulär geöffnet. Ich klinge, der Sum-

mer geht, und betrete das Treppenhaus. Doppelt so schnell, wie ich die Stufen in die erste Etage steige, eilen mir Schritte von oben entgegen. Wir treffen uns im Zwischenstockwerk.

„Frau Nomis?“ „Ja.“ Sie bleibt auf dem Treppenabsatz oberhalb, ich unterhalb des Etagenplateau stehen. Wir gucken zueinander hinauf bzw. hinab. Nomis Handgelenk ist bandagiert. Ich schätze sie auf Ende 40. Wir reden fast 20 Minuten im Treppenhaus miteinander, bevor sie die Schlüssel von oben holt und mir ihr Atelier im 1. Obergeschoss und die Ausstellungsräume im Erdgeschoss zeigt.

Die Künstlerin Franziska Nomis arbeitet mit Linoleum<sup>72</sup>, ein Material mit dem sie Kunstdrucke herstellt. Zunächst schneidet sie das Motiv, die Vorlage als Negativ, und erzeugt durch Farbauftrag und den Einsatz einer Druckerpresse das Bild, den Druck als Positives. Die Methode ist arbeits- und materialintensiv, Farbauftrag und Druck immer auch von der Konsistenz der Farbe und der Materialbeschaffenheit abhängig, so dass der fertige Farbdruk poröser oder glatter ausfallen kann. Erfahrung mit Materialien und Technikversiertheit im Linolschnitt sowie der Prozess des mehrstufigen Farbauftrags mit der Druckpresse verbinden die Fähigkeit, materiale Ressourcen zu bearbeiten und im Druckprozess durch Farbgebung und Umkehrung vom Negativschnitt in den Positiv-Druck mit Ergebnisoffenheit und Zufälligkeit zu verknüpfen. Das Schneiden des Negativs impliziert Genauigkeit und Handwerk sowie die Fähigkeit der Spiegelverkehrung. Im Prozess des Druckens liegt immer auch ein Moment der Überraschung, der Ergebnisoffenheit. Die für Franziska Nomis zentrale Idee des „*Transzendenten*“ (s.o.), verstanden als Bedingung und Überschreitung materieller und lokaler Kontexte in der gleichzeitigen Hinwendung zu rationalen wie sinnlich erfahrbaren Ideenwelten, widerspiegelt sich in ihren künstlerischen Techniken und ihrer Motivauswahl. Mythologische Figuren, (heilige) Frauenfiguren des Mittelalters, Natur-Raum-Welten u.a. thematisieren Vielschichtigkeit, Vagheit, Grenzüberschreitungen und plurale Deutungsformen im Sinne der Uneindeutigkeit. Befragen, Versuchen, Ermöglichen und Herantasten: Welche Kontextbedingungen rahmen diese Taktik der Künstlerin und Kunstpädagogin, die seit ihrer Geburt in einem Dorf zehn Kilometer westlich von Wildberg dazu führten, dass sie die Stadt seit ihrer Schulzeit nie wieder wirklich verlassen hat, sondern in spezifisch künstlerisch-ästhetischer Weise Praktiken der Sesshaftigkeit entwickelte, mit denen Nomis ihre Anwesenheit betont, jedoch nicht als Zustand, sondern als tätiger Aushandlungsprozess über Bedingungen des Bleibens verstanden werden muss.

Die Erzählung über ihre Familienbiografie und Historie beginnt folgendermaßen:

*„Das ist, klar, man muss ja bei seinen Wurzeln anfangen. Ein Interview, was die biographischen Hintergründe beleuchten soll, muss man da anfangen.“*

---

<sup>72</sup> Linoleum ist auch bekannt als Fußbodenbelag der DDR. Allerdings war der DDR-Kunststoffbelag kein „echter“ Linoleumboden aus Leinengewebe, Leinöl und Korkanteilen hergestellt, hieß aber so, weil er dem Originalen nicht unähnlich, ein Schritten nachgebender weicher PVC-Boden war. Beim Gehen löste die Reibung der Schuhsohlen auf dem Belag ein unvermeidbares Quietschen aus, wie schon in der Szene im Schuhmuseum berichtet wurde (auch Fußnote 27).

Nun wäre zu erwarten, dass ein Ort oder eine Person als Wurzel und Ausgangspunkt für eine Familiengeschichte dienen würde, um das Partikulare der individuellen Herkunft zu erzählen.

*„Das ist natürlich nicht uninteressant, weil das 20. Jahrhundert ja nicht uninteressant ist und drei Generationen sich ins 20. Jahrhundert einfügen und wir haben mit diesen beiden Weltkriegen zu tun, diesen riesen Brüchen und das ist natürlich auch an meiner Familie nicht spurlos vorübergegangen. Ich fange jetzt mal da an, dass der Großvater, also Urgroßvater hat dieses Wirtshaus gebaut, die Brauerei dazu, also im Dorf, und das auch als Wirtshaus betrieben und mein Großvater, der hat eingeheiratet, aber der war nationalsozialistisch und ist im Internierungslager nachher umgekommen. Das heißt, hier ist auch so ein erstes soziales Trauma und ich meine, soziale Traumata sind, das muss ich Ihnen ja nicht erzählen, ja auch vererbbar und stecken dann auch genetisch drin.“ (Int. am 20.9.2012)*

Es die Zeit des kurzen 20. Jahrhunderts, Kriege, Brüche, Nationalsozialismus und Internierung – weltgeschichtliche Ereignisse und Strukturdaten markieren den Rahmen ihrer Familiengeschichte. Franziska Nomis erzählt über die Herkunftsfamilie als Figuren, Beteiligte, als Akteure historischer Konstellationen, in denen das Umkippen von „Opfer-Täter“-Schemata ebenso sichtbar wird wie „soziale Traumata“ Beschädigungen hinterlassen. Lokale Besonderheiten spielen eine marginale Rolle, die Herkunftsfamilie sind Repräsentanten der kulturellen und ideologischen Brüche. Sie erzählt ihre Biografie mit intellektueller Distanz. Als Geländer dienen ein Wirtshaus und, wie sie später erzählt, die Religion in einem namenlosen Dorf, in dem ihre Mutter den nationalsozialistischen Vater im Lager verliert (und Nomis sich selbst verdächtigt, hierdurch ein soziales Trauma geerbt zu haben), den Gasthof übernimmt und als Selbstständige<sup>73</sup> durch die DDR bringt. Dort im Wirtshaus an der Dorfdurchgangsstraße wächst Franziska Nomis auf. Immer am Rande der Akzeptanz und in Differenz zum etablierten System: gläubig und nicht kollektiviert, aber kontrolliert und heute analysiert sie: „Und so bin ich dann groß geworden, also, in dieser Ambivalenz“.

Die Gründungsfigur, der Urgroßvater, wird abgelöst durch die Mutter, die unter verschärften Bedingungen Unabhängigkeit behauptet: geschäftlich, privat und ideologisch im politischen System der DDR. Der eigene Vater bleibt unerwähnt in unserem fast dreistündigen Ge-

---

<sup>73</sup> Die meisten rechtlich selbstständigen Gastwirte vertrieben im Rahmen eines Kommissionsvertrages ausschließlich Güter aus Betrieben des sozialistischen Einzelhandels, deren Erlös vollständig an den Betrieb abgegeben wurde. Für diese Handelstätigkeit vereinbarten die Wirte mit den Betrieben eine Provision, die an Umsatz oder Warenmenge gekoppelt war, sowie die Übernahme eines Betriebskostenanteils (Vortmann 1985).



spräch. Als das Aufnahmegerät ausgeschaltet ist, schrickt Nomis kurz auf, als sie ihre Auslassung bemerkt.

### 3.4.1. Das Haus Nr. 13

*„Das Haus in der Nr. 13 reiht sich äußerlich in die Verfallsgeschichte des Ostens ein. Es ist ‚ausgebrannt‘ aber nicht ‚abgebrannt‘. Das Gebäude ist ein historisches Einzeldenkmal der Gründerzeit, einst Fabrikvilla, heute an eine Fabrikruine angrenzend und fast leergewohnt.*

*Hier hat Franziska Nomis ihre künstlerische Heimstatt.“*  
(Geschäftsführer der Wildberger Wohnungsgesellschaft)

Nomis ist mittlerweile die Einzige, die das Haus Nr. 13 bewohnt, in das sie Anfang der 1990er Jahre als frisch diplomierte Mathe- und Kunstlehrerin mit der dreijährigen Tochter zieht. Ihr Mann pendelt wochenweise nach Bayern, erst mit einer Zeitarbeitsfirma, dann in Anstellung. Obwohl sich die Gelegenheit für Nomis auftat, am Bodensee als Lehrerin zu arbeiten, entschied sie sich fürs Bleiben, Distanzbeziehung und größtenteils Alleinverantwortung für das Kind. Die Abwesenheit ihres Mannes gibt Franziska Nomis als Bedingung an, ihre künstlerische Arbeit entwickeln zu können:

*„Ich habe dadurch die Möglichkeit gehabt, die ‚Rand-Erneuerung‘ aufzubauen. Wenn ich jetzt hier noch einen Mann hätte bemoppeln müssen, sag ich ma so (lacht) ... Alleinerziehend ist nicht gut, ich wünsche es niemanden, weil das ist wirklich ein Spannungsfeld, weil er kommt hier, greift sich sein Kind und wenn es noch die Gene des Vaters hat, dann ist es ganz schnell eine Symbiose. Dann ist er weg und dann müssen wieder meine Werte zählen und das ist dann ... und in der Pubertät gibt es dann natürlich eine Eskalation. Klar ja. Und ein Kind, das in so einem hohen Spannungsfeld groß wird, ist hoch sensibilisiert und das sind alles so interessante Geschichten, aber die muss man auch aushalten. Die muss man dann durchstehen. Aber das war halt dann mein Vorteil hier, die Rand-Erneuerung aufzubauen und die Räume - auch als Hintergrund für meine Arbeit, also für meine eigene künstlerische Arbeit, das, was mir am Herzen liegt.“*

Statt mit der Familie an einem Ort zu leben, richtet sich Nomis im „Spannungsfeld“ An-/Abwesenheit (des Ehemanns, des Vaters, der eigene wie der Kindsvater) ein. Die familiäre Spaltung ist gleichzeitig Konfrontation und Katalysator für die Möglichkeit, das aufzubauen, „was mir am Herzen liegt.“ Das Zwingende in dieser Formulierung wird durch weitere Entscheidungen gefestigt: Nomis reduziert die Vollzeitstelle an der Schule und gewinnt zeitliche und räumliche Kapazitäten, sie sichert ihre Existenz in materieller und ideeller Hinsicht. Sie gibt die Vollständigkeit von Familie und Arbeitszeit auf, um vollständiger in den eigenen Be-

dürfnissen zu werden. Die „Ambivalenz“, die aus dem *verdoppelten* Spektrum an Rollenerwartungen hervorgeht, als Künstlerin, als Mutter, als Lehrerin, als Vereinsaktive, als Teilzeit-Ehepartnerin und quasi-Alleinerziehende kann als Fähigkeit verstanden werden, über den strukturell dominierenden Rahmen hinaus, Anschlüsse zu behaupten. Sie zeigt auch die Last der hohen Verantwortung gegenüber jeder einzelnen Sphäre: beruflich, persönlich, künstlerisch, ökonomisch und schlussendlich auch gegenüber der eigenen Herkunft. Sie gewinnt in der Umbruchsphase in den 1990er Jahren die Gelegenheit, ihren persönlichen Umbruch mitzugestalten – nicht durch den (demonstrativen) Wegzug aus Wildberg<sup>74</sup>, den beruflichen Perspektiven in Baden-Württemberg folgend. Wirkungsvoller erlebte sie die persönliche Entfaltung vor Ort.

*„Das war jetzt für mich auch eine Notwendigkeit für die eigene Entwicklung, das muss ich auch dazu sagen, also und dafür bin ich auch dankbar, dass ich diesen Ort hier hatte und aufschließen konnte. Also, und natürlich gleich noch in die Region reinwirken konnte. Das ist wieder der Vorteil des Ostens und das macht es sinnvoll hier zu bleiben, warum ich auch hiergeblieben bin, weil ich hab ja dann hier angefangen, hab gesagt, ich geh nicht nach drüben und fang nochmal als Lehrer bei null an, sondern ich schließ jetzt hier die ‚Rand-Erneuerung‘ auf. Und das ist ja, du machst was und es hat eine Wirkung. Das hat eine enorme Wirkung. Jetzt mach dasselbe in München, das hat überhaupt keine Wirkung.“*

Der Ort wird aufgeschlossen und Nomis öffnet einen Raum. Nicht die berufliche Neuorientierung als Lehrerin „drüben“ wird für sie ein Anfang. Bleiben und „hier anfangen“, das kann „enorme“ Wirkung erzeugen: an Ort und Stelle und in die Region hinein. Das „hier anfangen“ statt drüben als Lehrer bei „Null“ anfangen. Hier ist Ort, Geschichte und Zukunft, weil von hieraus Wirkung hervorgeht und Nomis „gleich noch in die Region reinwirken konnte“.

Zunächst trampelte die Kunstlehrerin einmal in der Woche nach Halle und malte, druckte und schulte ihre künstlerischen Techniken in einem Kunstzirkel. Als engagierte Lehrerin lud sie ihre Schüler zum gemeinsamen Austausch über Kunst ein. Bald war ihr Wohnzimmer zu eng für die gesuchte Auseinandersetzung: räumlich und geistig, zu absehbar die Positionen der Gesprächsbeteiligten und der Verlauf der Diskussionen.

*„Wir haben ja immer bei mir im Wohnzimmer Dia an die Wand, unten auf den Fußboden, so was (zeigt auf die Nussschale) habe ich dann hingestellt, es wurde geschnorbt und es wurde*

---

<sup>74</sup> Sachsen-Anhalt ist das neue Bundesland, das am meisten Arbeitsplätze verloren hat. Mit hoher Abwanderung hat die einstige Industrieregion der DDR allerdings seit den 1970er Jahren (vgl. Krönert et al. 2006: 110 ff.).

*geredet und die liebten das, weil es auch eine private Atmosphäre hatte, man konnte im Prinzip, also die Hauskreise sind ja nichts Neues, das haben auch die 68er gemacht, Literaturkreise, Philosophiekreise ... Und dann erst mal den Ort gewechselt, wir haben das an der Schule gemacht, im Museum oben, Originale besprochen und dann, auch mal Innenstadt Wildberg, aber so richtig hat dieser Ortswechsel nicht unbedingt eine geistige, neue Dimension eröffnet. Und da habe ich es erst mal ruhen lassen und dann hatte ich 1997 ja das Atelier und habe gesagt, okay, dann machen wir den Kunstkreis, das war die erste ‚Rand-Erneuerung‘ im akademischen Stil, also öffentlich.“*

Hier sind die Wirkungskreise als Formen der Wechselwirkung innerhalb der Gruppe und in die Stadt zu unterscheiden. Der Ortswechsel in öffentliche Gebäude, wie die Schule, verhinderte nicht, dass der Kreis unter sich blieb, im Museum fand die Gruppe zwar Inspiration, aber hier waren sie auf die Rolle der Rezipienten reduziert und immer noch unter sich. Und die Treffen in der Innenstadt bedeuteten zwar Öffentlichkeit, zeigten aber nicht die erhofften Diskussionsimpulse für die Gespräche. Die Gruppe drehte sich im Kreis. *„Der Kunstkreis hatte sich totgelaufen“*. Erst durch die Verbindung der Privatheit des Wohnhauses und der Öffnung für andere ästhetische Disziplinen konnte ein diskutierendes Publikum gewonnen und die Wirkung erzeugt werden, die Nomis suchte.

Neben der inneren und der äußeren ist hier eine dritte Wirkungsebene berührt: Zum einen nennt Nomis explizit Referenzen der bürgerlichen Öffentlichkeit in Form von (privaten) Gesprächskreisen und knüpft an Repräsentationsformen des Salons an, zum anderen greift sie, weit weniger explizit, Wohn- und Arbeitshistorie des Hauses als einstige Fabrikvilla der ehemaligen Schuhfabrik Straumer im Hinterhaus auf und thematisiert die Verschränkung von Privatheit und Arbeit. Sie berichtet, dass ihr Engagement immer wieder als *„Privatvergnügen“* wahrgenommen wird. Unsichtbar die Arbeit, die ihre Tätigkeit für den Verein bedeutet. Von nun an muss sie die Entwicklung einer weiteren Handlungsebene kämpfen. Diese dritte Ebene ist die Wirksamkeit, die Nomis als Zeitgenossin handelnd herstellt.<sup>75</sup> Hierin wird ihr raumpionierhaftes Potenzial (Lange/Matthiesen 2005, Matthiesen 2014) deutlich.

---

<sup>75</sup> „Mittelbares gesellschaftliches Handeln richtet sich nicht an Mitmenschen, sondern an Zeitgenossen (...), an Nachkommen und, genaugenommen, auch an Vorgänger. Wenn sich das Handeln gar nicht an einen konkreten anderen richtet, sondern versucht, in einen anonymen Wirkungszusammenhang einzugreifen, kann das Handeln ohnehin nicht anders als vermittelt sein – obwohl mir die menschliche „Unterlage“ des anonymen Wirkungszusammenhangs unter Umständen über einen unmittelbar erfahrenen Vertreter entgegentritt.“ (Schütz/Luckmann 1984: 44). Dieser Vertreter ist der Geschäftsführer der Wildberger Wohnungsgesellschaft.

### 3.4.2. Nutzen statt Mieten

Als die Fahrten nach Halle mit Beruf und Kind zu aufwendig werden, wendet Nomis sich an den Geschäftsführer der Wildberger Wohnungsgesellschaft (WBWG), die Eigentümer des Hauses ist. Mittlerweile waren das Erdgeschoss und die erste Etage leer gezogen und Nomis fragte nach einem Zimmer, das sie als Atelier nutzen könnte. In der Wohnung unter ihr erhält sie mit Vertrag, aber zum „Nulltarif“ einen Arbeitsraum. Trotzdem sind ihre Anfragen ungewöhnlich und immer wieder entstehen Missverständnisse mit Mitarbeitern der WFWG über das Nutzungsverhältnis:

*„Die ganzen Mitarbeiter, die wollten es mir halt vermieten, ich will hier nichts mieten, das Haus ist leer, ich will eigentlich nur dieses Atelier haben, ich will einfach vernünftig arbeiten.“*

Die „Rand-Erneuerung“ beginnt als Initiative aus dem engen Kunstkreis auszubrechen und Position im Brennpunktviertel der Stadt zu beziehen. Die diabolische Bedeutung der Zahl 13 beziffert den unlauteren Versuch von Nomis, einen Ort zu etablieren, der das Etablierte in Frage stellt. Nicht nur künstlerisch, sondern in dem ganzen Prozess, unter den Bedingungen des Verfalls, eine Anwesenheit zu betonen, die seine Bedingungen nicht negiert oder tabuisiert, sondern sie anders nutzbar machen will und diesen Vorgang öffentlich thematisiert.

Nur der Geschäftsführer der Wohnungsgesellschaft, selbst Kind der Region, der nach Jahren in Nürnberg und Hamburg die Leitung der kommunalen Wohnungsgesellschaft übernimmt und „Bleibendes“ schaffen möchte, unterstützt Nomis' Engagement, ihre Ausstellungen und Aktivitäten in der *Rand-Erneuerung*. Er weiß, um das Engagement Einzelner, wenn denkmalgeschützte Häuser dem Verfall ausgeliefert sind und städtische Orte der Verständigung brachlägen. Der „Sanierungsmensch“ wie er sich selbst beschreibt, kommt in den 1990er Jahren in die Stadt als der kommunale Wohnungsbestand privatisiert werden soll. Das kann er. Und er erkennt hier in der Straße in der Neustadt eine Frau am Werk, die es kaum ein zweites Mal in der Stadt gibt. Hohes Engagement, ästhetisch gebildet und ein Netzwerk in die Kunstszene von Erfurt, Halle, Leipzig und Berlin. Nomis setzt ein Zeichen gegen den Verfall, den Weg- und Rückzug, der in diesem Viertel der Stadt besonders deutlich den Umbruch im städtischen Leben ankündigt.

Vor drei Jahren wechselte der Geschäftsführer das Unternehmen und eine Nachfolgerin übernahm die Entwicklungen in der 13. So geschah es, dass die Wohnung in der dritten Etage, ursprünglich als Übernachtungsgelegenheit für anreisende Künstler gedacht, unter der neuen Leitung renoviert wurde. Als Nomis die fertige Zwei-Zimmer-Wohnung betritt, ist sie

sprachlos und entschuldigt sich, als ich dieselbe für mehrere Tage im September 2012 für 25 Euro/Nacht miete. Das Interieur der Ferienwohnung boykottiert den künstlerisch-ästhetischen Anspruch der unteren Etagen. Kunstblumen auf dem Tisch, daneben ein leerer Obstkorb, Gardinen vor den Fenstern und an der Wand ein x-beliebiges Landschaftsaquarell, ostdeutscher Ästhetikclash.

Im Januar 2015 erreicht mich eine online-Petition zum Erhalt des Kunstvereins *Rand-Erneuerung* in der Wildberger Neustadt. Nur sechs Prozent der benötigten 2100 Stimmen sind zusammengekommen. Die Unterstützung ist zu gering, um zu demonstrieren, dass hier eine kulturelle und künstlerische Institution ein dermaßen starkes öffentliches Ansehen genießt, aber ohne weitere finanzielle Unterstützung untergehen wird. Eine institutionelle Förderung, wie sie anderen kulturhistorischen Vereinen zugutekommt, wird der *Rand-Erneuerung* bisher nicht gewährt:

*„Es ist momentan en Vogue, Klosterlandschaften zu gestalten, obwohl kein Schwein mehr religiös ist oder an Gott glaubt, aber es ist eben eine Tendenz dahin gehend und sie haben ein historisches Gebäude und sie können zurückblicken und sie haben eine Geschichte und sie haben was Greifbares, sie haben was Dokumentiertes und das wieder aufzubauen, lässt sich schneller kommunizieren, es lassen sich viel schneller Fördergelder für ein Schloss oder für ein historisches öffentliches Gebäude eintreiben und Leute gewinnen oder Sie haben eine große Dichterhandschrift, wo was Greifbares ist, als wenn Sie sagen, wie jetzt hier ‚Rand-Erneuerung‘, wie wollen Sie das denn klar machen, dass das förderungswürdig ist? Weil hier eine hohe Kommunikation ist zwischen Adressaten, zwischen Künstlern, zwischen Generationen, wir haben einen Querschnitt, ein kooperativer Anteil, das ist ja nicht einordbar; hier liegt ja ein Faktor dazwischen, den Sie nicht oder schwer kommunizieren können.“* (Franziska Nomis)

Die Aufrechterhaltung des kulturhistorischen Erbes ist im Tourismuskonzept der Entscheidungsträger höher angesiedelt als die Förderung eines Raumes, in dem der Fokus auf einen Gegenwartsdiskurs gerichtet ist.

### **3.4.3. Was ist Schrumpfung?**

Franziska Nomis gehört zu den Künstlern, die ganz bewusst die Orte suchen, die vom Verfall bedroht und vom Weggang der Bevölkerung gezeichnet sind. Sie will einen Wirkungsraum anbieten, einen Ort für die tätige Auseinandersetzung, die in der schrumpfenden Stadt zunächst Raum erhält, aber mit dem Anspruch auf Dauerhaftigkeit in Bedrängnis gerät. Zunächst findet sie einen mit der Arendtschen Bühne (Arendt „Vita Activa - oder vom tätigen Leben“ 1981) vergleichbaren Raum, in dem sie wirken kann, ja, der erst mit dem Verlassen

der Nachbarschaft im Wohnhaus zum Wirkungsort wird. Das Weggehen der Einen wird zur Bedingung des Bleibens der Anderen. Ihr Wirkungsfeld ist abstrakt, entspringt einem ästhetischen und gesellschaftlichen Auftrag, auf das Äußere – auf die Wirkung in der Welt.

Es bezieht sich aber auch auf die Wirkung nach „innen“ und thematisiert die eigene Entwicklung in einer Form biographischer Kontinuität. Ihre Mutter war als Alleinerziehende nach der Internierung des Vaters Betreiberin des großväterlichen Wirtshauses. Nomis unterhält ein ganzes Haus als Galerie, Wohn- und Arbeitshaus, während ihr Mann in Westdeutschland, „drüben“, dort, wo sie als Lehrerin hätte bei null anfangen müssen, arbeitet und höchstens am Wochenende in Wildberg anwesend ist. Seine Abwesenheit wird zur Bedingung für ihre Anwesenheit, um im ostdeutschen Wildberg gleichfalls anzufangen. Ohne ihren Mann erarbeitet sie sich Kontinuität in der künstlerischen Arbeit. Sie kann sich der *Rand-Erneuerung* widmen, das machen, was ihr „am Herzen liegt“, statt mit Mann und Kind nach Süddeutschland zu ziehen.

Die eigenen Wurzeln, die Herkunft, die Region und mystische wie mythologische Themen sind zentrale Motive in ihren künstlerischen Arbeiten. Nomis widmet der Auseinandersetzung über das *Zwischen* „menschlicher Angelegenheiten“ Aufmerksamkeit. Sowohl familiär wie öffentlich. Sie begleitet und unterstützt zwei Berliner Architekturstudenten, die nach intensiver Auseinandersetzung mit Wildberg ihre Ausstellung „Stadtvision 2050“ präsentieren. Das Szenario zur Urbanen Landwirtschaft sucht die Auseinandersetzung über das Leben in Wildberg unter Schrumpfungsbedingungen. Auch die eingangs erwähnten Regisseure Holger Lauinger und Daniel Kunle sind mit ihren Filmen im Rahmenprogramm vertreten. Die Unterstützungsanfrage der Berliner Studenten an die Stadt bleibt unbeantwortet. Der Geschäftsführer der Wohnungsgesellschaft ist wieder zur Stelle. Während der Aktionswoche zur Ausstellung werden in zahlreichen Aktionen Brücken geschlagen in die Stadt. Am Abschlussabend notiert der Student Friebe in sein Wildbergtagebuch: „*Wir sind quasi unter uns, Wildberger Partyfolk wirft sporadisch Blicke herein.*“

Der Anstoß zum Diskurs dauerte vier Wochen. Die intellektuelle Distanz ist zu groß, um das Gespräch zu verstetigen. Es ist dem ästhetischen und außeralltäglichen Charakter dieser Intervention geschuldet, dass sie strukturell keine längerfristigen Impulse setzen kann. Kurzfristigkeit ist ein Strukturmerkmal von Interventionen, die visionär, spielerisch und künstlerisch, kontrastierende Wirkräume entwerfen, die gerade nicht vor Ort umgesetzt werden (können). Es ist ein rhetorischer Eingriff in die Selbstverständlichkeit der Alltagswelt: „Stell

dir mal vor, wenn ....!“ Schrumpfung ist der Diskurs über Utopien und Alternativen, ohne deren tatsächliche Realisierung. Es handelt sich vielmehr um eine *Gestaltungsfiktion*. Ihr ist das punktuelle und befristete Handeln unter (Teilzeit-)Anwesenden eigen.

Wie Akteure gestaltend eingreifen, ohne explizite Vision für die Stadt, aber nachhaltige Konsequenzen verursachend, rekonstruiere ich am wirtschaftlichen Riesen, dem Schlachthof in Wildberg.

### **3.5. Das Bleibende: Der Schlachthof**

Der Schlachthof in Wildberg ist ein zentraler Akteur, um den verschiedene städtische Konflikte existieren. Als expandierendes und umsatzstarkes Unternehmen steht die Lebensmittel GmbH & Co. KG bei Lokalpolitikern hoch im Kurs. Nach 20 Jahren ist aus einem regionalen Schlachthof mit der Übernahme durch ein Zugpferdunternehmen der deutschen Fleischindustrie ein global operierender Konzern geworden, der bis nach Japan und Korea liefert und bislang 200 Millionen Euro am Standort Wildberg investiert haben soll.<sup>76</sup> Wie viele Arbeitsplätze dabei für lokale Arbeitnehmer entstanden sind, ist schwer zu sagen. Die offiziellen Angaben von derzeitig ca. 1700 Mitarbeitern waren aufgrund von Subunternehmerstrukturen kaum zu überprüfen. Zuletzt gab die Mitteldeutsche Zeitung (28.11.2013) an, dass 1000 Arbeiter aus Polen über Werkvertragsfirmen beschäftigt werden.

Der alte Schlachthof in Wildberg wurde schon vor der Wende vom heutigen Eigentümer inspiert und der Schlachter übernommen. Statt 500 Schweine und 120 Rinder zu schlachten, kontrolliert er heute die Schlachtung von 1500 Schweinen pro Stunde. Die Reportage im ZEITmagazin (Nr. 26/2012) der Wochenzeitung DIE ZEIT ist eine der wenigen, die sich nicht mit skandalisierten Zuständen in der hiesigen Fleischproduktion beschäftigt, sondern den Schlachter Holm Rausch portraitiert und das Akteursumfeld beleuchtet: „Will man einen Schlachter porträtieren, kommt man sich bald vor, als versuche man, sich einem Pädophilen zu nähern,“ resümiert die Autorin Jana Simon ihre Versuche, Kontakt zu einem Tiervollstrecker herzustellen. Zahlreiche Absagen von x Schlachthöfen, aber der größte Fleischproduzent in Deutschland öffnet seine Pforten. Der Normalität des Fleischkonsums steht seine massenhafte Herstellung gegenüber. An vorderster Stelle im täglichen Prozess der Fleisch-

---

<sup>76</sup> Die Zahlen divergieren zwischen 175 und 200 Millionen Euro (2011: Broschüre „Wirtschaftszentrum Wildberg und eigenen Angaben des Konzerns in der Lokalzeitung 05/2013).

gewinnung steht das Tabu der Tiertötung. Schlachten ist eine Tätigkeit, die durch vollzurechnungsfähige Menschen Tag für Tag vollzogen wird. Die Geschichte dazu erzählt ein langjähriger Mitarbeiter im Schlachthof und überzeugt im Portrait durch Leidenschaftslosigkeit und Loyalität. Und: Der Wirtschaftsakteur hat nichts zu verlieren. Dem jährlich steigenden Umsatz kann diese Art der Presse nichts anhaben. Sie ist Öffentlichkeitsarbeit – Authentizitätsimage statt Hysterie der Massentierschlachtung.

Ich darf mir selbst einen Eindruck machen. Am 7. Mai 2013 bin ich zum Netzwerktreffen der Ernährungsbranche eingeladen. Das Treffen findet im Fleischwerk statt und beginnt mit einem Rundgang durch die Produktion.

Nachdem ich das Auto in den Weiten der zahlreichen Parkplätze, die das Fleischwerksgelände umgeben und fast vollständig belegt waren, abgestellt und den Weg zum zentralen Eingangsportal gefunden habe, muss ich mich von der Security als Besucherin auf der Netzwerkmitgliederliste autorisieren lassen und werde mit einer Besucherkarte ausgestattet, die ich beim Verlassen des Geländes wieder abgeben muss. Ich versuche mir die komplizierte Wegbeschreibung in die Cafeteria zu merken, die mir die Eingangstorwächterin ohne Punkt und Komma angibt. Als sie mein unschlüssiges Gesicht wahrnimmt, fragt sie den breitschultrigen Securitymitarbeiter: *„Kann ich die jetzt alleine losschicken?“*

Mir kommt ein weiterer Eingeladener zu Hilfe, der sich ebenfalls ein Besucherkärtchen sichert und mich über den Vorplatz zu einer der Glastüren navigiert, die in den riesigen weißen Kastenbau führen. Wir laufen endlose Flure entlang und Treppen hinauf, bis wir einen weiß gekachelten Raum betreten mit einer Tafel in U-Form. Rund 35 Netzwerkmitglieder und Partner sind versammelt, u.a. ein Weinhändler, ein Getränkeproduzent, der IHK-Geschäftsstellenführer, ein Wissenschaftler von der Universität Halle. Auf einem Bildschirm an der Wand laufen aktuelle Unternehmensneuigkeiten auf Deutsch und Polnisch. Ich werde durch den Vorsitzenden des Netzwerkes begrüßt und gleich einer Gruppe zugeordnet, der ich mich anschließen soll für die Führung durchs Werk. Dann geht es schon los.

In der „Schleuse“, dem Übergang vom zivilen Bereich in die Produktionshallen, bekommen wir Überzieher für die Schuhe, wie man sie aus dem Krankenhaus kennt, einen weißen Schutzanzug aus Vliesgewebe mit Kopfschutzhaube. Zur Reinigung von Händen durchlaufen wir ein Drehkreuz, das sich erst frei schaltet, wenn die Reinigung, Trocknung und Desinfektion in allen Schritten vollzogen wurde. Diese *„Zwangsführung“*, wie es ein Anbieter für Reini-



gungstechnik auf seiner Homepage nennt, ist unumgänglich, will man Zugang in die Produktionshallen haben.

Der Lärm dringt bis in die Schleusenräume und schon stehen wir mittendrin: Fließbänder laufen kreuz und quer durch die Halle, Mann an Mann und einander gegenüberstehend trennen Zerleger mit Handschuhen wie Boxer und eingehüllt in Schutzkleidung am zwei Meter breiten Band riesige Speckschichten vom Schwein, das zuvor eine Maschine in Hälften gespalten hat. Erst als wir näherkommen, erkenne ich hinter Hauben und Mundschutz die vielen Frauen, die mit riesigen Messern Filetfleisch portionieren, die das Band zur weiteren Bearbeitung fortträgt. Es riecht süßlich-metallisch, es ist kühl, die Maschinen dröhnen unaufhörlich. Der Mitarbeiter, der uns führt, muss brüllen, damit wir ihn verstehen und trotzdem geht jedes zweite Wort im Geratter unter. Die Arbeiter stecken die Köpfe zusammen, wenn die Besuchergruppe weiterzieht. Einige lachen, andere fixieren uns, die sie beäugende Truppe. Am Ende landen die Fleischstücke in roten Plastekisten, die in der Verpackungsabteilung eingeschweißt und etikettiert werden. Datum, Gewicht, Inhalt.

Ich denke an die gerahmten Industriebilder aus Provinzstadt (vgl. 4.3.2). Geneigte Frauenköpfe an der Steppmaschine. Die Szenen der produktionsintensiven Fließbandarbeit im nachindustriellen Brachland Ostdeutschland spiegeln den Widerspruch zu einer gemeinschaftsbildenden und Unabhängigkeit beanspruchenden Vision „*Urbaner Landwirtschaft*“.

Die Gemeinschaft der Netzwerk-Mitglieder in der Branche zielt auf die Stärkung ihres wirtschaftlichen Standortes. Das hat der expandierende Schlachthof zwar nicht direkt nötig, aber im Verbund mit kleineren Branchenkollegen demonstrieren die Verantwortlichen regionale Bindung und gewinnen eine Kulisse, die ihre umstrittene Position in der Stadt abzuschwächen erlaubt.

Angespannte Erleichterung, als im Anschluss an die Führungen die Netzwerk-Delegation in der Cafeteria bei Kaffee und Keksen wieder zusammenfindet.<sup>77</sup> Der Unternehmenschef erläutert mit Zahlen die Wertschöpfungskette: 1500 Schweine pro Stunde werden in zwei Schichten geschlachtet und zerlegt für Supermarktketten und Discounter, Mittlerweile finden auch Schlachtabfälle einen Markt, so werden Pfötchen gefrostet nach China exportiert.

---

<sup>77</sup> Erst nach der mehrfachen Aufforderung durch den Schlachthofchef greifen die Teilnehmer zum Keksteller. Merkwürdig bleibt die „Esshürde“. Kaffee wird in der Runde selbstverständlich eingeschenkt. Die Bewegung zum Keksteller – eine wiederkehrende Geste der Verunsicherung: Krümel, voller Mund und Keksknackgeräusche lenken ungewollt die Aufmerksamkeit auf die Essenden.

Demnächst wird der stillgelegte Güterbahnhof, der an den Schlachthof angrenzt, genutzt, um Tiefkühlkapazitäten auszubauen und diese in Zukunft auf der Schiene auszuführen (MZ 13.12.2011<sup>78</sup>). Die ungenutzten Flächen von Wildberg sind willkommene Expansionsflächen zugezogener Industrien. Sie werden nicht für die lokale Energieversorgung oder andere alternative Projekte genutzt. Die wachsende Ernährungsindustrie breitet sich um den Stadt- raum aus. Ihre Interessenvertretung haben Unternehmer der Branche vor einigen Jahren selbst initiiert als Netzwerk der Ernährungsindustrie.

### **3.5.1. Nachhaltigkeit gestalten: Das Netzwerk Ernährungswirtschaft**

Ein Linoleumdruck von Franziska Nomis hängt im Büro des IHK-Geschäftsführers. Sein Sekretariat führt die Bemühungen der Netzwerkgruppe *„Ernährungswirtschaft in Mitteldeutsch- land“* zusammen.

Nach dem Zusammenbruch der Schuhindustrie hatten die kleineren und mittelgroßen Be- triebe der Ernährungswirtschaft einen schlechten Stand im wirtschaftspolitischen Entschei- dungskampf, wohin die Fördermittel aus Bund und Ländern gehen sollten. Niemand schien die stete Wachstumsbranche wahrzunehmen, die sich als durchaus krisenfest behauptete, getreu dem Motto: gegessen und getrunken wird immer.

Der Zusammenschluss diverser Unternehmen der Branche sollte die bessere Wahrnehmung ihrer Interessen durch Landespolitiker im Kampf um Fördermittel auslösen und die Lobby der Unternehmer repräsentieren. Das Netzwerk ist nicht das Produkt entwicklungsstrategi- scher Cluster, das durch strukturpolitische Maßnahmen künstlich erzeugt wurde. Es ist intrinsisch motiviert und entstand von unten.

Am Standort Wildberg gegründet, leitet der ostdeutsche Unternehmer Dr. Ampelmann den Verbund, der ein ostdeutsches Knäckebrot-Produkt am Markt hält und Interessen der mit- teldeutschen Ernährungswirtschaft im Verbund mit anderen europäischen Unternehmern bis nach Brüssel vertritt. Ebenfalls ein international agierender Akteur. *„Wir müssen die Menschen mitnehmen“*, ist seine Devise. Das demonstriert der Lebensmitteltechnologe auch auf dem Pub-Geburtstag im Geleitshaus und lobt das durch Verbindners Engagement ent- standene Zentrum als *„Hochburg der Kultur“* (vgl. 3.3.).

---

<sup>78</sup> Siehe <http://www.mz-web.de> (Zugriff am 18. Juni 2013).

Gemeinsam mit IHK und Wirtschaftsexperten der Uni Halle-Wittenberg initiiert das Bündnis erfolgreich seine Lobby und diskutiert, wie man firmenspezifisch mit dem Bio-Trend umgehen kann und welche Kooperationen in der Stadt und ins Umfeld helfen, das Problem der Arbeitskräfteknappheit anzugehen. Wichtige Wirkungsfläche sehen die Akteure in ihrer stadträumlichen Gestaltungskraft. Einerseits durch Expansion der Produktionsflächen und Infrastrukturmaßnahmen im Straßenbau, Güterverkehr usw.; andererseits durch Beteiligung an der IBA. Im Zusammenhang mit der künstlerischen Fassadengestaltung des innenstadtnahen Fleischwerks verstehen sich die Akteure des Bündnisses als gesellschaftspolitisch aktiv.<sup>79</sup> Ihre Anwesenheit haben sie demonstrativ hergestellt, sie öffentlich erklärt und strategisch aufgestellt.

Die Bündnisse, die sich in Wildberg bilden, sind stärker auf strukturelle Ähnlichkeiten orientiert. Das Branchennetzwerk der Ernährungsindustrie wie der Kneipier, der mit anderen Kleinunternehmern in der Altstadt Feste organisiert und auch die Künstlerin Nomis, die immer wieder Brückenschläge unternimmt: Sie alle „*kämpfen*“ um Bedeutung für ihre eigenen kleinen Gemeinschaften.

### **3.6. Wirtschaftliches Brachland oder: Wie geht Nachhaltigkeit?**

Als Industriestandort hat Wildberg sicherlich keine schlechte Position. Im regionalen Vergleich ist Wildberg mit den höchsten Gewerbesteuererträgen ein wirtschaftlicher Wachstumsraum. Trotzdem ist die Arbeitsplatzdynamik in den Nachbarstädten höher und die Arbeitslosigkeit in Wildberg mit 17,9 % im Jahr 2012 überdurchschnittlich hoch für Sachsen-Anhalt, obwohl Kunststoff-, Lebensmittel- und Chemieindustrie am Standort vertreten sind. Ein Teil der ehemaligen Schuharbeiter hat in diesen produktionsintensiven Branchen neue Beschäftigungen gefunden (vgl. Heinemann 2012), aber Unternehmen mit spezialisierten Fertigungsmaschinen und technischen Verfahrensspezialisierungen suchen geschulte und qualifizierte Mitarbeiter.<sup>80</sup> Aber nicht nur Fachkräfte werden gesucht. Die Ernährungswirtschaft beklagt den generellen Arbeitskräftemangel. Viele Ausbildungsstellen bleiben unbesetzt. Wer nicht unbedingt Fleischer, Milchtechnologe oder Technischer Systemplaner werden möchte, kann auch klassische Ausbildungen wie Bürokauffrau/mann, Industriekaufmann

---

<sup>79</sup> Protokoll zum Netzwerktreffen am 28. März 2013.

<sup>80</sup> Feldprotokoll Netzwerktreffen Ernährungsindustrie am 28. März 2013.

usw. in den ansässigen Betrieben lernen, aber die Berufe für das spezifische Knowhow der Lebensmittelherstellung verlieren im Wettbewerb um die zahlenmäßig knappen Ausbildungskandidaten. Unter den sechzehn unversorgten Ausbildungsbewerbern haben 50% den Berufswunsch Tierpfleger\*in und 50% Tischler angegeben.<sup>81</sup> Von den 58 unbesetzten Ausbildungsstellen sind die knapp 30% im gastronomischen Service frei geblieben. Köche, Restaurantfachfrauen und –männer werden gesucht, aber auch Friseurlehrlinge fehlen in der Stadt.<sup>82</sup> Zunächst ist die Nachfrage nach Ausbildungsstellen immer noch höher als das Angebot. Die Differenz im Agenturbezirk Wildberg beträgt 319 Stellen. Allerdings entschieden 30% der Bewerber für Ausbildungsplätze, ein Studium aufzunehmen, die Schule weiter zu besuchen oder in gemeinnützige Dienste wie dem Bundesfreiwilligendienst tätig zu werden oder gleich in die Berufstätigkeit einzusteigen, so dass schlussendlich die Anzahl der unbesetzten Ausbildungsstellen fast viermal so hoch ist wie die Zahl der nichtvermittelten Bewerber.

Die Einschätzung, im Osten Deutschlands finde man keine Ausbildung, stimmt also nur bedingt: Angebot und Nachfrage verlaufen inkongruent.

Die Expansionsbetriebe wie der hiesige Fleisch- und Schlachthof und die *Erfrischungsgetränke GmbH* haben aber nicht das Potenzial oder die Möglichkeit, das lokale Arbeitskräfteangebot zu nutzen und behelfen sich mit osteuropäischen Vertragsarbeitern. Nicht nur die Arbeits- auch die Lebensbedingungen der „importierten“ Arbeitnehmer sind schlecht zu durchschauen und immer wieder Thema von Enthüllungsreportagen.<sup>83</sup> Der Großinvestor allein reicht nicht aus, um hier Strukturschwäche zu verhindern oder aufzuheben. Zudem ist er in Gestalt des Fleischwerks einer der zentralen Konfliktpunkte der Stadt: größter Arbeitgeber und größter Provokateur gleichzeitig, Investor in Infrastruktur und Standorterweiterung und Begünstigter kommunaler Versorgungsstrukturen wie dem Klärwerk. Zumindest steht er in andauerndem Verdacht, die Kapazitäten der lokalen Kläranlage, sowohl was die Menge als auch was den Grad der Verschmutzung von eingeleitetem Abwasser in den Jahren 2006 bis 2011 betrifft, über Gebühr beansprucht zu haben (MZ am 26.03.2014).

---

<sup>81</sup> Für das Berichtsjahr 2012/13 der Arbeitsagentur Wildberg.

<sup>82</sup> Bewerber und Berufsausbildungsstellen; Agentur für Arbeit Wildberg/ Bundesagentur für Arbeit Statistik 2013.

<sup>83</sup> Siehe Fußnote 78.

Kommunale Kläranlagen sind in der Regel in Ostdeutschland überdimensioniert geplant und gebaut und leiden unter Unterauslastung. In Wildberg verkehrt sich die Situation ins Gegenteil. Mit einer Belastungsgrenze von 76.000 Einwohnerwerten sind in den letzten Jahren Größenordnungen erreicht worden, die 120-130.000 Einwohnerwerten entsprechen. Zudem sind Industrieabwässer oft schadstoffintensiver und werden trotz Grenzwertüberschreitungen nach der Klärung in den Fluss geleitet (ebd.). Erst eine Änderung der Verordnung der Kläranlage lockert den Benutzungszwang und ermöglicht Unternehmen, Industrieabwasser in betriebseigenen Kläranlagen vor zu klären und als haushaltsähnliches Abwasser abzugeben.

Der Ausbau und die Erweiterung der Kläranlage werden gegen den Protest der Bürgerinitiative *Für Wildberg* und Einwände des Naturschutzes durch den Stadtrat bewilligt. Die Unternehmensführungen atmen auf. Bislang hat die Überlastung der Kläranlage dazu geführt, dass sowohl private Grundstücke und Hauseigentümer wie wirtschaftliche Neuansiedlungen und Produktionserweiterungen einzelner Unternehmen nicht aktiviert werden konnten, da keine zusätzlichen Anschlüsse genehmigt wurden.<sup>84</sup>

---

<sup>84</sup> Mitteldeutsche Zeitung, 24.10.2013: <http://www.mz-web.de> (Zugriff am 29.1.2015).

Foto 7: Protest gegen erhöhte Abwassergebühren vor dem Kulturhaus Wildberg



Als der Abwasserzweckverband eine Informationsveranstaltung zur Beitragserhöhung der Gebühren bei Altanschlüssen, also für Wohnungen und Geschosshäuser vor 1991, abhält, wird der Unmut in der Menschenansammlung vor dem Kulturhaus deutlich<sup>85</sup>.

Mit provisorischen Plakaten, auf denen „Wehrt Euch“, „gegen Willkür“ und „für sozial gerechte öffentliche Daseinsvorsorge“ handschriftlich gekriselt wurde, versammeln sich die Protestierenden vor dem Kulturhaus in Wildberg.

- „Kämpfst du auch?“ fragt eine Frau eine andere.
- „Ja, ich war schon heute Morgen auf dem Markt zur Kundgebung“, antwortet die andere.
- „Find ich eine Frechheit, wenn du arbeitest, kannst ja gar nicht hin. Na, mal sehn, was sie uns jetzt auftischen wollen“, sagt die eine.

Der Saal ist bis auf den letzten der rund 500 Plätze besetzt. Auf den Schößen der Leute liegen Schreibzeug und Notizblätter griffbereit. Die Verantwortlichen der „sachlichen Informationsveranstaltung“ bitten zunächst darum, Fragen nicht im Rahmen der hier darzustellenden rechtlichen Grundlagen für die Beitragserhebungen zu stellen, sondern wegen der Komplexi-

---

<sup>85</sup> Feldtagbuch am 11.7.2012.

tät und Kompliziertheit des Themas schriftlich einzureichen. Gelächter und entrüstete Widerworte schallen aus dem Publikum auf die Bühne.

Es ist die Entrüstung über ein Verfahren, in dem „lokale Machenschaften“ auf Kosten der Bürger Strukturen produzieren, die nicht einsehbar sind. Die Netzwerker der Lebensmittelindustrie haben sich angeboten, den Konflikt zu moderieren. Allerdings scheinen die Fronten nach fast 10 Minuten verhärtet. Der größte Arbeitgeber der Stadt, so der Eindruck vieler, beansprucht auf Kosten der Einwohner von Wildberg Gemeingüter über Gebühr und genießt politischen Schutz.

### **3.6.1. Bannerisierung (des öffentlichen Raums)**

In Wildberg richten nicht nur zahlreiche Werbebanner an Baugerüsten das Wort an vorübergehende Passanten, einige Institutionen örtlicher Vergemeinschaftungsformen wie das Schlosscafé annoncieren Botschaften auf einem Banner. Im Schlosshof informiert ein Aushang auf zwei Metern mal einem Meter die Besucher über die Internetadresse des Cafés, und während eines Bundesligaspiels der aufstrebenden Hallen-Hockeymannschaft präsentiert sich die einstige Schuh-Metropole auf einem unter der Decke schwebenden Banner als „Floorball-Metropole Wildberg“. Auch die Künstlerin Franziska Nomis weist mit einem Banner am Balkon der 1. Etage auf die „AUSSTELLUNG“ hinter der Wohnhausfassade hin und lädt die Vorbeilaufenden ein hereinzuschauen.

Während die leerstehenden Gebäude mit dem Bannerbehang wirkungsvoll das Abwesende verkleiden, betonen andere Banner das aktiv Anwesende und weisen mit dem gleichen Instrument auf Gegenteiliges hin, dass hier etwas oder jemand da ist. Das Kleinteilige soll eine Vergrößerung erfahren, sucht Adressaten und positioniert Behauptungen im übersichtlichen Stadtgeschehen.

Die Verbindungslinie zum Banner als Präsentationsformat staatssozialistischer Symboliken liegt nahe. Noch näher liegt die Verbindung zur größten ortsansässigen Schuhfabrik, dem VEB „Banner der Brüderlichkeit“. Die Schuhindustrie mit 4000 Beschäftigten in Wildberg und der strukturellen Ausweitung zum Stammbetrieb des Schuhkombinats „Banner der Brüderlichkeit“ mit 140 Produktionsstätten und 43.000 Beschäftigten in der ganzen DDR strahlte weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus (Schreier 2002: 80f.). Das verfallene Fabrikgelände des „Banners“, wie die Wildberger die ehemalige Schuhfabrik abkürzen, mit Bauzäunen gesichert, ein Recyclinghof hat hier eine Nische gefunden.

Über dem Spielfeld schwebend, hebt sich das Banner „Floorball-Metropole Wildberg“ von anderen das Spielfeldrand umzäunenden Reklame-Bannern lokaler Sponsoren ab. Ein „AUSSTELLUNG“-Banner am Balkon des ersten Stocks dies Hauses 13 signalisiert die Schaffenskraft von Franziska Nomis im Verein *Rand-Erneuerung*, und am Marktplatz behaupten die Wildberger Stadtwerke am eingerüsteten Eckhaus auf einem riesigen Transparent „Wir können mehr“. In enger Nachbarschaft zu zahlreichen Bannern regionaler Handwerksbetriebe, befestigt an Baugerüsten, verdecken sie marode Häuserfassaden und unklar ist: Wird hier saniert oder gesichert?

Die Botschaft der verschiedenen Schriften ist nicht immer klar, sie sind Kommunikations-happen von der und in die Stadt, Repräsentanten für einen Autor oder eine Autorin oder für ein Dahinter, das entdeckt oder verborgen werden kann.



#### 4. Do-ut-des-Gemeinschaft: Provinzstadt

Provinzstadt war eine „blühende Industriestadt“ (Fergg 1927: 5) mit über 500 großen und kleinen Betrieben in der Schuhproduktion. Provinzstadt war auch Residenz- und Garnisonsstadt ihres Stadtgründers – einem abtrünniger Landgraf, der als „schräger Fürst“ (Titanic 2001)<sup>86</sup> hier seiner Leidenschaft für Soldatenparaden nachging. Mit seinem Tod wurde die Garnison aufgelöst und die Soldatenkluften dienten der Bevölkerung als Material zur Schuhfertigung. Hierin wurde der Grundstein für die spätere Schuhindustrie gelegt.

Vom Ende des zweiten Weltkrieges bis 1995 war auch der Alliiertenstandort der U.S. Armee in Provinzstadt. Aber was ist Provinzstadt? Diese Frage stellt ein Stadtgeschichtsschreiber im Vorwort eines Bildbandes. Sie kann als Ausdruck verstanden werden, dass in einer Stadt in der Krise die existentiellen Fragen gestellt werden: Wer bin ich? Wo will ich hin? Wie weiter oben (2.1) als identitätssuchende Fragen bereits eingeführt, demonstrieren der Oberbürgermeister und der Schuhunternehmer Harmut Stachel immer wieder, wie sie Antworten auf fragwürdig gewordene Selbstverständlichkeiten geben.

Die Provinzstädter „waren schon immer groß im Überleben“, schreibt der erwähnte Stadtgeschichtsschreiber, und der Kampf ums Überleben drängt in die Gegenwart. Was gelten die historischen Errungenschaften angesichts der aktuellen Notlage? Nicht die einstige Größe, so könnte man formulieren, garantiert eine gelingende Zukunft, sondern allein die Überzeugung und Fähigkeit, das Leben immer wieder neu zu begründen und von vorne anzufangen. Wenn nichts mehr geht, schaffen es die findigen Provinzler aus der Not heraus zu neuer Größe.<sup>87</sup>

Heute liegen die Schuhfabriken brach, die Provinzstädter Bevölkerung ist in 40 Jahren um ein Drittel geschrumpft und die Haushaltsschulden betragen durch anhaltend hohe Arbeitslosigkeit mittlerweile 200 Millionen Euro. Schenkt man dem Überlebensvertrauen Glauben, dann muss mit dem Zusammenbruch der monowirtschaftlichen Stadtstruktur eine Ordnung erst wiederhergestellt werden. Wie findet diese Neusortierung statt? Welche Akteure sind involviert auf der Ebene der Stadtverwaltung und städtischen Moderation. Welche Akteurskons-

---

<sup>86</sup> Christian Meurer schreibt für das Satiremagazin „Titanic“ einen dreiteiligen Essay über den Stadtgründer und Landgraf unter dem Titel: „Ein schräger Fürst - Projekt P.“ (2001, Nr.5-Nr.7).

<sup>87</sup> Heinz Bude führt den Begriff „der Größe“ im Zuge der Forschungen in Wittenberge ein, um zu fragen, mit welchen „Einsätzen“ dort Geltung erlangt wird. (Vgl. Bude/Engler 2011: 122).

tellationen gewinnen oder verlieren an Einfluss. Welche Themen und Entscheidungen werden getroffen, woraus speist sich die Umgestaltung und wer nimmt eigentlich an ihr teil?

Zeichnen wir nach, wie die Stadt wurde, um einen Versuch zu unternehmen, zu verstehen, was sie heute ist. Warum die Fragwürdigkeit sie seit jeher begleitet und weshalb die Stigmatisierungen keine Beleidigungen mehr sind, sondern den Provinzstädtern nützlich, eine politische Formel für ihren diskreditierten Status zu begründen, die da lautet: nicht Außenseiter, sondern Vorreiter (vgl. 4.1). Unbestimmtheit und Desorientierung wird durch neue Grenzziehungsversuche als kontinuierliche Arbeit an der eigenen Stadtidentität abgelöst.

Ich will versuchen, zu zeigen, dass in der ehemaligen Industriearbeiterstadt die Antwort auf den Verfall eine politische ist, die ganz unpolitisch das Gemeinschaftliche als Kümmerergesellschaft neu konstruiert, Loyalitäten herzustellen vermag und ökonomisches Kapital in die hochverschuldete Stadt bringt. Als do-ut-des-Gemeinschaft wird hier keine altruistische Kümmererstrategie verfolgt, vielmehr entsteht ein städtisches Arrangement des Gebens und Nehmens.

#### **4.1. Wann ist Umbruch?**

Der industrielle Niedergang der Schuhwirtschaft begann schleichend in den späten 1960er Jahren. Erst Mitte der 1990er Jahre, als die Schuhproduktion schon längst ins südosteuropäische Ausland und nach China abgewandert war, traf der Abzug der amerikanischen Streitkräfte die Stadt wie aus dem Nichts. Dabei war mit dem Ende des kalten Krieges die Auflösung der Alliiertenstützpunkte absehbar. Doch als wäre Provinzstadt in eine Art Dornröschenschlaf gefallen, wurde das ganze Ausmaß industrieller Brachlegung erst mit den leer werdenden Soldatenquartieren und dem Verlust weiterer Arbeitsplätze nicht nur in Verwaltung, sondern auch im Einzelhandel, in der Gastronomie und in der Versorgungsstruktur sichtbar:

*„[...] in den 70er, 80er Jahren konnte man den Eindruck gewinnen, die Verantwortlichen hier haben sich mit der Situation abgefunden, und es wird nicht mehr lange dauern, dann macht irgendeiner das Licht aus und der nächste sperrt ab“ (Verwaltungsmitarbeiter, zit. nach Beiswenger/Weck 2010: 28).*

Provinzstadt ist im Gegensatz zu Städten und Kommunen im Ruhrgebiet nicht Teil einer industrialisierten Region, in der lange Zeit Subventionen den wirtschaftlichen Niedergang bremsen. Der Niedergang der Schuhindustrie hatte eben keine unmittelbaren Versorgungs-

konsequenzen wie etwa Steinkohle und Stahlindustrie – es gibt kein Weltkulturerbe in Provinzstadt.

Anders als in der von Renate Mayntz (1958) auf soziale Schichtung und sozialen Wandel untersuchten Industriegemeinde Euskirchen, in der sich mit Abbruch der Textilindustrie alternative Industrien ansiedelten, in die die Arbeitskräfte ausweichen konnten (siehe die Wiederholungsstudie von Friedrichs/Kecskes/Wolf 2002). Durch diese Anpassungsstrategien kann es gelingen, von der Ordnungsorientierung und industriegesellschaftlichen Hierarchie Abstand zu gewinnen.<sup>88</sup>

Ein fließender Übergang durch eine Entwicklung dienstleistungsnaher Erwerbsstrukturen gelang in der monostrukturierten Schuhmetropole nicht. Bereits zwischen 1960 und 1970 wurden über 170 Betriebe der Schuhindustrie geschlossen und mehr als 7000 Arbeitsplätze aufgegeben (Bender 1979: 173).

Die monostrukturelle Ausrichtung organisierte nicht nur die lokalen Wirtschaftsstrukturen, sondern die sozialen und regionalen Strukturen richteten sich allesamt am Bedarf der dominanten Schuhindustrie aus. Umso härter traf die Region der Strukturwandel in seinen Konsequenzen. Mit gezielter Ansiedlungspolitik für die Innenstadt versuchen Verantwortliche heute, eine diversifizierte Wirtschaftsstruktur zu errichten und Slots der Forschung und Entwicklung zu etablieren, die in den 1970er Jahren noch bewusst verhindert wurden, um die Arbeitskräfte für die Schuhproduktion zu sichern und sich keine Lohn- und Arbeitnehmerkonkurrenz in das etablierte Terrain zu holen. Die Monopolstellung in Provinzstadt führte dazu, dass alternative Industriezweige keine Entwicklungsmöglichkeiten sahen und Produktionsstätten der Elektroindustrie schließen mussten (ebd.).

Der schon erwähnte Unternehmer Hartmut Stachel legte 1996 gemeinsam mit engagierten Bürgern und Vertretern aus Verwaltung, Unternehmen, Gewerkschaften ein Papier zum „*Stadtleitbild 2010*“ vor. Als Provinzstadt-Marketing e.V. organisiert, stehen sie für den Gedanken, „*daß die Lösungen für die Herausforderungen, vor denen Provinzstadt steht, nur aus der Stadt selbst kommen können*“ (Provinzstadt-Marketing e.V. 1996). Den Vorsitz führt der Unternehmer Hartmut Stachel (s.u.).

---

<sup>88</sup> Andreas Reckwitz nennt diese Sozialorientierung in Anlehnung an David Riesman „other-directed character“ (Reckwitz 2008: 210).

Der Strukturwandel, der sich aufgrund der o.g. Veränderungen in Provinzstadt vollzieht, wird in einer Stärken-Schwächen-Analyse umformuliert: „*Stadt im Wandel – Stadt im Aufbruch*“. Provinzstadt soll urbanes Zentrum und „*Kulturstadt*“ der Südwestpfalz werden. Selbstkritisch wird „*Vergangenheitsorientierung*“ (ebd.) zurückgewiesen und zukunftsorientiertes Standortmarketing betrieben – statt monoindustrieller Rückwärtsgewandtheit soll Bewährtes und Neues in multi-strukturellen Ansätzen erprobt werden.

Einige der damals eingebrachten Vorschläge wurden heute sichtbar umgesetzt: vom Provinzstadt-Maskottchen bis zur Internet-Plattform für die Jugend, Ansiedlungspolitik und Innovationsförderung sowie ein Innenstadtentwicklungskonzept, das – mittlerweile – Stadtentwicklungskonzept ist und Abriss, Sanierung und Umnutzung sowie Neubau als Wege im Umgang mit Schrumpfung und demographischen Wandel einbringt.

Auch lokalpolitisch spiegelt die Stadt den Umbruch erst Ende der 1990er Jahre. Nach 40 Jahren SPD-Führung wird 1999 ein CDU-Kandidat zum Oberbürgermeister gewählt und unterbricht eine Tradition in der Arbeiterstadt. Noch vor dem Ende der Amtszeit erkrankt der Stadtoberste und übergibt an den damaligen Bürgermeister Hermann Mitte die Führung. Als Quereinsteiger, promovierter Jurist und Kind einer Schuharbeiterfamilie vertritt Mitte die Transformation von der arbeiterlichen<sup>89</sup> Herkunft in die wissenschaftliche Zukunft. Keine politische Karriereleiter musste er erklimmen. Er folgte seinem inneren Bedürfnis, Verantwortung in der krisengebeutelten und finanziell brachliegenden Stadt zu übernehmen. Die erste Auflage des Stadumbaus Ost, des öffentlichen Umgangs mit schrumpfenden Städten, war gerade gestartet, als die Wirtschaftswoche 2003 Hermann Mitte mit folgenden Worten zitiert: „Wir sind nicht der Konvent der Underdogs. Wir sind Avantgarde.“ (Schwarz 2003) Hier lag so viel am Boden, dass Platz war, um neue, dem Zeitgeist folgende Impulse zu setzen. Für vieles gibt es öffentliche Unterstützung: Stadtentwicklung und Abriss, Stärkung sozialer Bündnisse, nachhaltige Energieversorgung und Entschuldungsfonds. Und Mitte hält immer eine Geschichte bereit:

*„Ich bin in den 70er Jahren mit dem Fahrrad nach Nordfriesland gefahren. Wir sind abends in die Kneipen gegangen, keine Reaktion auf uns. Dann sind wir Anfang der 90er wieder hoch-*

---

<sup>89</sup> Wolfgang Engler analysierte die DDR-Gesellschaft als „arbeiterliche“ Gesellschaft. Die Betonung liegt auf der kulturellen und sozialen Wirksamkeit und weniger auf der politisierbaren „proletarischen“ Klassenstruktur einer Arbeitergesellschaft (Engler 2000: 173 ff.). Diese kulturelle Durchdringung der Ordnungen einer Industriegesellschaft finde ich sinnvoll als „arbeiterliche“.

*gefahren, oben zur dänischen Grenze. Morgens früh kommt eine Frau mit `ner Einkaufstasche auf uns zu und fragt, wo kommen Sie denn her, so eine lange Reise und die Kinder noch dabei. Gehen Sie dort oder dorthin, da können Sie gut frühstücken. Ein Mentalitätswechsel innerhalb von 20 Jahren. (...) Was die Nordfriesen schaffen, muss auch bei den Provinzstädtern möglich sein.“*

Die Anekdote des Oberbürgermeisters von Provinzstadt über seine Reisen und unterschiedlichen Willkommenseindrücke in Nordfriesland, beschreibt von einer persönlichen Erfahrung ausgehend seine Orientierung und Zielsetzung im Amt des Stadtobersten: den Mentalitätswechsel in der als randständig abbeschriebenen Region. Auch andere Akteure kennen die Erzählung und berichten, dass der OB sie schon in verschiedenen Situationen eingebracht hat. Man muss der Interpretation von Hermann Mitte zur Mentalität der Nordfriesen nicht folgen, um die transportierte Botschaft aufzuschlüsseln: das Umkrempeln des arbeiterlichen Nehmen-Habitus in einen dienstleistungsartigen Geben-Modus ist das anvisierte Ziel des Oberbürgermeisters.

In einer vom Funktionsverlust betroffenen Stadt gibt es in der Verwaltung und den Sozialagenturen von der Jugendarbeit über die Schulen und Seniorendienste, viele Akteure, denen das soziale Kümern zur Hauptaufgabe geworden ist. Ohnehin sind die Alternativen rar und der Problemdruck und Handlungsnotwendigkeiten können mit Zahlen zur Armut, Arbeitslosigkeit und niedrigen Bildungsabschlüssen immer plausibel gemacht werden. Den Schulterschluss mit Geldgebern in Wirtschaft und Politik für soziale Investitionen machen zu können, ist die persönliche Qualität, die Herman Mitte mitbringt. Legitimität erhalten die sozialpaktähnlichen Bündnisse durch die Anerkennung und Einbindung der jeweiligen Fähigkeiten und Kompetenzen der anderen: von der Arbeit des Sozialarbeiters über die Aktivitäten der Vereine und Ehrenämter bis zu Sach- und Geldspenden der Unternehmer und Kirchenvertreter – alle Beteiligten sind in ihrer Bring- und Gabefähigkeit eingebunden: *„Die eigentlichen Motoren sind die Menschen dahinter. Alle Projekte sind miteinander verzahnt und wirken als Teil eines Ganzen“* schreibt der OB<sup>90</sup>. Ein stärkeres Bild für die Verzahnung von Lebenspraxis und Strukturierungszwängen gibt es wohl kaum. Die „Kümmerergesellschaft“ (Gabler 2012), so will ich zeigen, kann an sozialhistorische Stränge der schuharbeiterlichen Stadt ebenso anschließen wie Kompatibilität mit entwickelten überregionalen Strukturen erzeugen.

---

<sup>90</sup> Herman Mitte veröffentlichte 2011 einen Artikel „Die soziale Stadt – alles andere als utopisch“ in: Kommunalwirtschaft 06-07/2011 398ff.

Während in Wildberg eine zentrale Steuerungsstrategie unsichtbar bleibt, wird in Provinzstadt der „Dienst am Menschen“ etabliert. „Der Provinzstädter definiert seine Größe, in dem er bei sozialen Projekten mitarbeitet“, informiert der Lokaljournalist und ein Provinzstädter Psychiater schlussfolgert, wo der Sozialstaat an seine Grenzen kommt, da erwacht auch bei uns das „Kümmern“ immer mehr und verweist auf den *Pakt für Provinzstadt*, ein durch den Oberbürgermeister initiiertes Bündnis übergreifender Initiative sozialer Hilfe.

#### 4.1.1. Lage

Im Südwesten gelegen, trennen Provinzstadt kaum 20 Kilometer von der französischen Grenze. Im Osten der Stadt führen Wanderrouten in den Wald, dessen Ausläufer fast in die Stadt hineinragen, und der Provinzstadt von der wirtschaftlich weitaus dynamischeren Rhein-Neckar-Region trennt. Von der nächst größeren Stadt kommend, erreicht man Provinzstadt mit dem Regionalzug in knapp 45 Minuten: oder mit dem Auto über die Autobahn gen Süden, die letzten Kilometer folgt man einer Bundesstraße, die sich hinter Provinzstadt durch den Wald weiter schlängelt.

Egal wie man hin gelangt, allein die Fahrt durchs hügelige Hinterland und die Wegweiser nach Frankreich erwecken den Eindruck, den auch die Stadtchronik von 1927 vermittelt: *Provinzstadt ist eben nicht nur politisch, sondern auch geologisch und damit landschaftlich als Grenzstadt zu werten.*“ (Fergg 1927: 9).

Zahlen über die soziale Lage der Bevölkerung in der Region, insbesondere in der Stadt Provinzstadt, verstärken den Eindruck, dass man sich auch hinsichtlich des Einkommens, Bildungsstandes und Bevölkerungsverlustes am Ende der Republik befindet<sup>91</sup>. Sobald man die Stadtgrenze passiert hat, verlässt einen die Wanderlust: einwärts natürlich. Entlang der Zweibrücker Straße grauer und kantiger bundesrepublikanischer Gründerstil, lang zieht er sich hin, bis kleine Arbeiterhäuser aus dem Industriezeitalter links und rechts die Straße säumen, Straßenschilder weisen in Richtung *Centrum*.<sup>92</sup> Fortbewegungsmittel ist das Auto, fürs Fahrrad ist es zu hügelig und zu Fuß ist kaum jemand unterwegs.

---

<sup>91</sup> Siehe Demografie-Typ 8: „Alternde kleinere Kommunen mit Anpassungsdruck.“ Wegweiser Kommune der Bertelsmann Stiftung, Juli 2012, [www.wegweiser-kommune.de](http://www.wegweiser-kommune.de). Wildberg ist Typ 9: „Stark schrumpfende Kommunen mit besonderem Anpassungsdruck“. Typ 9 ist der letzte auf der Skala des Strukturwandelrankings.

<sup>92</sup> Siehe Fußnote 39.

Provinz ist also eine ganz zutreffende Beschreibung für die geographische Lage der ehemaligen Schuhmetropole.

Am ehemaligen Militärstandort Husterhöhe sind heute noch 360 Mitarbeiter am medizinischen Versorgungsdepot<sup>93</sup> der US-Armee beschäftigt. Im Gegensatz zu dem riesigen Terrain von 1800 Hektar<sup>94</sup> auf dem 3200 Soldaten stationiert und 2600 amerikanische sowie 3000 deutsche Zivilisten beschäftigt waren, ist die Liegenschaft enorm geschrumpft. Auf einer Fläche von 31 Hektar werden medizinische Güter aller Art für die weltweite Versorgung amerikanischer Militäreinheiten bereitgehalten. Die letzte amerikanische Dienststelle in Provinzstadt soll 2017 verlegt werden.

75 Hektar Konversionsgebiet sind heute in gewerblicher und öffentlicher Hand. Neben dem Sportpark beginnt auf der gegenüberliegenden Straßenseite der „Technologie- und Gewerbepark“ und in der Ferne leuchtet der gläserne Turm-Anbau des in weiß getünchten und mit Photovoltaikanlage ausgestatteten Gründerzentrums in Nachbarschaft mit dem Bildungszentrum des Internationalen Bundes. Auf der so genannten „Automeile“ sind zahlreiche Unternehmen aus der Autobranche vertreten: Kfz-Werkstätten, Autoglasereien, Autohäuser, Ersatzteilhändler, aber auch Unternehmen aus der Kunststoffindustrie und Logistikbranche nutzen die freigewordenen Kapazitäten des ehemaligen Militärgeländes und expandieren. Im Süden des Konversionsgebietes, dem ehemaligen Wohngebiet der Soldaten und ihrer Familien, befindet sich die Fachhochschule, ein Forschungsinstitut und das jüngst gegründete Schuh-Kompetenzzentrum. *„Das Wissen um den Schuh in der Stadt zu halten“*, wird als strategisches Ziel verfolgt. Hier findet die Verknüpfung von Technologie, Knowhow mit weltweiter Schuhindustrie statt. Regelmäßig treffen sich die Akteure aus der Branche in Provinzstadt. Für den lokalen Arbeitsmarkt werden daraus keine unmittelbaren Effekte hervorgehen (siehe Schamp 2002).

#### **4.2. „Was ist Provinzstadt?“**

In den 1990er Jahren wurden in Provinzstadt die Alliierten abgezogen und die brachliegenden Schuhfabriken dominierten das Stadtbild. 5000 Soldaten verlassen mit ihren Angehörigen

---

<sup>93</sup> USAMMCE: U.s. Army Medical Materiel Center, Europe.

<sup>94</sup> Cunningham, Keith B. /Klemmer, Andreas (1995: 87) Restructuring the US Military Bases in Germany: Scope, Impacts and Opportunities, report 4. Bonn International Center for Conversion.

gen zwischen 1990 und 1995 die Stadt und der Leerstand weitete sich auf Geschäftsräume in der Innenstadt und die Wohnhäuser des Kasernengeländes aus. Seit 30 Jahren gehen in der Stadt Arbeitsplätze in der lokalen Wirtschaft durch den Wegzug der arbeitskraftintensiven Schuhproduktion nach süd- und Osteuropa und zuletzt nach China verloren.

Durch den relativ abrupten Weggang der Amerikaner verloren der Einzelhandel und die zivilnahen Dienstleistungen weitere 4000 Arbeitsplätze und der Verlust der einst dominanten Schuhindustrie war in der Stadt überdeutlich. Der anhaltende Verlust stadtspezifischer Verlässlichkeit - Armeestandort und Industrie – wirft Fragen nach dem Wesentlichen auf, wie der Unternehmer Hartmut Stachel formuliert:

*„Früher hat man also die Schuhindustrie gehabt hier. Das war das, was Provinzstadt großgemacht hat, das war das Ding, das war man gewöhnt, das hat man geübt, verstanden und jetzt bricht das weg. Und jetzt weiß man nicht mehr wohin. Und - es gibt auch keine klare Ansage oder zu wenig klare Ansage. Die Stadt hat kein Selbstbild: Wer bin ich, wo will ich hin? Das ist zu selten deutlich nach außen artikuliert worden und insofern fehlt vielen Menschen in der Stadt auch eine Orientierung.“* (Schuhunternehmer Stachel 22. Mai 2009)

Nicht nur das Gewohnte fehlt, es gibt keine „klare Ansage“, keine „Orientierung“ und „kein Selbstbild“. Führung, Strukturierung und Identifizierung, Parameter des einst „fraglos Gegebenen“ (Schütz/Luckmann: 25), sind mit dem Niedergang der Schuhindustrie verloren gegangen. Der Rückzug der Alliierten wirkt wie ein Katalysator: Die Wahrnehmung des Niedergangs in den letzten Jahrzehnten dringt deutlicher ins städtische Bewusstsein und gewinnt langsam Raum, artikuliert zu werden. Der Unternehmer Stachel (vgl. 4.2.) übernimmt in den 1990er die Führung und kauft eine leerstehende Schuhfabrik, saniert sie und nutzt sie als Firmensitz. Im Anschluss gründet er einen Stadtmarketingverein und initiiert ein Stadtentwicklungspapier, das noch heute Grundlage für die kommunale Entwicklungspolitik ist.

Die Strategie der Innenorientierung, mit der die Provinzstädter ihre Anwesenheit als genuine Provinzstädter entwerfen, lässt sich sowohl durch kulturhistorische wie biografische Narrative rekonstruieren. Die eingangs gestellte Frage der städtischen Identifikation „Was ist Provinzstadt?“ ist nicht nur eine rhetorische. Anwesenheit wird in Provinzstadt über lokale Zugehörigkeit verhandelt. Sie ist im Stadtleitbild, in dem die Veränderung von „innen“ betont, ebenso verankert wie in den Erzählungen auf dem Fußballplatz.



#### 4.2.1. Die Fremde und der Einheimische

Ich bin wieder auf die Husterhöhe, irre über die Sportplätze und suche die 1. Mannschaft. Der Torwarttrainer einer Jugendmannschaft ruft mir zu: *„Die sind im Stadion heute“*. Als ich endlich am Spielfeldrand auftauche, verlassen ein paar Spieler den Platz in Richtung Kabine. Ich begrüße Andrew Johnson. *„Und? Wie gefällt’s Ihnen?“*, fragt Johnson. *„Wie San Francisco, was?!“* Ich schüttle irritierte den Kopf: *„Nee, eher Wilder Westen. Casinos und Bars, nur die Sheriffs und Pferde fehlen. Wobei, was damals Pferd war, ist heute hier wohl Auto, in Provinzstadt fährt ja jeder eines.“* – *„Nein, ich meine, wegen der Berge.“* Johnson lacht und wendet sich wieder dem Spielfeld zu.

Solche unpassenden Vergleiche scheinen typisch für kleine Städte: Referenzen sind die großen Städte. Die Selbstdegradierung wohnt dem ebenso inne wie die Selbstüberhöhung.

Am Ende der Trainingseinheit treffe ich auf Torwarttrainer Thomas Massig und Zeugwart Arthur Seifert. Sie sitzen auf einer Bank vor dem Umkleidetrakt und erzählen mir die traurig-schöne Geschichte des Fußballklubs der letzten 25 Jahre. Massig erklärt mit stolz geschwellter Brust: *„Ich bin schon seit 1984 dabei. Erst Spieler, dann Trainer. Ich habe auch woanders gespielt, bin aber immer wieder zurückgekommen. Nie würde ich weggehen. Mein Blut ist blau!“* Blau wie die Vereinsfarbe - der Lokalpatriotismus schafft Bindung, die ins Blut übergeht. Vielleicht ist Massig andernorts gescheitert und deshalb zurückgekehrt? Blut ist dicker als Wasser.

*„Klar, es fehlt heute im Verein die Kameradschaft von früher“*, relativiert der Torwartexperte seinen Enthusiasmus, *„da hat man nach dem Training noch zusammengesessen und Bier getrunken. Das ist heute nicht mehr so.“* Dann setzt der Breitschultrige nochmal an: *„Aber als wir vor drei Jahren noch in der Regionalliga gespielt haben, war ordentlich was los! Nur, wenn die Erfolge nicht da sind. Was soll man da machen. Trotzdem der Verein, das ist toll. Und auch sonst, wir haben den Wald vor der Tür. Das ist so schön zum Wandern. Die Stadt versucht ja auch den Tourismus stark zu machen.“* – *„Das finden Sie wohl nicht so sinnvoll“*, hake ich ein. – *„Doch, doch, aber Arbeit bringt das nicht. Außer den drei Schuhunternehmen, die von 300 Fabriken noch übrig sind, und der Kunststofffirma K. sind doch nur noch bei der hiesigen Supermarktkette ein paar hundert Arbeitsplätze. Wenn die Jugend hier keine Arbeit findet, ist doch klar, dass die gehen. Wundert doch keinen, aber traurig ist das schon.“*

Die Kinder würden bestimmt nicht weggehen, gäbe es hier Arbeit, vermutet Thomas Massig. Abtrünnige sind aber nicht zu sprechen. Vielleicht kommen sie ja wieder?! Als der Trainer

sich dazu gesellt, reißt das Gespräch ab. Von Johnson erfahre ich, dass er eigentlich Professor für Molekulare Medizin ist, an der Uniklinik Heidelberg/Mannheim arbeitet und im vierzig Kilometer entfernten Homburg lebt. Was reizt den erfolgreichen Wissenschaftler mehrmals die Woche nach Provinzstadt zu fahren?

*„Ich bin stolz in diesem Traditionsverein, Trainer der 1. Mannschaft zu sein. Aber der Verein ist heute keine große Nummer mehr. Außerdem zieht die fünfte Spielklasse ein mageres Budget nach sich, mit dem wenig zu reißen ist. Der Nachwuchs ist fußballerisch ganz gut aufgestellt, aber wenn die talentierten jungen Spieler erwachsen sind, haben sie längst Verträge bei anderen Vereinen.“*

Der Verein kann nur geringe Aufwandsentschädigungen zahlen. Die Fußballer arbeiten jenseits des Feldes oft Vollzeit, nicht in Provinzstadt, in den umliegenden Beamtenstädten und an den Standorten, die durch Automobilindustrie oder als überregional anerkannter Forschungsstandort Perspektiven bieten. *„Es fehlt an Personal um an ordentliche Sponsoren heranzukommen und ein klares Profil des Vereins zu entwickeln“*, beschreibt Johnson die Lage. Aber Aufstiegschancen verspricht der Traditionsverein immer noch.

Ein halbes Jahr später muss Johnson seinen Trainerposten räumen, obwohl es langsam bergauf ging. Durch seine berufliche Position bliebe ihm nicht genug Zeit für den Fußball, heißt es in der Pressemitteilung.

Als ich das Trainerzimmer verlasse, höre ich Stimmen aus dem Nebenraum: *Physiotherapeut* steht in fetten Lettern auf der Tür. Sie wird geöffnet und ein Blau-Weißer humpelt heraus. Markus Wegwert, der Therapeut, winkt mich herein: *„Du bist die Wissenschaftlerin.“* Während er die Massagebank abwischt, sprudelt er los: *„Ich bin seit 2004 der Mannschafts-Physio. Am Anfang war ich schon skeptisch. Ich komme aus dem zwanzig Kilometer entfernten Ort. Da hält man den Verein für einen arroganten Traditionsverein.“* Wegwert hat in der nahen Kleinstadt eine Praxis für Krankengymnastik und ein Haus mit seiner Familie. Im Provinzstadter Umland ist die Welt noch in Ordnung, zumindest wenn die niedrigen Arbeitslosenzahlen als Kennziffer für Ordnung und Stabilität dienen. Als er von der Stelle beim Verein erfuhr, konnte er sich es nicht verkneifen, anzurufen. *„Ich habe dann vorgeschlagen, dass man sich gleich im Stadion trifft und als ich die eigene Massagebank, den eigenen Physio-Raum sah,“* er pausiert kurz, schwenkt die ausgebreiteten Arme durch die Luft, *„konnte ich nicht mehr nein sagen.“* Fast hundert Jahre nach seiner Gründung hat der Sportklub nichts von seinem Reiz verloren. *„Ich habe in den letzten Jahren so viel erlebt wie andere in ihrem ganzen Leben nicht.“* Er zeigt auf seine grün-weiß gestreiften Sportschuhe: *„Die habe ich mir*

*nach dem DFB-Spiel gegen Werder Bremen gekauft.“* Erst das Elfmeterschießen brachte damals die Entscheidung und den Torhüter des Provinzvereins auf die Titelseite der FAZ. Heute stehen die Geschichten aus Provinzstadt auf den dritten Seiten der großen Zeitungen als Drama einer Schusterfamilie, die nichts mehr zu besohlen hat.

Hier im Massageraum bleibt die tragische Seite der Stadt draußen. Der Spezialist für die menschliche Bewegungsapparatur legt die Handtücher zusammen und schwelgt: *„Beim Spiel gegen die Bayern-Amateure hat Hitzfeld zugesehen und sogar ein arabischer Mannschaftsphysio hat mich um meinen Equipmentkoffer beneidet.“* Die prestigeträchtige Nebenbeschäftigung tut auch seiner Praxis gut: *„Die Leute wissen, dass ich der Vereins-Physiotherapeut bin. Das steht ja in der Zeitung und das hat Wirkung!“*

Wegwert hat in Provinzstadt seinen Platz gefunden. Nebenan in Dahn findet sein Leben statt. Dort erzählt der berühmte *„Fußball-Physio“* seine Geschichten, hebt sich heraus aus dem kleinstädtischen Allerlei und genießt den Ruhm. Ob er auch von Armut in Provinzstadt weiß, frage ich ihn. *„Na klar! Das ist traurig, aber nicht erst seit gestern so.“* Als wir den Raum verlassen, warten schon die Trainerkollegen. Die Männer gehen ins Brauhaus, Lokalbier trinken.

#### **4.2.2. Ein „eigentümlicher Charakter“**

Fleiß, Gemeinschaft, Disziplin und Konsens im städtischen Akteursverbund sind die zentralen Eigenschaften, die den Provinzstädtern auch auf der Homepage der Stadt<sup>95</sup> zugeschrieben werden. Dort bekunden sie die Dringlichkeit der gemeinsamen Stadtentwicklung. Statt auf Marketingabteilungen anonymer Beratungsagenturen setzten sie auf ihre eigene Kreativität. Interessanterweise liest sich die Chronik der Stadt aus dem Jahre 1927 in ganz ähnlicher Rhetorik und widmet dem Provinzstädter „Charakter“ ein eigenes Kapitel. Der Rückgriff auf eingeübte Krisenerfahrungen und Strategien der Bewältigung wird auch für die anstehende Krisenbewältigung in Anspruch genommen. Dabei handelt es sich um eine Krise, die bereits in den 1960er Jahren deutliche Züge eines wirtschaftsstrukturellen Umbruchs zeigte. Zwi-

---

<sup>95</sup> Die Homepage wurde 2012 umgestaltet, so dass einige meiner Beobachtungen der städtischen Selbstdarstellung zuletzt erneuert wurden und auf der aktuellen Internetpräsentation nicht mehr nachvollzogen werden können. Sie dienen aber als Exemplare für die Fallhypothese, die in Gabler 2012 in ersten Überlegungen dargelegt wurde.

schen 1960 und 1970 wurden über 170 Betriebe in der Schuhindustrie geschlossen und mehr als 7000 Arbeitsplätze aufgegeben (Bender 1979: 173).

Die monostrukturelle Ausrichtung organisierte nicht nur die lokalen Wirtschaftsstrukturen, die sozialen und regionalen Strukturen richteten sich allesamt am Bedarf der dominanten Schuhindustrie aus. Umso härter traf die Region der Strukturwandel in seinen weiteren Folgen. Mit aufwendiger Ansiedlungspolitik versuchen Verantwortliche heute eine diversifizierte Wirtschaftsstruktur zu errichten und Bereiche der Forschung und Entwicklung zu etablieren, die in den 1970er Jahren noch gezielt verhindert wurde, um die Arbeitskräfte für die Schuhproduktion zu sichern und keine Lohn- und Arbeitnehmerkonkurrenz im etablierten Terrain zu zulassen (ebd.).

Der Wirtschaftsgeograph Eike Schamp unterscheidet für Provinzstadt sektorale, kognitive und politische „lock-ins“ (Schamp 2005: 619 f.). Gemeint sind die lokalen Handlungsmuster im Umgang mit dem Strukturwandel in der Schuhindustrie. Die Monostruktur war und blieb für Unternehmer ebenso wie für Arbeiterfamilien und Lokalpolitiker selbst in Zeiten des Niedergangs das alleinige Handlungsfeld. Die Verflechtungen traditioneller Familienunternehmen mit den Gewerkschaftsvertretungen und der Lokalpolitik waren verknüpft mit der Praxis der Arbeiterfamilien über Generationen frühzeitig, spätestens nach der (Haupt-)Schule in den Fabriken zu arbeiten. Qualifizierung war nicht nötig und wenn man sich für Weiterbildung entschied, dann wurde sektorspezifisch die Schuhfachschule besucht. Auf der Hintergrundfolie des Wachstumsdenkens führte die „Verzahnung“ von schuharbeiterlicher Lebenspraxis mit schuhpolitischer Stadt- und schuhindustrieller Wirtschaftsstruktur Provinzstadt einst zum Erfolg und war als Abschottungsstrategie gleichsam für seinen Niedergang mitverantwortlich.

*„Provinzstadt selbst ist 'n besonderes Völkchen. Ja, also is nicht ganz so einfach manchmal. (...) Man hat auch kulturell ein ganz anderes Ansinnen. Jemand, der am Tag zehn, zwölf Stunden Akkord klopft und dann nach Hause kommt, der ist froh, wenn er sich in den Sessel setzt und die Sportschau gucken kann, ja. So ist es eben. Gut. Also, deshalb haben wir dann hier 'ne besondere Situation von den Menschen her.“* (Veranstalter Manfred Schreiter, 19. Mai 2009)

Neben den historischen Brüchen und Niedergangsszenarien der Stadt erfuhr ich viel über „das war schon immer so“, „das ist nun mal so“, „den Provinzstädter im Allgemeinen“ und der daraus abgeleiteten „Besonderheit im Ansinnen“.

Die Gründungsgeschichte ist wichtiger Bestandteil der Selbstwahrnehmung und Darstellung der Stadt und ihrer Bewohner. Zahlreiche Quellen verweisen immer wieder auf Widerstandsfähigkeit der Provinzstädter und leiten aus den historischen Phasen von Herrschaft und Krieg, Aufbau und Niedergang eine lokalspezifische Eigenschaft ab, die auch in der Gegenwart dem industriellen Niedergang entgegengesetzt werden könne.

Die Stadtgründung 1763 ist gerade nicht durch die geographisch hervorragende und wirtschaftlich günstige Lage veranlasst worden, sondern sie war eine „künstliche“ und entsprang „der Laune“ (Breith-Kirchheimbolanden 1927: 20) eines Landgrafen. Nur zum Amüsement und ohne militärischen Zweck unterhielt der Stadtgründer eine Garnison und baute in Windeseile aus dem Dorf Provinzstadt eine Residenzstadt. Von 1735 bis 1789 wurden aus 60 Häusern und fünf Stallungen eine Residenz- und Garnisonsstadt mit 9 000 Einwohnern. Die aufwendige Ansiedelungspolitik von Bauern, Handwerkern und Geschäftstreibenden belasteten die finanziellen Verhältnisse der Stadt seit Anbeginn. Man lockte mit Bauland, Steuerfreiheiten und Toleranz, um geschickte Leute in das karge Land zu holen. Nur der „Bienenfleiß seiner Bewohner“ machte das sandige Gebiet urbar und ermöglichte das Überleben zwischen Ackerbau, Hofhaltung, Heimarbeit und Garnisonstätigkeit (ebd.).

Das Peripherie-Dasein als Bedingung für die Ausbildung der „zähen Arbeitskraft“, die als spezifischer Charakter den Provinzstädtern eigen sei.<sup>96</sup> „Fleiß“, „hochgekrempelte Ärmel“, und die Provinzstädter „Eigenart“ wirken bis heute als Referenzen für die Überwindung von Krisen.<sup>97</sup> Sie sind gleichzeitig Referenzen aus jener Zeit, da die Bewohner andere schwierige Zeiten überstehen mussten. Wenn der Oberbürgermeister von den „*endogenen, den in der Stadt vorhandenen Kräften*“<sup>98</sup> spricht, die es zu „*wecken*“ gilt, dann referiert er auf stadthistorische Überlebensnarrative, die auch für die Mobilisierung in der gegenwärtigen Phase Wirkung erzeugen. Das eigene Handeln großmachen – der Mythos der Überlebenserfahrung ist die Quelle für Mobilisierung endogener Kräfte. Nachahmung und Expansion dieses auto-

---

<sup>96</sup> In Anlehnung an den „sozialen Charakter“ von David Riesman (1961: 20 ff.) ist hier auch die Rede von dem „Teil des ‚Charakters‘, wie er bestimmten Gruppen gemeinsam ist und der (...) das Produkt der Erfahrungen dieser Gruppen darstellt.“ (ebd.: 21).

<sup>97</sup> Schäfer 1996, PS-Stadtleitbild 2010, Homepage der Stadt von 2009-2011, siehe auch Gabler 2012.

<sup>98</sup> Im öffentlichen OB-Duell der Lokalzeitungen am März 2011.

poietischen Rekurses auf Umbruchsbewältigung und Randlage ist hier die zentrale Handlungsaufforderung.<sup>99</sup>

### **4.3. Das Neue im alten Gewand**

Bevor der amtierende Oberbürgermeister seinen politischen Gestaltungsauftrag auf fruchtbaren Boden geben konnte, hat der schon erwähnte Unternehmer Hartmut Stachel in den 1990er Jahren den raumpionierhaften Impuls für diese Entwicklungen gegeben: Die Strategie der „Selbstkulturalisierung“ (Reckwitz: 2009) verknüpft ökonomische, symbolische und materielle Ressourcen. Die Verkettung von Symbolen und Praktiken aus Kunst, Sozialgeschichte, Solitärarchitektur und wirtschaftlicher Vielfalt präsentiert als „Eventkultur“ (ebd.: 15) wird eindrucksvoll als gangbarer Pfad durch den Schuhunternehmer Stachel vorgeführt. Wie der Nachahmungsakt auf dem Rekulturationspfad durch die Teilnahme am Stadtbau West diese Kombinationspraktik fortführt und welche zentrale Rolle der Oberbürgermeister spielt, wird nachfolgend dargestellt.

#### **4.3.1. Der Schuhunternehmer heute: „Ich bin ein Zustandsstörer“**

Es gibt in der Stadtöffentlichkeit einen sichtbaren Schuhunternehmer: Hartmut Stachel. Seine Schuhfirma hat ihren Sitz in Provinzstadt. Mit Gründung eines Schuhlabels in den 1970er Jahren produzierte Stachel von Anfang an seine Damenschuhe im europäischen Ausland, erst in Ungarn und Rumänien, dann in Italien. 1990 kaufte der Unternehmer eine der schönsten Schuhfabriken der Stadt, die seit mehreren Jahrzehnten nur noch unter Wert genutzt wurde und zunehmend verfiel, und sanierte den denkmalgeschützten Bau aus dem frühen 20. Jahrhundert. Nach der Instandsetzung der von ihm erworbenen Schuhfabrik Heuner versammeln sich dort heute diverse Businesszweige (von der Marketingagentur bis zu Schuhlabels, Architektur- und Immobilienbüros) neben medizinischen, kulturellen und gastronomischen Einrichtungen. *„Arbeit - Freizeit - Sport - Kunst + Kultur unter einem Dach – Synergie-Effekte durch vielfältigen Mietermix“* titelt die Homepage.

---

<sup>99</sup> Bei Luhmann ist Autopoiesis systemanalytische Grundbedingung: „Danach ist ein lebendes System durch die Fähigkeit charakterisiert, die Elemente, aus denen es besteht, selbst zu produzieren und zu reproduzieren und dadurch seine Einheit zu definieren: Jede Zelle ist das Ergebnis des Netzwerks interner Operationen des Systems, dessen Element sie ist – also nicht das Ergebnis eines externen Eingriffs“ (Luhmann 1997).

Im Folgenden werde ich zeigen, welche Rolle und Funktion der umtriebige Unternehmer in der Stadt hat und welche strukturgebenden Einflüsse seine Initiative nach sich ziehen. Hier geht es darum, zu zeigen, wie das „Neue“ in Provinzstadt erst entstehen kann: Indem Stachel das verfallene Schuherbe rekonstruiert und mit vielfältigen Nutzungsformen kombiniert, stellt er seine persönliche Rebellion gegen die Niedergangsstimmung dar und erneuert gleichzeitig die schuhunternehmerische Position. Er entwirft einerseits ein Gegenbild zum Niedergang seit dem Abzug von Schuhindustrie und Militär und investiert andererseits in die Aufrechterhaltung schuhindustrieller Symbolik. Als Vorstandsvorsitzender des Provinzstadt Marketing e.V. übte Stachel früh Einfluss auf die Stadtentwicklung aus, startete Initiativen und Kooperationen – seine Immobilien GmbH ist spezialisiert auf historische Industrie- und Militäranlagen. Der umtriebige Geschäftsmann gründet 1998 „Rockland Radio“ und nimmt Klaus Lage und Peter Maffay als Gesellschafter mit ins Boot. Neben dem Geschäftlichen initiierte Stachel die „*Provinzstädter Schuhgespräche*“. Vertreter aus Politik, Handel, Wirtschaft, Industrie und natürlich der Schuhfabrikation trafen sich von 1998 bis 2002 einmal im Jahr zum Austausch. Kunstausstellungen und Kulturprogramm rahmten die Gesprächsrunden. 1999 kauft Stachel die ehemalige Salamander-Schuhfabrik und baut sie zu „*P-Town-Lofts*“ um.

**Foto 8: Stachels Schuhfabrik**



Schon der Weg zum Schuhunternehmer Hartmut Stachel ist ein kleines Kuriosum. In direkter Nachbarschaft arbeitet ein Tierarzt. Auf seinem Grundstück befindet sich eine Pferdekoppel mit Offenstallhaltung face-to-face mit der Frontseite der sanierten Schuhfabrik (Foto 8). An der Toreinfahrt – die eine Torausfahrt ist – der pompösen Schuhfabrik des Unternehmers Hartmut Stachel leuchtet eine gesprayte Banane des Künstlers Thomas Baumgärtel (Foto 9). Der Heuner am Park wird durch Baumgärtels Banane zum bedeutenden Kunststandort, an dem immer mal wieder internationale Künstler ausstellen. Im Innenhof stehen Mauerreste aus Berlin, ein weißer Stier – das Wahrzeichen und Maskottchen von Provinzstadt – sowie eine britische Telefonzelle in typischem Rot (Foto 10 und 11). Symbole, die zunächst nichts miteinander zu tun zu haben scheinen. Auf den zweiten Blick werden sie zu bedeutungsvollen Gesten der Standortwahl, die gleichzeitig Verbindungen in die urbane Welt signalisieren.

**Foto 9: Torausfahrt des Eingangsportals mit „Kunstbanane“**



Was zunächst widersprüchlich anmutet: Pferde, Banane, Torausfahrt statt Einfahrt, Stier, Mauerreste und britische Telefonzelle, spannt ein Kontinuum von Referenzen auf: Landleben – Kleinstadt Provinzstadt – Großstädte London, Berlin – internationale Kunstszene und Hauptstadt des Finanzkapitalismus. Provinzielle Idylle im Kontrast zu weltstädtischen Atmosphären und Handlungsweisen. Jedes Element stellt auf spezifische Weise Verbindungen her. Das Telefon ermöglicht Kommunikation zwischen Abwesenden, die sich wiedersehen könnten. Aber auch zwischen denjenigen, mit denen Stachel Geschäfte macht - andernorts in der Welt:

*„Das heißt, eigentlich ist es wurscht, ob ich in Berlin oder Provinzstadt sitze. ich bin mit meinem Internet genauso schnell überall. Mit Telefonkonferenz oder Videokonferenz bin ich genauso schnell überall.“*



Der Unternehmer ist an Produktionsstätten in der ganzen Welt unterwegs. Nie käme ihm in den Sinn, Provinzstadt zu verlassen: *„Ei nun, weil ich hier wohne, weil ich meine Wurzeln hier habe, meine Familie, meine Freunde.“*

Der Stier, das Wahrzeichen der Stadt, symbolisiert jene Herkunft und das Unwiderrufliche dieser Verbindung. Die Mauerreste hingegen symbolisieren den unerwarteten Widerruf: *go west*. Den Unternehmer zieht's in die andere Richtung:

*„Anfänglich Italien, dann hab ich Schuhe in Ungarn, Bulgarien gemacht, Jugoslawien, dann weltweit verkauft, dann Produktionen kennen gelernt in Asien und man geht automatisch, also mit unseren Schuhen bewegen wir uns in der mittleren Konsumpreislage. Dann folgt man natürlich auch den Strömungen des Marktes und äh die Herstellung von Schuhen, die geht um die Welt entlang der Industrialisierung von Ländern.“*

Die denkmalgerecht sanierte Fabrik wird seine Firmenzentrale mit Management- und kreativer Entwicklungsabteilung, die Produktion findet größtenteils in Asien statt. Die ehemaligen Produktionshallen sind heute Kunsthalle und Veranstaltungssaal. Weitere Räumlichkeiten vermietete er an Rechtsanwälte, Ärzte, ein Privatrado und Fitnessstudiobetreiber sowie als Gastronomie: Kultur und Öffentlichkeit im modernen Büro- und Dienstleistungskomplex. Ein deutliches Zeichen an und in die Stadt: Die Zukunft der monostrukturierten Schuhindustriestadt liegt im Strukturmix. Als Unternehmer und als Mitglied der Provinzstädter Gesellschaft, in der er als *„Initiator“* und als *„Zustandsstörer“* auftritt.

**Foto 10: Berliner Mauerreste im Innenhof**



**Foto 11: Im Innenhof - britische Telefonzelle und Stadtmaskottchen von Provinzstadt**



*„Ich hatte damals für unser Unternehmen eben mehr Platz gebraucht, aber 800 qm vielleicht, keine 12.000, und war aber von dem Gedanken beseelt, nichts neu zu bauen im Industriegebiet, sondern, weil die Stadt ja nun an allen Ecken und Enden irgendwelche schönen alten Gebäude rumstehen hat, hab ich gedacht, lieber was Altes nutzen und das so mit Neu kombinieren, als im Industriegebiet da jetzt so ne doofe Halle hinstellen oder so irgendwas, ne, des wollt ich nicht. (...) Mir gefällt der Stil wie man auch in der Vergangenheit gebaut hat, so baust du heute nicht mehr und mir gefällt, in Unwiederbringliches zu investieren.“*

Dass der Unternehmer nicht nur im Sinne des Unternehmens als Gemeinschaft des „Wir“ handelt, sondern über die Firmengrenzen hinaus auf die Stadt als sozialer Kontext verweist sowie an seine persönlichen Vorlieben anschließen kann, zeigt sich hier, und zwar im Sinne eines Secondhand-Ladens, in dem „an allen Ecken und Enden“ noch nutzbare „Gebäude rumstehen“.

Stachel grenzt sich in seiner unternehmerischen Expansion von dem anonymen Wirtschaftsakteur im Industriegebiet ab. Sein Anspruch ist Sichtbarkeit. Der Stil einer familienunternehmerischen Großfabrik, die eben jenes Unwiederbringliche nicht nur architektonisch darstellt, sondern auch auf die einst beherrschende Wirtschafts- und Sozialstruktur von Provinzstadt verweist. Stachel hält an den Symbolen und repräsentativen Ordnungen dieser Herrschaftszeiten fest und koppelt hier einen Zukunftspfad an, der in denen von Verfall gezeichneten Industrieruinen abgeschnitten scheint. Name und Gebäudeensemble bleiben erhalten. Nicht nur die Architektur des beginnenden 20. Jahrhunderts leuchtet erneut auf, es ist auch

die Wirtschafts- und Lebensweise der Schuhindustriellen, die im Unternehmer Stachel Anspruch auf Zukunftsfähigkeit behaupten. So wie einst Arbeiterwohnungen, Betreuungs- und Bildungseinrichtungen im Namen der Schuhbarone die Infrastruktur der Stadt gestalteten, führt Stachel diese Tradition in neuem Gewand fort und rekulturalisiert den Funktionsverlust. Eine Kunsthalle und Veranstaltungsräume sind öffentlich zugänglich, ebenso der Park, ein Café und ein italienisches Restaurant. Zu Christi Himmelfahrt laden die evangelischen Gemeinden in den Heuner Park zum „*Gottesdienst im Grünen*“ und der Pfarrer der Innenstadtgemeinde spricht in seiner Predigt über Schuhe, in denen ein junges Gemeindemitglied das Laufen lernte, das Stolpern, Fallen, Aufstehen und Weiterlaufen: „*Da ist eigentlich das ganze Auf und Ab des Lebens schon drin, in ein paar kleinen Schuhen*“.<sup>100</sup>

Die Gelegenheit, preisgünstig eine Immobilie zu kaufen, gibt es, wenn der bauliche Zustand kritisch ist, die Konkurrenz überschaubar und Fördermittel abrufbar. Zum rein historischen Erhaltungswert tritt die „Unwiederbringlichkeit“, das Nie-Wieder. In der Stadt gibt es fünf große Fabrikrui­nen. Zwei davon gehören dem erst 1970 in die Schuhproduktion eingestiegenen Stachel. Er knüpft an eine „unwiederbringliche“ Erfolgsstory der Schuhproduktion im Ort an. Als Schuhunternehmer ist er Teil dieser nicht zu wiederholenden Stadtgeschichte. Einem lebenden Denkmal gleich verweist er mit dem riesigen Anwesen auf die großbürgerlichen Repräsentationsstile, die Herrschaftssymbole jener Schuhbarone, die der Stadt zu Größe verhalfen und die heute zur Disposition steht. Der Spätzünder, keiner Schuhfamilie zugehörig, gründete selber eine, als die Schuhindustrie schon im Niedergang war. Heute übernehmen seine Töchter Filialen in Amsterdam und Berlin.

Stachel produzierte seine Schuhe von Anfang an in Osteuropa, später in China und Myanmar und führt heute außer Konkurrenz in Provinzstadt das Leben eines erfolgreichen Schuhunternehmers, positioniert als Alleinstellungsmerkmal und gerahmt durch demonstrativen Besitz, mit dem er erklärt: Ich bleibe.

Sein Gestaltungsanspruch vermittelt sich auch in der Stadtentwicklung, im Veranstaltungsbetrieb und öffentlichen Gesprächen zur Lage der Schuhwirtschaft in den Jahren 1999-2003. Er repräsentiert die Unternehmerehre, die es für viele Provinzstädter nicht mehr gibt, engagiert sich in sozialen Projekten und veranstaltet Kunstaussstellungen und Kulturangebote. Die öffentliche Nutzung seiner Anlage schafft Anwesenheit, auch wenn der Geschäftsführer ei-

---

<sup>100</sup> Feldtagebuch 19. Mai 2009.

nes global operierenden Unternehmens durch die Welt reist und vorführt, er könnte auch woanders leben. Innerhalb der Stadt vermittelt sich diese Loyalitätsbekundung in den ersten Jahren spärlich:

*„Das hat Jahre gedauert bis man des wahrgenommen hat. Also damals gab's von der Stadtseite keine Aufmunterung, kein Schulterklopfen, gar nix. Mensch super, dass Sie das machen, toll, wir wünschen Ihnen alles Gute, gehn Sie ran, viel Glück, wenn wir Ihnen was helfen können, wir helfen Ihnen, wir können Ihnen nicht, kein Geld schenken oder irgendwas versprechen, aber wir tun, was wir können, damit Sie das gut hinkriegen. Gar nix. Null. Von niemandem. Von niemandem.“* (Stachel 21.05.09)

Statt sich von der lokalpolitischen SPD-Führung das großspurige Vorhaben vermiesen zu lassen, initiiert der Unternehmer selbst die Kulisse für die bessere Wahrnehmung seiner Bemühungen und gründet einen Stadt-Marketing-Verein. Er gewinnt die Unterstützung weiterer Unternehmer, Bürger und Verwaltungsmitarbeiter. Gemeinsam veröffentlichen sie 1996 das Stadtleitbild „Provinzstadt 2010“. Es ist ein kleines Manifest gegen den Rückzug. Dort heißt es: *„Viele Kommunen engagieren teure Beratungsunternehmen, die ein ‚fertiges‘ Marketingkonzept formulieren sollen. Wir halten dies für einen Ausdruck mangelnder Zielstrebigkeit und fehlenden Selbstbewußtseins. Das Provinzstadt-Marketing ist durchdrungen von dem Gedanken, daß die Lösung für die Herausforderungen, vor denen Provinzstadt steht, nur aus der Stadt selbst kommen können“* (PS Marketing e. V.: Stadtleitbild Provinzstadt 2010, Provinzstadt 1996, S. 4).

Auch wenn es nicht explizit genannt wird, der Rückbezug auf die lokale Eigenart findet Anschluss im Gründungsmythos und erklärt den Umgang mit der Krise als Wesenszug, als Stärkebeweis und mit verfügbaren Mitteln handhabbar. Mehr noch: Orientierungslosigkeit und Verunsicherung möchte man sich nicht nachsagen lassen, auch wenn die strukturellen Gegebenheiten diesen Eindruck erwecken könnten und bei den Verantwortlichen der Stadt durchaus vorhanden waren. Die Sache selbst in die Hand zu nehmen, kehrt dem Handlungen strukturierenden Korpus der Industriegesellschaft den Rücken zu. Krisenresistenz wird subjektiviert. Zu einem Zeitpunkt, da das Verlassen der Region durchaus verständlich gewesen wäre, übernehmen die Provinzstädter selbst die Aufgabe, einen wirkungsvollen Sinnbezug für die Stadt herzustellen. Die Formulierung einer Zukunftsvision ist ein Bekenntnis zur Stadt und erweitert die öffentliche Wahrnehmung derjenigen, die trotz industriellem Verfall und Bevölkerungsrückgang Verbindlichkeiten schaffen. Die äußere Strukturierungsaufforderung wird nach innen gerichtet und der Aufsteiger Stachel, der trotz des Niedergangs der hiesigen

Schuhindustrie erfolgreich ist und weit über die wirtschaftliche Handlungsnotwendigkeit hinaus in den Dienst an der Stadt tritt und seine Gebäude als Demutsvorlage anbietet: „*Ich mach was Gutes, sei so gut, mach du auch was Gutes*“ (Stachel).

Im Rahmen des Stadtumbau-West-Programms initiiert die Stadt auch einen Umbau: Die Schuhfabrik Sonnenberg, auf einem der zentralen Hügel der Stadt gelegen, und hangabwärts die Reste der Gerberei beseitigt und einen Park anlegt, der mitten hineinführt in den Wald. Ein Ort, der mir immer wieder Gelegenheit bot, den Umgang mit dem kulturalisierten Erbe nachzuvollziehen.

#### **4.3.2. Restaurant da Giovanni**

Einen exzellenten Espresso und die dazugehörige Speisekarte mit Antipasti, Pasta und Pizza bietet der gleichnamige Restaurantleiter im da Giovanni an, das zentral in der restaurierten Schuhfabrik „*Sonnenberger*“ der Treffpunkt der lokalen Unternehmerszene in Provinzstadt ist: Wer hier isst, der ist jemand in Provinzstadt. Hier esse ich während der ersten Forschungsphase im Mai 2009 mit dem Chefredakteur der Lokalzeitung Mittag und trinke anderntags Cappuccino mit Manfred Schreiter, der die Provinzstädter Fototage initiiert hat. Am Nachbartisch speist Hartmut Stachel (siehe Foto 12) mit Ehefrau. Um uns herum weitere Personen des Provinzstädter who is who. Die Redaktion der Provinzstädter Zeitung hat ihre Räume im Inneren des *Sonnenbergers* und Schreiters Fotostudio ist seit ein paar Monaten gleich im Anbau hinter der Terrasse.



Foto 12: Das Restaurant Giovanni in der frisch sanierten Schuhfabrik Sonnenberger



Der in Provinzstadt geborene Vermessungstechniker und Fotograf Manfred Schreiter stammt aus einer Schuhfabrikantenfamilie und musste sich früh von der Schuhindustrie distanzieren, da der Vater das Ende des Familienbetriebs kommen sah:

*„Mein Vater war immer drauf aus weder bei meinem Bruder noch bei mir, dass wir in die Schuhindustrie gehen, sondern, dass wir eigenständiger, also einen externen Beruf lernen, ich bin also von Beruf Diplomingenieur, {aha} mein Bruder ebenfalls. Er in Chemie, ich in Vermessungstechnik. {o.k.} Und äh, wir sind also völlig unabhängig von der Schuhindustrie von unsern Berufen her.“*

Die einschränkende Formulierung zur Unabhängigkeit von der niedergegangenen Schuhindustrie auf die gelernten Berufe kann als Indiz verstanden werden, dass die persönliche, familiengeschichtliche und soziale Relevanz der Schuhindustrie keineswegs abgenommen haben muss. Schreiter schwankt in der Aussage, dass der Vater den Bruder und ihn zu Berufen anhielt, die nicht in der Schuhindustrie angesiedelt waren. Der ersten beiden Satzteile enthält die eingebaute Aussage: *„Mein Vater war immer darauf aus (weder bei meinem Bruder noch bei mir), dass wir in die Schuhindustrie gehen.“* Das Dilemma ließe sich wie folgt beschreiben: *Mach dich unabhängig und bleib der Tradition verbunden.* Schreiter setzt diese

doppelte Botschaft um, denn trotz der beruflichen Unabhängigkeit, die er im Umkreis der heimatlichen Sphäre erlangte (Mainz, Kaiserslautern, Neustadt), ist die Nähe zu Provinzstadt wichtig:

*„Äh, hab damals auch Möglichkeiten gehabt nach, was weiß ich, Koblenz oder Mainz überall Stellen, aber ich wollte unbedingt wieder nach Provinzstadt und ich kann Ihnen auch sagen warum, nicht, weil des jetzt die schönste Stadt Europas ist, sondern ich lieb unwahrscheinlich den Wald. Und ich lieb diese Einsamkeit und die kann ich nur hier in dem Raum genießen, weil hier leben relativ wenige Menschen.“*

Diese überzeugt präsentierte Erklärung ist ein weiterer Hinweis, dass ähnlich wie in Wildberg, Akteure in ihren Bleibemotiven gewisse Notwendigkeiten betonen müssen, um ihre Anwesenheit zu legitimieren. Dies gelingt ihnen, indem sie individuell unausweichliche Gründe angeben, nur hier leben zu können und zwar in der Umdeutung der strukturellen Problematisierung von Abwanderung als persönlichen Vorteil, hier Rückzug und Einsamkeit oder eben Wirkungsräume genießen zu können.

Manfred Schreiter positioniert sein Fotostudio an einem der zentralsten Orte in der Stadt, der jüngst sanierten Schuhfabrik *Sonnenberger*, und demonstriert seine Nähe zur lokalen Tradition der Schuharbeit. Schwarz-weiß Fotos der Schuhindustriemaschinen, die im Gastraum des da Giovanni eine komplette Wand bebildern (siehe Foto 13), verdeutlichen die ästhetisierte Rekonstruktion von Schuhtradition. Abgebildet sind symmetrisch positionierte Körper der Näherinnen und schwungvoll arbeitende Räder in Maschinen, Taktungen der spezialisierten Produktions- und Arbeitsschritte im Gehäuse einer einstigen Schuhfabrik, die heute als sanierter Bau den Dienstleistungs- und Kulturunternehmen der Stadt ein repräsentatives Ambiente bietet und als Flaggschiff für die mögliche Metamorphose des industriellen Erbes als Ort der Neuorientierung gelten soll.

Foto 13: Fotos aus der Schuhindustrie im Restaurant der sanierten Fabrik Sonnenberger



Die Metamorphose ist „geortet“. Zwischen akkurat gefalteten Servietten, Wein- und Wassergläsern und minimalistischem Mobiliar sind die Bilder mehr als stumme Zeugen einer vergangenen Epoche. Der Verlust des einstig Gewesenen wird den Restaurantgästen geradezu aufgezwungen. Trotz der augenscheinlichen Abwesenheit der dokumentierten Arbeitswelt simulieren die Fotos Anwesenheit, gerahmt in Messing. Nur auf zwei von dreizehn Fotos sind Menschen bei der Arbeit zu sehen. Das zweite gerahmte Bild von links zeigt den Ausschnitt einer Produktionshalle, in der zahlreiche Frauen mit gesenktem Kopf an der Steppmaschine sitzen, und links unten kontrolliert ein Mitarbeiter Schuhe in der Radklebepresse. Auf den übrigen Fotos repräsentieren Bildausschnitte von Maschinen, Getrieben und Zahnrädern, Lagern und Hallen, Schluchten und Fensterfluchten das Ensemble der Industriekultur und -architektur. Den mahnenden Worten auf dem Schusterbrunnen: *„Der Schuh hat uns hier groß gemacht, drum Schuh und Schuster nicht veracht“*, folgend, fordern die Bilder an der Wand Demut vom Restaurantbesucher gegenüber einer ihm fremden Welt, die ja durch den Besuch des Restaurants, statt einer historischen Produktionshalle, geradezu als fremd bestätigt wird. Durch die ästhetisierte Erinnerung des Abwesenden wird das Arbeitsleben der ei-



nen zur Bedingung für die Anwesenheit der anderen am gedeckten Tisch. Ohne Schuhindustrie keine Gastronomie in einer ehemaligen Schuhfabrik. Die abwesende soziale Ordnung wird in die Gegenwart verlängert.

Ebenso wie die Mahnung einer Friedhofsplakette an einem Wohnhaus in Wildberg erscheint das Abwesende, das Vergangene wie eine Drohung, die Gestaltungsfreiheit der Gegenwart einzuschränken, nicht auf eine Zukunft hin auszurichten, sondern entlang einer Perspektive auf die Vergangenheit zu organisieren.<sup>101</sup>

#### **4.3.3. Der Oberbürgermeister**

Immer wieder erfahre ich, dass die Unzufriedenheit der Leute hoch ist und das Klagen über die schlechte wirtschaftliche Situation und den fehlenden Großinvestor jegliche Bemühungen überschattet und existierende sowie neu entstandene Angebote abgelehnt oder nicht wahrgenommen werden.<sup>102</sup>

Der Oberbürgermeister will diese Trägheit verändern und zwar mit eben jenem Selbstbild, das die Überlebensfähigkeit betont, sich immer wieder neu erfinden zu können. Dem Oberbürgermeister schwebt das Bild einer Stadtgesellschaft vor, in der das Neue, das Fremde, der von außen Kommende wahrgenommen, mit seinen möglichen Bedürfnissen angesprochen und in seinen geleisteten Handlungen wertgeschätzt wird. Eine Stadtgesellschaft in der die Sorge um den Nächsten zur Handlungsmaxime geworden ist. Ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung spricht verallgemeinernd von der „*Dienstleistung am Menschen*“.<sup>103</sup> Diese Verpflichtung zum Engagement wirkt wie eine Antwort auf die kritische Diagnose des Wirtschaftsgeographen Eike W. Schamp zur „regionalen Kompetenz“ der Provinzstädter Unternehmerschaft und Lokalverbünde: „In fact, according to the literature, industrial districts are successful if they have sufficient social capital which means in other words, that companies and

---

<sup>101</sup> Als ich im März 2011 wieder im *Sonnenberger* zu einem Interview bin, steht das Restaurant leer. Der Stadtmarketingchef Olaf Leichter berichtet, dass der Betreiber da Giovanni nach nur einem Jahr aufgeben musste, weil er sich übernommen habe. In einem Internetportal zur lokalen Gastronomieszene finde ich einen Eintrag: „zu teuer, zu exklusiv, nur noch gehobenes Angebot“. Allein von der Provinzstädter Elite konnte der Restaurantbetrieb nicht aufrechterhalten werden. Heute ist das Restaurant, wie viele Jahre vor dem *Sonnenberger*-Standort, wieder ein kleines, familienbetriebenes Restaurant im rustikalen Stil an einer Ausfallstraße gen Norden, wo man sicher auch „wie immer“ bestellen kann.

<sup>102</sup> Feldtagebuch am 15. Mai 2009, 22. Mai 2009.

<sup>103</sup> Interview mit Paul Macher, 19. Mai 2009.

intermediary organisations are prepared for networking. This however, is a weakness of the region.“ (Schamp 2011: 4).

Um das Ziel des Mentalitätswechsels zu erreichen und eine an Sozialkapital starke Bürgergemeinschaft in Provinzstadt zu entwickeln, ist die Strategie von Hermann Mitte, zunächst Nähe zu signalisieren und Bewegung durch strukturübergreifende Projekte zu erzeugen. Die Liste der Aktivitäten ist lang. Als „Symbol der Umstrukturierung“ wurde eine weitere Schuhfabrik saniert: Der *Sonnenberger*.

Die Familie Sonnenberger war einst der größte Arbeitgeber in der Stadt. Heute symbolisiert die in den 1970er Jahren geschlossene Fabrik die Zukunft durch Strukturwandel - ganz nach dem Vorteil der Heiner-Fabrik von Hartmut Stachel.

Mitte bringt im Stadtrat eine Mehrheitsentscheidung zum „Einzelhandelskonzept“ zustande, so dass gewerbliche Ansiedlungen auf der „grünen Wiese“ vermieden und nur noch in Innenstadtlagen ermöglicht werden, auch wenn Investoren mit Arbeitsplätzen locken, aber große Verkaufsflächen, Zufahrtsstraßen und Parkplätze beanspruchen wollen. Außerdem hat der OB mit wiederkehrenden Beiträgen ein System zur Finanzierung des Straßenbaus eingeführt, indem Anwohner nicht einmalige Kostenanteile von Tausenden von Euros zahlen und gegebenenfalls Kredite aufnehmen müssten, sondern regelmäßig einen kleinen Betrag im Jahr bezahlen, der im Budget der Bewohner möglich und überschaubar ist. In 7 Jahren konnten 40 Straßen erneuert werden und den „*überraschenden Effekt*“ (Hermann Mitte) nach sich ziehen, dass die Anwohner einer erneuerten Straße ihre Häuser renovierten. Die getätigten Investitionen in den Straßenbau zahlen sich also mehrfach aus: Das Verständnis und finanzielle Zutun der Bewohner und somit die Ermöglichung von Sanierungsmaßnahmen sowie die motivierten privaten Investitionen am Eigenheim, die den lokalen Handwerksbetrieben zugutekommen.

Hermann Mitte schafft Transparenz und Kommunikationskanäle in Bürgersprechstunden in den Stadtvierteln mit der Einladung „*Alles rosig im Quartier?*“. Er beantwortet jedes an ihn gerichtete Anliegen mit dem Versprechen, wenn möglich Abhilfe in diesem oder jenem Fall zu schaffen. Den selbstverpflichtenden Charakter seiner Verantwortung zeigt er durch öffentliche Markierungen der anstehenden Aufgaben, Veränderungen, Verbesserungen von Straßen, Sicherung von Spielplätzen usw. an, indem ein Schild auf das angezeigte Defizit hinweist und ein Datum seine Beseitigung angibt. Erst mit der Behebung des Missstandes wird auch das Schild entfernt.

In einer Befragung, die eine Forschergruppe um Andreas Grau und Wilhelm Heitmeyer in Provinzstadt durchführte, geben fast 50% der befragten Provinzstädter an, „mehrmals erlebt zu haben, dass Politiker oder Verantwortliche Kritik oder Verbesserungsvorschläge aufgegriffen haben“ (Marth 2013: 66). Trotzdem schlussfolgern die Autoren und Autorinnen, dass ein Zusammenhang zwischen „individuell empfundener Ohnmacht der Mitwirkung“ besonders auch in Gestaltungsfragen der Stadt besteht und in Formen der Fremdenfeindlichkeit in Provinzstadt Ausdruck findet.

Der OB möchte als glaubwürdiger Verwaltungschef wahrgenommen werden, auch um dann seinerseits Bedingungen zu formulieren: Der Pakt für Provinzstadt ist eine gemeinschaftliche Initiative lokaler Akteure, dort Bildungs- und Begleitprogramme anzubieten, wo ihrerseits die Hilfe am nötigsten scheint: bei den Kindern aus Hartz-IV-Familien. Ein ambitioniertes Projekt, *„das auch viel mit Bevormundung und Vertrauensbildung zu tun hat“* (Hermann Mitte), aber der Oberbürgermeister ist überzeugt, Qualifizierung und Bildung sind der Schlüssel dafür, dass Veränderungen in der Stadt auch in den Köpfen ankommt und zukünftig nachgefragte Berufsfelder durch entsprechend qualifizierte Arbeitnehmer in der Stadt angeboten werden können. Der OB denkt im *„Ganzen“*, spricht auch von *„Räderwerk“*, *„denn alle Projekte sind miteinander verzahnt und wirken als Teile eines Ganzen“* (Mitte, in Kommunalwirtschaft 06-07/2011). *„Das eine ist Stadtentwicklung: Bau, das andere sind die Softskills.“*

Wie gelingt es Mitte, als Vorsitzenden einer zahlungsunfähigen Stadtverwaltung Verbünde zu initiieren und Stadtentwicklungsprojekte voranzutreiben, in denen es Bündnisse, Geld, Partizipation und Legitimität zu sichern gilt?

Wer sich als Dienstleister am Menschen und an der Stadt zu erkennen gibt, hat gute Karten für die öffentliche Anerkennung; noch bessere Karten hat, wer die nötigen Kontakte zu den Geldgebern mitbringt, wie es der Oberbürgermeister ein ums andere Mal vorführt. In einer Wahlveranstaltung der beiden Lokalzeitungen im März 2011, in der neben dem amtierenden Oberbürgermeister Hermann Mitte von der CDU auch der SPD-Kandidat Herr Lose zum Schlagabtausch zusammenkommen, präsentiert der Amtsinhaber sein Geschick. Als die Frage auf die Zukunft des Bahnhofs kommt, der, nachdem die Stadt das Bahnhofsgebäude gekauft, wegen fehlender städtischer Eigenanteilen keinen Zuschuss vom Land für den Umbau und Sanierung in Höhe von 2,4 Millionen Euro erhält, zieht Mitte einen Trumpf aus dem Ärmel, der die tourismusstrukturellen und sozial engagierten Pläne des Kontrahenten als bloße Floskeln zurücklässt. Hermann Mitte gibt Antworten darauf, wie in der Stadt Handlungsspiel-

räume entstehen, obwohl die angespannte Haushaltslage durch 300 Millionen Euro Schulden und die zusätzlich begrenzten Spielräume durch die Bedingungen des Entschuldungsfonds, gar keine Verfügungsmasse erkennen lassen.

Hermann Mitte: *„Also, ich schick jetzt mal voraus, (...), eigentlich ist des entgegen meiner Art, (...) es ist meine Art eigentlich lange zu warten und am Schluss mit einem schlüssigen Konzept raus zu kommen-„*

Der Moderator: *„Können Sie ja eine Ausnahme machen.“*

H.M.: *„Das werd' ich tun, denn der Herr Lose hat mir ja eine Steilvorlage sozusagen gegeben und ich hätte eigentlich gerne gewartet bis die Wahl rum ist, um des zu verkünden, was ich heute sage, aber es ist nun mal vom Herrn T. so gewollt und ich kann heute Abend sagen - ich hab einen Geldgeber für diesen Bahnhof gefunden. Ich habe mit Herrn Sonnenberger bevor er verstorben ist, lange Gespräche geführt. Ich gebe heut Abend auch bekannt, dass er mich als Privatperson in den Vorstand seiner Stiftung berufen hat und der Herr Sonnenberger wird den ersten Schritt, das ist sein Vermächtnis sozusagen, dieser Bahnhofssanierung finanzieren mit einem hohen Betrag, der es uns ermöglicht, schnell in diese Finanzierung des Bahnhofs einzusteigen. Ich möcht heute Abend dann an der Stelle auch sagen, es hat mich sehr betroffen gemacht, er wollte eigentlich Ende Februar hierherkommen und wollte uns diese gute Botschaft überbringen und ich musste noch in der letzten Woche mit dem anderen Stiftungsvorstand der Stiftung sprechen, damit auch klargeht, dass das, was er mir zugesichert hat, vom Stiftungsvorstand auch gedeckt wird. Das ist so. Wir werden dieses Geld bekommen und wir können ganz schnell mit der Sanierung des Bahnhofs starten.“*

Applaus

Hermann Mitte: *„Es gehört zu meinem Selbstverständnis, dass ich sehr wohl akzeptiere, dass es Menschen gibt, die kritisieren und die Hinweise geben, was getan werden müsste. Ich begreife mich als jemand, der macht und der umsetzt, und das ist mir bei der Gelegenheit hoffentlich gelungen.“*

Statt politischer Konzepte stellt Mitte Tatsachen und Verhandlungsräume vor, die seiner Person angeboten wurden. Er präsentiert sie, genauer: er zaubert sie hervor, weil sie in gewisser Weise nicht zu seinem politischen Handlungssystem gehören, aber trotzdem möglich sind. Teils sind sie erst durch ihn erschaffen worden. Darin lässt er seine hohe Motivation und sein „Herzblut“ erkennen, mit der auch *„all meine Mitarbeiter an dieser Angelegenheit dran sind“*. Die Antwort auf die existenzielle Fragwürdigkeit im Umbruch ist selbst eine existenzielle, die die Einzigartigkeit betont des wirkungsvollen Engagements betont.

Die Handlungsorientierung über Verbindungen zu zahlungsfähigen ortsverbundenen Unternehmen und Erbschaften von Altindustriellen, die qua Geld- oder Sachspende mal den Anteil städtischer Eigenbeteiligung im Bahnhofsumbau übernehmen, mal eine leerstehende

Schuhfabrik (die *Sonnenberger-Schuhfabrik*) der Stadt vererben, die in private-public-partnership zur Re-Vitalisierung industriellen Verfalls beitragen oder mit Geldspenden das durch Mitte initiierte Kümmerernetzwerk für den städtischen Nachwuchs ausstatten.

Es ist kein typischer Lokalpolitiker, der hier spricht. Mitte ähnelt einem charismatischen Unternehmer, der nicht nur seinen Handlungsbereich extrem gut kennt, sondern als würde er einen maroden Familienbetrieb sanieren, alle Abteilungen und Mitarbeiter persönlich anspricht und Lohneinbußen einvernehmlich akzeptiert werden, um den Bestand der Firma auf längere Sicht zu sichern. Im Gegenzug demonstriert der Chef, dass keine Kündigungen ausgesprochen werden, auch wenn Verschlinkung von Strukturen gängige Praxis ist, dafür aber Qualifizierungen der Belegschaft erwartet, um den Marktanforderungen zu entsprechen. Es ist die Strategie der Anpassung. „*Auf Linie bringen*“, nennt der Leiter des Stadtplanungsamtes auch die Bemühungen im „*Provinzstädter Pakt*“, den zahlreichen Hilfeangeboten und ehrenamtlichen Initiativen, Schulen und Trägern eine Struktur zu geben, und merkt sogleich kritisch an, dass man erst am Anfang ist: „*Sie brauchen hochflexible und engagierte Mitarbeiter und das ist nicht überall so und in der Verwaltung erst recht nicht.*“ (Int. Paul Macher 19. Mai 2009).

Wo immer ich hinkomme, scheint der Wunsch nach einer hingewandten und sich kümmern-den Stadtgesellschaft bereits erfüllt. Die Auskunftsbereitschaft aller Mitarbeiter der Stadtverwaltung ist ebenso erstaunlich wie der Eifer, mir Ansprechpartner zu vermitteln, mich zu Planungsveranstaltungen einzuladen und teilweise vor meinem Eintreffen zu Gesprächen durch Weiterleitung meiner Kontaktmail Dritte über mich und das Forschungsprojekt zu informieren. Was ich während der Forschungszeit als Interesse und dankbaren Türöffner empfand, erschien mir im Nachgang auch als störende Vorwegnahme und unnötige Vermittlungsleistung. Für die Praxis im Feld bedeutete diese Vorgehensweise eine Legitimierung meiner Anwesenheit und bot mir Zugang zu einem breiten Spektrum an Akteuren. Dennoch: Das durch Akteure des Feldes kontrollierte und zugangsberechtigte Prozedere tritt dort zutage, wo Akteure nicht Teil dieser umfassenden Strategie des Kümmerns ist.<sup>104</sup>

---

<sup>104</sup>Die Formen reziproken Engagements der Stadtspitze mit unabhängigen Einrichtungen städtischer Öffentlichkeit brachte auch die Provinzstädter im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung zur Umbruchsbewältigung in arge Bedrängnis. Dort berichtete Paul Macher vom Stadtbauamt, dass Journalisten der Lokalzeitungen beauftragt wurden, für ein von der Stadtverwaltung herausgegebenes Stadtmagazin, Texte zur Erläuterung städtischer Strukturentwicklungsmaßnahmen „bürgernah“ zu schreiben. Die Empörung der anwesenden Journalisten

Was in Wildberg als Filz und Vetternwirtschaft thematisiert wird und öffentliche Protestbekundungen produziert, ist in Provinzstadt eine Überlebensstrategie, die Applaus erntet.

#### **4.4. Eiscafé Venezia „Das gab’s schon immer“**

Jenseits der Provinzstädter Eliten wird während der Feldforschung noch eine andere Form von Umbruchsbearbeitung sichtbar. Nicht die Rekombinationen, sondern die betonte Kontinuität. Wie widersprüchlich Kontinuitätsbehauptungen sein können, hier auch als Kontrast zur Kneipe „Am Flussufer“ in Wildberg zu verstehen, zeige ich an einem Ort der Dauer: im *Eiscafé Venezia*. Das *Eiscafé Venezia* liegt in der Fußgängerzone von Provinzstadt und war zunächst Treffpunkt für ein Interview. Als ich Mirko Rodie vom Offenen Kanal bat, mir ein Café zu zeigen, welches er mit Freunden öfters besucht und vielleicht wichtig im Stadtleben ist, finde ich mich keine zehn Minuten später im gut besuchten Café Venezia wieder.

Wir sitzen an einem Tisch mit Primeln auf dem runden Deckchen, und ich stelle lachend fest: „*Ich hatte was Moderneres erwartet.*“ Mirko Rodie erklärt, dass es das beste Tiramisu der Stadt hier gibt. Wenn jemand die Tiramisuvariationen seiner Stadt eruiert, spricht das wohl dafür, dass die italienische Gastronomie verbreitet ist und Gelegenheiten vorhanden sind, das Speiseangebot zu prüfen und statt Pizza Tiramisu zum Gradmesser für die gebotene Qualität zu erheben.

---

aus einer anderen Umbruchstadt war groß, sie sahen die journalistische Unabhängigkeit gegenüber der Stadtverwaltung gefährdet und zweifelten, ob diese Form der Unterstützung journalistenrechtlich legitim sei.

Foto 14: Eiscafé Venezia in der Fußgängerzone in Provinzstadt



Wir sitzen inmitten einer gemischten Eiscafégesellschaft, zwischen Jungen und Älteren, Familien, Freundesrunden und Alleinsitzenden. Keine Gruppe dominiert eine andere. So fällt niemand auf, egal ob ein großer Eisbecher oder nur ein Tässchen Kaffee auf dem Tisch die Anwesenheit legitimieren. Das gleichförmige laute Murmeln der Tischgespräche verschmilzt zu einem einlullenden Geräuschpegel, und ich muss mich konzentrieren, meinem Gesprächspartner zu folgen und nicht abzuschweifen und den Nachbartischgesprächen zu lauschen.

Ein weiteres Mal taucht das „VEZ“, wie es die Provinzstädter nennen, in den biografischen Erzählungen der Lehrerin Ulla Lehderer als Ort der Kontinuität auf: *„Das Venezia gibt es schon immer.“* Samstags sitzt die Mittvierzigjährige nach dem Einkaufsbummel mit ihren beiden Töchtern regelmäßig im Eiscafé. Gegen eins trifft sie hier ihre Eltern. Die Routine der Eltern wie die eigene geht bis in die Kindheit zurück. Auch ohne die gegenseitige Absprache halten sie die Tradition des samstäglischen Eiscafébesuchs aufrecht.

Nicht Stammtisch, sondern Stammgäste bestimmen die sozialen Beziehungen im Eiscafé Venezia. Die Lebensgeschichte der Betreiberin, die einst mit ihrem Mann als Gastarbeiter für

die Schuhindustrie kam, ist ebenso bekannt wie dieser die Familiengeschichten ihrer Gäste. „Da weiß man einfach voneinander viel. Und so geht’s vielen Leuten in Provinzstadt, die da ein Cappuccino trinken gehen“ (Ulla Lehderer).

Heute treffen die Eltern die Tochter und die Enkelkinder ihre Großeltern. Ein durch Arbeitsmigranten der Schuhindustrie aufgebautes Eiscafé ist DER Treffpunkt in der Stadt, an dem Generationen zusammengehalten werden, innerhalb und außerhalb von Familienverbänden. Das ist auch andernorts geschehen. Die Künstlerin Stefanie Bürkle zeigt zahlreiche Fotografien des italienischen Eiscafés: „Seit den 60er Jahren hat sich in nahezu jeder deutschen Stadt ein Eiscafé Venezia’ etabliert. Von der ersten Generation italienischer Gastarbeiter aus der Region Veneto eröffnet, ist der Name Programm und spricht von einer Italiensehnsucht, die Speiseeis mit Dolce Vita gleichsetzt. Aus der Fülle gleichnamiger Orte entstand neben einer Bautypologie auch eine Art von Erinnerungsreise in die eigene Jugend, denn wer von uns hat nicht die eine oder andere Geschichte in einem dieser Eiscafés Venezia erlebt.“<sup>105</sup>

Ulla Lehderer ist nach dem Studium in Heidelberg wieder nach Provinzstadt zurückgekommen. Die Verbindungen ins VEZ aus ihrer Jugend sind präsent, müssen aber auch aktualisiert werden. Der Ort funktioniert über die persönliche Begegnung. Nicht die Geschichten mit anderen Gästen sind Bezugspunkte, sondern die Wahrnehmung und Darstellung der eigenen Familie. Die symbolische Rückversicherung entsteht im Gespräch über die Kenntnis intimer Familieninformationen:

*„Ja, wie gesagt, der Mann (der Geschäftsführerin; JG) ist gestorben und dann hat sie das Geschäft verpachtet. Das ging aber nicht gut. Das war bloß-, ein Jahr waren die da. Und die kamen woanders her und hatten, haben es nicht geschafft, eine Beziehung herzustellen zu den Leuten, die da hinkommen. Die Frau Gelatini hat so ein bisschen eine Brücke geschlagen, die war dann ein paar Mal da und hat auch mit den Leuten erzählt, aber wenn sie weg war, war da eine unfreundliche Atmosphäre. Und jetzt hat wieder der Besitzer gewechselt. Das ist ein ganz junges Paar und Frau Gelatini ist auch da. Und die beiden Jungen, die sind so, die sind herzlicher. Die lächeln auch dabei und die erzählen auch mit dir. Und die junge Frau, ich war jetzt mit den Mädels Samstag da, meine Eltern waren nicht mehr da, und dann hat sie aber sofort gemerkt, ach du warst doch letzte Woche mit deinem Opa da. Und du, du warst letzte Woche auch da, aber mit deinen Freund. Und dann haste diese Beziehung hergestellt. (...) Die Familie Gelatini ist sehr verwurzelt und das merkste, und die strengt sich an, die kennen die Leute auch hier. Das musste schon. Hier in Provinzstadt ist das schon wichtig.“*

---

<sup>105</sup> Siehe <http://www.stefanie-buerkle.de/buerkle/home/2/venezia.php> Aber auch: Bürkle (2003).



So eng die Beziehung zur Eigentümerin, so lose das Band zwischen den Gästen. Obwohl sich hier eine Gemeinschaft formiert, besteht untereinander keinerlei Beziehung. Der Brückenschlag passiert durch Frau Gelatini.

Die anonyme Provinzstädter Stadtgesellschaft, die sich im VEZ trifft, ist mit der eigenen Geschichte durch die intime Beziehung zur Gastgeberin verbunden, die sich dadurch ausweist, die Anstrengung der Beziehungsherstellungsrbeit erfolgreich zu bewältigen und dadurch als verwurzelt zu gelten. Verwurzelt ist also, wer in Provinzstadt „die Leute“ kennt und für sie investiert; Orte z.B. durch Renovierung und Personal, wie die jungen Italiener, die im Sommer aushelfen, baulich und sozial aufwertet, ohne die Stammgäste zu verdrängen und sie mit einer geschenkten Eiswaffel binden kann. Weitere Distinktion ist im sozial gemischten Venezia-Publikum nicht nötig. Die Differenz untereinander muss nicht überbrückt werden. Die gefühlte Verwandtschaft mit der Café-Betreiberin entsteht durch die stetige Adressierung als „jemand“, der oder die mindestens hier – im metaphorischen Wohnzimmer der Stadt mitten in der Fußgängerpassage – erkannt, angesprochen und wertgeschätzt wird. Die stark durch persönliche Beziehung hergestellte Bedeutung ist verwundbar.

Der Journalist Matthias Stolz schreibt in einem Artikel zur Ausstellung von Bürkles Venezia-Bildern in Berlin<sup>106</sup>: „Das Eiscafé Venezia verhält sich zur modernen espressobar, in der auf dem Kaffee kein Schaum, sondern eine *crema* schwimmt, wie eine Kaffeefiltermaschine zu einem Espressoautomaten mit Milchschaumdüse und wie der Wohnwagenurlaub vor Capri zum Gehöft-Urlaub in Umbrien. Im Eiscafé Venezia ist alles hübsch und gemütlich, ein Kaffee zum Mitnehmen ist hier ebenso unbekannt wie hektische Kundschaft. Das Interieur ist eher deutsch, die Stapelstühle, die Deckchen, die Aschenbecher und sogar manche Eissorten wie Waldmeister. Nie käme ein Kunde hier auf die Idee, „*due gelati*“ zu bestellen oder gar den Besitzer mit „*Come stai?*“ zu begrüßen. Stolz und zufrieden ist, wer im Eiscafé Venezia sagen kann: „Wie immer, bitte“, und der Mann hinter der Theke schaufelt die vier Lieblingssorten auf eine Tüte, ohne zu fragen.“

Die Ironisierung kleinbürgerlicher Gemütlichkeit als weltfremde kleinstädtische Einfältigkeit unterschätzt den Aufwand für diese Form der Tradition. Sie ist eine Insel der Kontinuität. Ihre Bedeutung entsteht durch Dauer und Verlässlichkeit. Wenn das Provinzstädter VEZ durch den Tod des Inhabers vom Niedergang oder Inhaberwechsel bedroht ist, bangen die

---

<sup>106</sup> Siehe [www.zeit.de/2004/29/Alltag\\_2fVenezia\\_29](http://www.zeit.de/2004/29/Alltag_2fVenezia_29).

Gäste um ihre selbst herstellbare soziale Bedeutung. „Wie immer bitte“, erlaubt unproblematischen Anschluss an Routinen, die durch den Wandel verloren oder nur noch mühsam aufrechtzuerhalten sind, weil nicht mehr ist wie immer. Sie trotzen gewissermaßen dem Wandel, trotz Wandel.

Die Aufrechterhaltung andauernder Beziehungen geht weit über die Kenntnis meiner Lieblingseisorte oder meiner Vorliebe für Tiramisu hinaus. Hier bin ich mit meiner Familie, meiner Nahgemeinschaft verortet. Hier versichere ich mich meiner Geschichte immer wieder, hier findet meine Geschichte statt. Diese soziale Verankerung (in der Welt), die letzte vielleicht, würde bedroht, wenn ein neuer Inhaber „*die Vorgeschichte*“ nicht kennte oder sie gar nicht wissen möchte und sie ihre Relevanz verlöre. Das VEZ ist ein Ort, an dem durch routinierte Wiederholung von Erwartungsbestätigungen Stabilität hergestellt wird. Die Orientierung auf Prozesse der verlässlichen sozialen Verortung wurde von zwei Wirtschaftsgeographen als blockierender Hemmschuh im strukturellen Wandel Provinzstadt’ beschrieben: Rainer Joha Bender (1979) und Eike Schamp (2005) beschreiben eine solche Resistenz als Strukturentwicklungshindernis (vgl 4.2.1). Formen der Abschottung und Verweigerung von Strukturerneuerung können auch als Innovationsblockade (siehe auch Schamp 2005, 2001) gedeutet werden.

Der Ausspruch von Ulla Lehderer „*Da weiß man einfach voneinander viel*“, verrät einiges über das exklusive soziale Verhältnis der VEZ-Betreiberin und ihren Gästen und verdeutlicht die strukturbildende gegenseitige Abhängigkeit. Wenn noch nicht einmal der Tod des Mannes ein legitimer Grund ist, dass die Geschäftsführerin das Café an andere Betreiber übergeben kann, sondern sie sich in der Verantwortung sieht, mindestens als Vermittlerin den Übergang zu begleiten, (s.o.), dann ist Strukturveränderung in Provinzstadt eine Herausforderung, die eine existenzielle Krise bedeutet - wie die Verhinderung der Fortführung des Cafés durch andere Betreiber auch verstanden kann.

#### **4.5. Strategien: Wie geht Bleiben?**

Die zweite Forschungsphase in Provinzstadt eröffnet mir Einblicke in die Lebenswelt von Ulla Lehderer. Der Fotograf Bert Speißy, den ich im Mai 2009 kennen gelernt und mit dem ich einige Ausflüge durch die Stadt unternahm, machte uns bekannt, um mir eine Gelegenheit zu offerieren, hinter die Fassade städtischer Partizipationsnetzwerke zu schauen.

Folgend sollen die Strategien herausgearbeitet werden, mit denen Akteure ihre Handlungssicherheit wiedergewinnen. Was sich an der einen oder anderen Stelle schon angedeutet hat, soll hier nochmal deutlicher konturiert werden.

#### **4.5.1. „Pakt für Provinzstadt“: Bündnis der Zivilgesellschaft oder geschlossene Gesellschaft?**

In seiner Neujahrsansprache 2008 kündigt der Oberbürgermeister eine Gemeinschaftsinitiative der helfenden und ehrenamtlich organisierten Vereine und Verbände der Stadt an, um Hilfs- und Qualifizierungsangebote für Kinder aus bildungsfernen Familien zu bündeln und besser zu koordinieren: der „*Pakt für Provinzstadt*“. Seit 2009 besteht das Netzwerk und ist mit einem hauptamtlich beschäftigten Koordinator organisatorisch als Stabsstelle im Büro des Oberbürgermeisters ganz oben in der Verwaltung angesiedelt.<sup>107</sup>

Etymologisch ist ein Pakt als Vertrag oder Verabredung zwischen Unterschiedlichen zu verstehen, z.B. im Sinne eines Militärbündnisses gegen einen gemeinsamen Gegner. Der Provinzstädter Pakt ist ein Bündnis von Wohlfahrtsstaatlichen Akteuren (von den Verbänden bis zum Arbeitsamt), Akteuren aus dem Gesundheitsbereich (Krankenhaus, Ärzte, Hebammen), den Verwaltungsinstitutionen und ansässigen Unternehmen. Gemeinsam organisieren sie soziale Hilfe für den städtischen Nachwuchs, entwickeln und koordinieren verschiedene Projekte. Der gemeinsame Gegner des Netzwerks städtischer Akteure ist die Armut und Bildungsschwäche insbesondere derjenigen Familien, die durch den Strukturwandel in 2. oder 3. Generation von Arbeitslosigkeit betroffen sind.<sup>108</sup>

Der Koordinator des Paktes kennt als ehemaliger Zeitsoldat und zuletzt als Sozialarbeiter im Jugendamt, Abteilung Pflegekinder und Tagespflege beschäftigt, nicht nur das Klientel, sondern auch die Disziplin, derer es bedarf, um Strukturen zu etablieren und aufrecht zu erhalten.

---

<sup>107</sup> Außerdem ist hier noch die Schuldner- und Insolvenzberatung angesiedelt. Armutsbekämpfung und Privatverschuldung sind in der Verwaltungsstruktur ganz oben angegliedert. Auch die kommunale Entschuldung ist schon Thema des engagierten Oberbürgermeisters gewesen. Den Entschuldungsfonds mit dem Land hat er in Teilen selbst ausgearbeitet, in jedem Fall persönlich durchgesetzt, was zur nächsten Enttabuisierung des Verschuldungsthemas beitrug und kollektive Lösungsansätzen etabliert hat.

<sup>108</sup> In einem Hintergrundpapier der Stadt heißt es im Wortlaut: „(...) die Perspektiven für Provinzstädter Kinder aus ungünstigen familiären und sozialen Verhältnissen, durch gezielte, individuelle Hilfe zu verbessern. Denn für sie ist bereits durch das Umfeld, in dem sie aufwachsen, der Zugang zu Bildung und chanceneröffnender Sozialisation erheblich erschwert.“

Im Programm „Lebenswegbegleitung“ zum Beispiel steht am Ende ein Ausbildungsplatz bei einem lokalen Unternehmen, wenn Eltern und Kind sich verpflichten, Kindertageseinrichtungen und Schule zu besuchen, angebotene Hilfen bei Bedarf in Anspruch und durch den ehrenamtlichen Lebenswegbegleiter, Einfluss in die familiäre Situation der Kinder zu nehmen. Der oder die zukünftigen Provinzstädter werden bereits im Mutterleib auf die Herausforderungen und Anforderungen des Lebens eingestellt, in die er oder sie durch seine soziale Position gelangt ist. Die werdenden oder jungen Eltern sind angehalten, Kinderarztbesuche, Kindergarten und Schulbesuche mit einer ausgewählten Begleitperson vorzubereiten und umzusetzen. Mit dem Versprechen, einen Ausbildungsplatz bei einem ansässigen Unternehmen zu bekommen, soll der Entwicklungsgang des Kindes nachvollziehbar, einsehbar und korrigierbar werden. Betreut werden das Kind und seine Familie durch Ehrenamtliche, die sich in einem Volkshochschulkurs qualifizieren und im besten Falle Vorerfahrung aus erzieherischen oder pflegenden Berufen haben. Das polizeiliche Führungszeugnis und ein Ärzteattest geben über den sozialen und gesundheitlichen Zustand des potentiellen Begleiters Auskunft.<sup>109</sup>

Der Initiative „Pakt für Provinzstadt“ hat landes- und bundesweite Anerkennung im Bereich des zivilgesellschaftlichen Engagements erhalten. Ausgezeichnet wird die zukunftsweisende Strategie, nicht auf staatliche Leistungen allein zu vertrauen, sondern Bündnisse zu kreieren, mit denen Geldspenden eingeworben, ehrenamtliches Engagement gebunden und unterschiedliche institutionelle Akteure einer Stadt mit einem Auftrag ausgestattet werden können. Der Koordinator erklärt die hohe Mitwirkung von Unternehmern und ehrenamtlich Tätigen:

*„(...) Mein Gott, wir wissen ja gar nicht wie's weite geht, ob auch jetzt staatliche Leistungen, ob das permanent fließt und so kann's eigentlich nicht so richtig weitergehen. Also, ich denke, an der Stelle erleben Menschen vielleicht ein Stück weit auch Not, wo sie sagen, da muss sich was ändern. Und wir haben im ehrenamtlichen Bereich und im Bereich auch von Unternehmen haben wir wirklich hohe Spendenbereitschaft. Wir haben also in den letzten, sag ich mal, Anderthalbjahren denk ich über 200.000 Euro Spenden eingenommen. Das sind Einzelspenden dabei von 25.000 Euro für den Pakt. Das ist also schon enorm ne, was da kommt und man zeigt sich auch ein Stück weit solidarisch mit den Menschen, denen es eben nicht so gut geht, mit den Menschen, die am Wohlstand nicht so partizipieren. (..) Also, dass was früher die Mehrgenerationenfamilie oder ich sag jetzt mal in Anführungszeichen Großfamilie geleis-*

---

<sup>109</sup> Int. Koordinator Alfons Knete 20.11.2009.

*tet hat, also dieses soziale Netz äh, das versuchen wir mit dem Pakt ein stückweit auch auszugleichen, weil diese Strukturen nicht mehr so gut funktionieren, brechen immer mehr weg.“*

Die Rede von der „Krise und des Rückzugs des Sozialstaats“ erlangt trotz gegenteiliger Beweisführungen (Lessenich 2008: 12/13) im Zuge von Wirtschafts- und Finanzkrise neue Plausibilität. Die unternehmerische Spendenbereitschaft für den Pakt wird mit symbolischer Münze vergolten:

*„Also das ist, glaube ich, ein wesentlicher Gedanke, dass das natürlich auch öffentlichkeitswirksam getan wird. Das geht natürlich schon auch an die, an die, an die Presse, um auch kurzfristig Erfolg zu haben im Sinne von Werbung ne. Also das macht, das gehört einfach zum guten Ton, dass man das natürlich auch tut.“* (Alfons Knete, 20.09.2009)

Aus der „Vision“ der Bildungsoffensive für besonders von Armut betroffene Kinder in der Stadt sei eine „Bewegung“ geworden und adressiert ein Netzwerk städtischer Akteure in ihrer Bereitschaft zum „Dienst am Menschen“ (Alfons Knete und Paul Macher). Als „wesentlicher Gedanke“ steht im Mittelpunkt, dass die Spendenbereitschaft mit Öffentlichkeit und Werbung für den Spender entgolten wird - nicht die Erhöhung von Chancen für die Klienten sind die erwähnenswerten Erträge der Initiative.

Die Lokalpresse berichtet (18.06.2014), dass die hohe Spendenbereitschaft der eigentliche Schlüssel zum Erfolg der Initiative ist und gleichzeitig zu einem Problem wird. Während nach mehreren Jahren über 400.000 Euro Spenden eingesammelt wurden, mangelt es bei vielen etablierten Vereinen und Initiativen eben an jenen freiwilligen Zuwendungen. Das Bündnis ist sozusagen sich selbst zu Konkurrenz geworden. Innerhalb des *Paktes für Provinzstadt* kann Geld nur durch beschlossene Projekte ausgegeben werden.

Es sind dennoch Strukturen entwickelt worden, die ein Gerüst anbieten, das für viele Akteure in der Stadt zum Geländer wird, an dem Handlungen orientiert werden können. Auch in Zukunft. Ähnlich wie das Stadtentwicklungspapier aus den 1990er Jahren hat die Initiative eines einzelnen einen kollektiven Handlungsrahmen hergestellt, an dem bestimmte Gruppenmitglieder Orientierungen finden und der zur wechselseitigen Beobachtung und sozialer Kontrolle beiträgt.

Die Lehrerin Ulla Lehderer, die ich im folgenden Kapitel genauer darstelle und die ebenfalls als professionelle „Kümmererin“ in der Stadt aktiv ist, da sie an der Grundschule für Kinder mit Förderbedarf arbeitet, fragt, was mit dem Geld eigentlich passiert: *„Was ich kritisiere*

*und nicht nur meine Meinung, das höre ich auch von andern, da ist so viel Geld drin, und keiner weiß, was gemacht wird mit diesem Geld. Es ist nicht offensichtlich.*<sup>110</sup>

Gerne würde sie sich stärker einbringen und auch den Wunsch nach mehr Professionalisierung statt Ehrenamt in der Betreuung von Klienten äußern. Als Alleinerziehende kann die Mutter von zwei Mädchen Freitagnachmittags nicht an den Netzwerktreffen teilnehmen.

#### **4.5.2. Die Ich-Werdung**

Ulla Lehderer kehrt nach dem Studium der Sozialpädagogik in Trier in den 1990er Jahren als Lehrerin nach Provinzstadt zurück und unterrichtet an der Grundschule für Kinder mit Förderbedarf. Die Schule ist aus der ehemaligen Volksschule hervorgegangen. Hier treffe ich die Kinder, denen man sich im „Pakt für Provinzstadt“ im Besonderen zuwenden möchte, um ihre Teilhabechancen an Bildungs- und Freizeitangeboten in der Stadt zu verbessern.

Die Schüler dieser Grundschule werden wegen Sprachauffälligkeiten oder Lernschwierigkeiten besonders gefördert. Sind die sprachlichen Auffälligkeiten und die daraus entstandenen Lernschwierigkeiten behoben, wechseln 80-90% der Schüler auf eine reguläre Grundschule.

An einem Tag<sup>111</sup>, den ich mit Ulla Lehderer verbringe, treffen wir uns morgens in der Schule. Normalerweise sind zwei Pädagoginnen in der Klasse, da die Aufgaben nicht für alle Kinder gleich ausfallen, sondern je nach Förderschwerpunkt stärker lautsprachlich orientiert sind oder eher Konzentration und Logik ansprechen sollen. Die Betreuung der einzelnen kleinen Arbeitsgruppen ist zeitintensiv. An diesem Morgen hat Ulla Lehderer eine Plastiktüte mit Schuhen mit. Was ihren Töchtern nicht mehr passt, gibt sie an ihre Schülerinnen weiter. Die achtjährige Lisa bekommt die noch zu großen Ballerinas: „*Da wächst du rein*“, muntert die Lehrerin sie auf und gleich darauf strahlt das Mädchen. „*Manchen Familien mangelt es an allem*“, kommentiert Lehderer ihre Gaben an mich gewandt. Ein Junge kommt verspätet, klopft und bittet darum, an ihrem Unterricht teilnehmen zu dürfen, die andere Lehrerin hätte es ihm erlaubt. Er darf und soll sich einer Arbeitsgruppe anschließen. Er wählt die „*Zahlen und zählen*“ Gruppe. Früher, so berichtet Lehderer, sei der Junge Stunden später zur Schule gekommen. Die Eltern hätten die Kinderzimmertür abgeschlossen und morgens geschlafen. Die Brutalität der Geschichten hinter den Kindergesichtern geht auch im Lehrerzimmer wäh-

---

<sup>110</sup> Interview Ulla Lehderer, 15. März 2011.

<sup>111</sup> Feldnotizen und Interview vom 15. März 2011.

rend der Hofpause weiter. Eine Kollegin ist den Tränen nahe und berichtet von einem Fall häuslicher Gewalt.

Der Alltag im Umfeld derjenigen Kinder und Eltern, denen das städtische Netzwerk der Kümmerer „*Hilfe zur Selbsthilfe*“ anbietet, ist Lehderers Arbeitsalltag. Sie kümmert sich beruflich und privat. Nach Rücksprache mit den Beteiligten begleite ich sie in der Schule und zu Erstgesprächen mit neuen „Fällen“.

In unseren Gesprächen zwischen ihren beruflichen Auftritten steht ihre persönliche Entwicklung viel stärker im Vordergrund als die soziale Situation in Provinzstadt. Lehderer relativiert Aussagen, die Provinzstadt als besonders dreckig und sozial besonders schwierig deklarieren. Sie betont die Kontinuität in der Stadt und hat nach eigenen Worten auch „*ganz schlechte Erinnerung an die SPD-Zeit*“. Die Großmutter war als Sozialdezernentin aktiv und die Eltern ebenfalls in der Partei organisiert. Sie betont Orte der Kontinuität wie das VEZ und erzählt ihre Emanzipation vom konservativen Familienbild der Sozialdemokratie, das sie insbesondere in der Beziehung zu ihrer Mutter wiederfindet:

*„Ich versorg mich selbst. Ich arbeite. Ich bin auch die erste, die fertig ist mit dem Studium, die eine Beamtenstelle hat, Lehrerin ist. Also, die das alleine macht, ohne nen Mann, der fürs Finanzielle noch sorgt. Sie (die Mutter, JG) ist so groß geworden. Für sie war das immer ganz normal, dass sie finanziell versorgt ist. Und für meine Schwester, die sind zwar auch selbstständig, die sind beide im Beruf selbstständig, aber finanziell nicht selbstständig. Die sind drauf angewiesen, dass noch jemand da ist, der sich um diese Sachen kümmert.“*

Nach Jahren der Ehe und einem Leben in erwünschter Ordnung hat Lehderer diese Sicherheit herstellende Abhängigkeit aufgekündigt.

*„So alltägliche Sachen, von denen du abhängig bist, weil du Hilfe brauchst und es nicht selbst machen kannst. Die emotionale Abhängigkeit, gut dienen, damit man gemocht wird. Dieser Grundsatz ne, Du musst lieb sein, damit der andere dich auch liebhat.“*

Seit fünf Jahren lebt sie ohne Partner mit ihren zwei Kindern in einem Haus in einem Provinzstädter Vorort. Immer wieder beendet sie entstehende Partnerschaften. Die gewonnene Unabhängigkeit klingt wie eine Aufkündigung des „do-ut-des“-Prinzips und dem integrierten Reziprozitätszwang. Bald zieht Ulla Lehderer um: In das Haus ihrer Großmutter in der Nähe der Eltern. Sie hat das Haus gekauft, um der Familie zu demonstrieren, dass sie das Erbe sichern kann – nur sie hat die finanziellen Ressourcen und ein sicheres Einkommen.

Lehderer distanziert sich und sucht gleichzeitig die Nähe. Sie zieht in die Nähe ihrer Eltern und hält gleichzeitig ihre Abstandsbekundungen aufrecht. Nicht durch Abwesenheit ver-

schaftt sie sich Abstand, sondern durch Auseinandersetzung. Ähnlich wie der Unternehmer Stachel und der Oberbürgermeister greift auch sie auf das Vergangene zurück, um sich aus vererbten strukturellen Zwängen zu befreien und Gestaltungsräume aufzutun, in denen das Neue in der Transformation des Gewesenen entsteht. Die Betonung von Anschlüssen in der Gegenwart verpflichtet Akteure in Provinzstadt zur Anerkennung des Gewesenen.

Als Teil der „Kümmerergesellschaft“ bleibt sie gleichzeitig auch auf Abstand mit ihr. Sie ideologisiert nicht, was im Verbund des „Provinzstadter Paktes“ entsteht, sondern wägt ab:

*„Und dann frage ich mich, ich weiß nicht, ob das rechtlich so ist, aber wenn so viel Geld da ist, ehrenamtliche Arbeit ist ja gut, aber mehr professionelle Arbeit wäre vielleicht noch ein bisschen besser. (...) Weil ehrenamtlich ist eben ehrenamtlich. Die machen gute Arbeit ganz bestimmt, aber vielleicht nicht ganz so profimäßig (...). Finde ich schon schade, ich denke es ist schon, es ist grundsätzlich eine gute Sache, aber es wäre schöner, wenn man mehr Öffentlichkeitsarbeit machen würde.“*

In der Welt der Ulla Lehderer gilt auch das Prinzip der Sicherung von Unabhängigkeit gegenüber Dritten, auch wenn es so aussieht, in diesem Fall für ihre Mutter, als würde ihr das partnerschaftliche Gerüst fehlen, um Stabilität und Kontinuität herzustellen. Sie gestaltet in den widersprüchlichen Bewegungen der Nähe und Distanz zu ihrer Herkunft, im Verbinden und Lösen und Re-strukturieren sozialer Beziehungen, einen eigenen Entwicklungspfad den sie „Ich-Werdung“ nennt.



## 5. Vergleich: Anwesenheit in schrumpfenden Schuhstädten

Ziel der vorliegenden Studie war es, vor dem lebensweltlichen Hintergrund die Fragen nach Niedergang, Schrumpfung und Umbruch zu rekonstruieren. Die Frage nach „Anwesenheit“ hat sich in den untersuchten schrumpfenden Industriestädten als zentral herausgestellt. Sie bildet den Rahmen der Rekonstruktion und Analyse.

Zentrales strukturelles Merkmal der nachvollzogenen Praktiken in Provinzstadt und Wildberg ist also die *Betonung* von Anwesenheit.

In den rekonstruktiven *Fallerzählungen* lag das Augenmerk auf den differenten Akteuren, die durch Differenzierung von Handlungsräumen einerseits mehrere Entwicklungsperspektiven erzeugen können und expansiv in vielen Feldern gleichzeitig Aktivität bewirken, andererseits hochgradig personenbezogen agieren und ihre eigenen Bedürfnisse als Handlungsimpulse in den Vordergrund stellen. Aus dieser zunächst fragilen Position müssen sie Unterstützungen gewinnen, um andauernde Handlungszusammenhänge zu etablieren. Das Bleiben wird für viele Akteure zum Balanceakt zwischen der Erzeugung von Anschlüssen für neu erfundene Gemeinschaften und der dezidierten Behauptung von Kontinuitäten unter veränderten Bedingungen.

Im Provinzstadt und Wildberg werden die Bleibepraktiken der dargestellten Protagonisten, fast durchgehend in selbsterzeugten Räume konstruiert und einzelne Akteure, die strukturellen Folgen des Umbruchs bearbeiten oder sich zunutze machen möchten, stehen im Vordergrund. Die Expansion individueller Vorlieben und Eigenschaften als strukturbildende Praktiken wird dadurch auffällig, dass das *Werden* wie das *Verschwinden* von gemeinschaftlichen Institutionen zunehmend von Einzelnen abhängig ist. Sie aber gleichzeitig möglichst viele Anschlüsse aufrechterhalten. Der Niedergang der Kneipe *Am Flussufer* bezeugt das ebenso anschaulich wie die Erfindung eines strukturübergreifenden Bündnisses sozialer Hilfen in Provinzstadt oder das Ringen, um die Fortexistenz des *Eiscafés Venezia* in gewohnter Weise. In Provinzstadt begegnete ich Akteuren über die Milieugrenzen hinweg, die mich nicht nur an ihrem Alltag teilhaben ließen, sondern die ein nicht so leicht zu durchschauendes Einvernehmen über die Entwicklungen in der Stadt teilten: „*Von außen wirkt es vielleicht katastrophal, aber hier in der Stadt haben wir schon viel bewirkt, und das ist eigentlich nicht zu übersehen*“, so ließe sich zusammenfassen, was mir immer wieder versichert wurde. Zunächst war es nur ein Eindruck, aber mit zunehmender Verdichtung der unterschiedlichen Materialsorten und durch theoretical sampling derselben gelangte ich im Sommer 2012 zur Fall-

struktur der „Kümmerergesellschaft“. Hierin betone ich den dezidierten Bezug von Handlungen verschiedenster Akteure auf anwesende Dritte. Die Kümmerergesellschaft in Provinzstadt zeichnet sich dadurch aus, dass Handlungssysteme etabliert werden, in denen Bedürfnisse Anderer bearbeitet werden, ohne dass die Zielgruppe selbst als Auslöser für das sie betreffende Handlungssystem verantwortlich ist. Wie ein Oberbürgermeister oder auch ein Schuhunternehmer Interaktionsräume konstruieren und kollektive Handlungsrahmen erzeugen, zu denen sich Andere bekennen, ihre (institutionellen) Differenzen vereinheitlichen und gegenseitige Verantwortung initiieren, diesen Zusammenhang stelle ich im 4. Kapitel als „do-ut-des“-Prinzip in Provinzstadt vor.

Demgegenüber blieb Wildberg bis zum Schluss fragmentarisch. Dort traf ich eher auf den „Experten“, der mir in ausführlichen Gesprächen seine je spezifische Perspektive auf die Geschehnisse in der Stadt anbot. Die Uneinigkeit über Gestaltungsräume und Handlungslogiken und der systematische Versuch, durch Abgrenzung Gefolgschaft zu mobilisieren, führte zur These einer „Kampfzone von Bedeutungsproduzenten“. Die Handlungssysteme sind fragmentiert. Die Differenz wird stark betont.

Die problematisch gewordene Anwesenheit wird einerseits durch Interaktionssysteme bearbeitet, in denen einzelne Akteure Inhalte definieren, denen kollektiv Rechnung getragen wird. Andererseits sind in Wildberg tendenziell vereinzelte Akteure unterwegs, die durch Überbetonung ihrer Handlungsweisen kollektive Verbindlichkeiten schwierig werden lassen. In *dichten Beschreibungen* und *Fallerzählungen*<sup>112</sup> rekonstruiere ich Bedingungen, Interaktionen, Strategien und Konsequenzen vor Ort, um die oben angeführten Fallstrukturhypothesen nachvollziehen zu können.

Ich werde zeigen, wie in der Feldarbeit das Szenario entstand, das ich als Wandel vom industriegesellschaftlichen Status quo des „Seins“ zum postindustriellen „Werden“ verstehe.

Das Sein: Im Sinne einer funktionalistischen Ordnung, die die Einzelnen wie die Gemeinschaften in ihrer Sozialstruktur zusammenhält und die Positionen der Stadtbewohner sowohl beruflich in der Hierarchie der Industriegesellschaft wie auch in der persönlichen Lebensfüh-

---

<sup>112</sup> Ich möchte mich nicht erdreisten, mit dem Verweis auf den berühmten Text von Clifford Geertz die Qualität der vorliegenden Arbeit in die Nähe dieser ethnografischen Forschungen zu stellen. Erzählungen sind überdies nützlich retrospektiv Plausibilität für die Handlungen der Akteure herzustellen. Als „fallrekonstruktiv orientierte“ Forscherin werde ich keinen „Typus“ entwickeln, sondern „eine Fallgeschichte erzählen“ (in Anlehnung an Hildenbrand 2005: 71).

rung funktional legitimiert. Als Milieus oder Schichten definiert, findet der Forscher sie als soziale Gruppen an spezifischen Orten, in bestimmten Quartieren in der Stadt wieder. Dieser Vorgang der sozialräumlichen Sortierung wird in der Stadtsoziologie im Rahmen der Segregationsforschung problematisiert.

Es ist der ethnografischen Methode geschuldet, dass sich die Kategorie „Werden“ als zentral erwies. Ganz unvermittelt, am Ende eines Gespräches beschreibt die Lehrerin Ulla Lehderer aus Provinzstadt – deren Familienhistorie eng mit der Stadtgeschichte verknüpft ist, ihr alltägliches Spannungsfeld zwischen Partizipation und Abgrenzung, räumlicher Nähe und Distanz, familialer Herkunft und individuell wahrgenommener Verantwortung sowie Emanzipation als persönliche Entwicklung, als „*Ich-Werdung*“.<sup>113</sup>

„Wer bin ich? Wo will ich hin? Was unterscheidet mich von anderen?“, diese Fragen sind nicht etwa Zitate von Ulla Lehderer. In dieser individualisierten Fassung wird der soziale Orientierungsprozess auch für die Stadt formuliert: als Frage nach der städtischen Identität<sup>114</sup>.

Ähnlich des familialen Ablöseprozesses spielen in Industriestädten, wie es Wildberg und Provinzstadt einst waren, Fragen nach dem Umgang mit dem industriegeschichtlichen und kulturellen Erbe eine Rolle, wie die nach Ressourcen und Perspektiven, die es zu entwickeln gibt etwa durch die Etablierung von Netzwerken z. B. zur sozialen Unterstützung oder für gemeinsame wirtschaftliche Interessen. Bestehende Akteurskonstellationen, Initiativen, Vereine und Orte der Gemeinschaft, wie sie etwa durch Kneipen repräsentiert sind, ringen um legitime Anwesenheit und konkurrieren um das knappe Gut *Stabilität*.

Die kollektive „Werdung“ ist ebenso wie ihre Bedingungen ein prekärer Prozess der Herstellung von Kontinuität. Die Instabilität der Lebenswelt ist die Grundlage, auf der neue Handlungsfelder entstehen müssen. Der „unbefragte Boden der natürlichen Weltanschauung“ (Schütz/Luckmann 1979: 25) ist den Städten der Schuhindustrie sprichwörtlich unter den Füßen weggezogen worden. Zum Vorschein kam: Fragwürdigkeit. Die Verunsicherung der Erwartungshorizonte ist für die Akteure in Wildberg zunächst dramatischer, immerhin trugen sie die „doppelte“ Last des Umbruchs (Land 2003) mit dem plötzlichen Zusammenbruch

---

<sup>113</sup> Siehe Kap. 4.5.2.

<sup>114</sup> Andreas Reckwitz entwickelt seine Perspektive der „kulturalisierten Stadt“ so weit, dass er sie sogar als Subjekt auftreten lässt, das „die postmodernen Selbsttechnologien“ verinnerlicht hat: „Die Stadt arbeitet daran, unterscheidbar zu sein und zu werden, sich als Ort von anderen Orten deutlich und sichtbar zu differenzieren, Besonderheiten ihr Eigen zu nennen, die andere Städte nicht teilen.“ (Reckwitz 2009: 18).

des gesellschaftspolitischen Systems und dem folgenden Umbruch der sozioökonomischen und kulturellen Strukturen. Überraschenderweise wird die vorhandene Kontinuität (etwa bei Optiker Schulz) in Wildberg als weniger handlungsleitend thematisiert als die Herausforderung das vorhandene Neue angemessen zu repräsentieren (die Künstlerin Franziska Nomis, aber auch das Netzwerk der Ernährungswirtschaft). In Provinzstadt wird das Neue zur kollektiven Strategie, die die verlorengegangene Industrie konserviert und Demut abverlangt wie in den rekonstruierten Schuhfabriken und sozialen Bündnissen der Stadt deutlich wird.

## **5.1. Kontrastlinien**

Schon in der ersten Begegnung mit Wildberg und Provinzstadt lassen sich Kontrastlinien ziehen, denen ich immer wieder begegne.

Die ehemaligen Städte der Schuhindustrie differieren insbesondere hinsichtlich ihres Bezuges zur einst dominierenden Schuhindustrie. Dies ist im Stadtbild, wie in den Erzählungen repräsentiert. Beide Städte sehen sich im großstädtischen Anspruch und kleinstädtischen Zusammenhängen eingespannt. Die architektonischen Anlagen der Städte mit dem historischen Exerzierplatz aus der Gründungszeit in Provinzstadt und dem übergroßen Schloss in Wildberg verweisen sie auf einstige Bedeutungszusammenhänge, die sich gegenwärtig schwer repräsentieren lassen.

### **5.1.1. Der Marktplatz**

Der Marktplatz symbolisiert die Mitte, das Zentrum einer Stadt. Seine geographische und stadtgeschichtliche Entwicklung nimmt hier den Ausgangspunkt. Hier finden Austauschprozesse statt: Waren, Kundgebungen, Feste. Hier residiert das Stadtoberst im Rathaus und ist meist auch die Touristeninformation zu finden. Oft ist er von Verkehr umgeben. Die Nord-Süd- und die Ost-West-Trasse kreuzen sich unweit des Marktes. Gerichte, Schulen und andere Institutionen des gesellschaftlichen Lebens umringen in der ersten oder zweiten Reihe das Zentrum. Gasthäuser und Warenhäuser ergänzen die Verbindung von Nützlichem und Angenehm. Von hieraus gelangt man überall in der Stadt hin. Der Besucher oder der Fremde in einer Stadt sucht meistens den Marktplatz auf. Hier begegnen sich Einheimische und Fremde. Gerade das Zentrum einer Mittelstadt ist durch Suburbanisierungsprozesse seit den 1970er Jahren und dem Ausbau von Lebensmittelmärkten und „innenstadtrelevanten Gewerbe“ wie Bekleidungsgeschäfte, Optiker, Apotheken und Blumenläden auf die „Grüne

Wiese“ dem folgenden Niedergang des Einzelhandels durch die Auswärtskonkurrenz oft in desaströsen Zuständen. Auch die Formen städtischer Öffentlichkeit stehen in den schrumpfenden Städten zur Disposition (vgl. Dürschmidt 2005).

**Foto 15: Marktplatz in Wildberg mit Rathaus und Kirche an einem Dienstag**



**Foto 16: Exerzierplatz in Provinzstadt am Montagmorgen**



### **5.1.2. Öffentlichkeiten auf dem Marktplatz**

Der Marktplatz in der Innenstadt ist in Provinzstadt und in Wildberg als historisches Zentrum der Stadt unverändert als solches wahrzunehmen und für die Stadtgründung hier wie dort zentral. In Provinzstadt ist der Marktplatz ein Exerzierplatz, nicht eckig durch Bürgerhäuser begrenzt, sondern durch halbrunde bogenförmige Kolonnaden gerahmt, und der Springbrunnen umrundet den Fahrstuhl- und Treppenzugang in die Tiefgarage (Foto 16). Der „Exe“ in Provinzstadt ist der historisch zentrale Exerzierplatz, auf dem der Stadtgründer seine Soldaten marschieren ließ und der heute die zentrale Innenstadtparkplatzanlage mit 660 Stellplätzen unter sich verbirgt und den Vorhof des Rathauses bildet, der am Montagmorgen gereinigt wird.

Dienstags, donnerstags und samstags findet der Wochenmarkt statt mit vielen Ständen, zweimal im Jahr auch aus dem angrenzenden Elsass. Die Autokennzeichen der Angereisten geben Auskunft, dass viele Besucher auch aus dem weiteren Umland kommen. Als Exerzierplatz wurde der Platz vom Gründungsvater im 18. Jahrhundert als solcher erbaut und genutzt. Heute ist der Platz direkt vor dem Neuen Rathaus gelegen, das einst als Exerzierschule

zur ersten Adresse der Stadt(gründung) gehörte. In Nachbarschaft zur zentralen Bushaltestelle, die für die Mobilität vor allen Dingen der Schüler in die Region sorgt, ist in der dazwischenliegenden Grünanlage eine Trampolinfläche für die wartenden oder ankommenden Kinder eingebaut.

Noch heute lässt sich aus den Gebäuden am Markt in Wildberg der stadtgeschichtliche Fortgang rekonstruieren: Schultheiß, Goldschmied, Rathaus, Kirche, Fürstenhaus. Wildberg ist aus dem Territorium dreier slawischer Siedlungen unterhalb der Burg Wildberg hervorgegangen und bezieht sich namentlich auf diese. Der Markt ist infolge der Bebauung mit einer Burg-Stadt-Anlage durch den Markgraf Otto von Meißen entstanden und gewann bereits im 13. Jahrhundert zentrale Bedeutung durch Münzstätte, Hospital und Kloster und erlangt noch Ende desselben Jahrhunderts die städtische Selbstverwaltung (*cives civitates*) mit Schultheiß an der Verwaltungsspitze. Immerhin finden hier regelmäßig Wochenmärkte statt, auf denen noch immer das getrieben wird, was Bahrtdt (1961) als zentrale soziale und ökonomische Funktion beschrieben hat: Handel. Zu den Gemüse- und Obstproduzenten der umliegenden Landwirtschaften sind auch asiatische Textil- und Utensilienverkäufer dazu gekommen. Doch die Stadt als „Markort“ (Weber 1999: 61)<sup>115</sup> ist nur noch an wenigen Tagen in der Woche und dann oft nur von einigen älteren Menschen und besucht. Zwischen 7 Uhr morgens und 15 Uhr nachmittags.

Das erste Mal in Wildberg komme ich auf einen menschenleeren Marktplatz an einem Sommertag im Juli 2010. Im Brunnen plätschert kein Wasser. Am Brunnenrand sitzt ein älterer Mann. Die imposante spätgotische Marienkirche mit der Ladegastorgel hat einen barocken Turm, den ich bei meinem ersten Kirchenbesuch gar nicht wahrgenommen habe. Die meisten Häuser sind saniert und beherbergen die Lokalredaktion der Mitteldeutschen Zeitung, einen Goldschmied, das Café Centra und das Schultheiß. Ein Baukran und eine Absperrung vor einer Häuserecke. An diesem Dienstag ist die Fußgängerzone, an deren Ende oder Anfang der Markplatz mit dem Rathaus beginnt, der lebendigere Ort, zumindest was die Anzahl der Menschen betrifft.

---

<sup>115</sup> „Jede Stadt im hier gebrauchten Sinn des Wortes ist „Markort“, d.h. hat einen *Lokalmarkt* als ökonomischen Mittelpunkt der Ansiedelung, auf welchem, infolge einer bestehenden ökonomischen Produktionsspezialisierung, auch die nicht städtische Bevölkerung ihren Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen oder Handelsartikeln oder an beiden deckt (...)“ (Weber 1999: 61).



Doch ist die Anzahl der Menschen ausschlaggebend für die Qualität von Öffentlichkeit? Nicht unbedingt, wäre eine Antwort von Bahrdt (1961: 39), der das Augenmerk vor allen Dingen auf die strukturellen Bedingungen städtischer Öffentlichkeit richtet. Der Markt bietet bis heute nach wie vor Möglichkeiten unterschiedlichster sozialer Veröffentlichungsformen: Angefangen vom Handel auf dem Wochenmarkt, der als „unvollständige Integration“ (Bahrdt 1961: 39 f.) die grundlegende städtische Sozialität der zweckorientierten Zusammenkunft einzelner Individuen nach bestimmten Regeln strukturiert, die nicht andauern, sondern spezifisch sind, klassischerweise als Händler und Käufer, die sich zu Marktzeiten hier treffen. Dieses Prinzip hat sich in die angeschlossenen Fußgängerzonen ausgeweitet und dort ist aus den spontanen und befristeten Gelegenheiten des Markthandels eine dauerhafte Institution des Handels geworden, die durch regelmäßige Öffnungszeiten und kontinuierliche Warenangebote in Geschäften städtische Lebensweise verallgemeinern. Das Marktrecht ist auch die früheste Form städtischer Selbstständigkeit und hierin sieht Weber die Bedeutung der Stadt. Hier findet sich der soziale Kontext, in dem Selbstbestimmung eingeübt wurde, soziale Regeln entstehen, Bedürfnisbegrenzungen und bürgerliche Freiheiten ihren Ursprung nehmen.

Im Besonderen findet dieses Handeln auch an Marktfesten statt. Das postsozialistische Marktreiben, das Regina Bittner im russischen Smolensk und andere für Wittenberge beschrieben haben (vgl. Willisch 2012, Scholl 2012), hat sicherlich auch in Wildberg seine Orte. Mich aber haben die Formen der öffentlichen Bekenntnisse interessiert, wer trägt was wie in der städtischen Öffentlichkeit vor? Welche Darstellungen und Behauptungen konkurrieren in der Stadt in welchen Formen? Im Arendtschen Sinne kann Öffentlichkeit als besonders voraussetzungsvoll verstanden werden: „Das Risiko, als ein Jemand im Miteinander in Erscheinung zu treten, kann nur auf sich nehmen, wer bereit ist, in diesem Miteinander auch künftig zu existieren, und das heißt bereit ist, im Miteinander unter seinesgleichen sich zu bewegen, Aufschluß zu geben darüber, wer er ist, und auf die ursprüngliche Fremdheit (...) zu verzichten.“ (Arendt 1981: 169). Das „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ (ebd.: 171) ist ein Resultat von Aushandlungen über Darstellungsweisen: wie sich das Dazwischen, das, was zwischen den Einzelinteressen in Verbindung zueinander gebracht wird, und das, was überhaupt als Interesse handelnd und sprechend im kontingenten Feld einer Stadt verwirklicht wird. Welche Mitteilungen erzeugen die notwendige Nähe, der es bedarf, um sich als anwesend wahrzunehmen?



Zur Rekonstruktion des Bedeutungs- und Handlungsraumes städtischer Öffentlichkeiten, die ihre Zukunft und Form des Fortbestandes als Stadt unter Schrumpfungsbedingungen immer wieder neu verhandeln müssen, konzentriere ich mich auf diejenigen Akteure, die an diesen Orten anwesend sind. Ja, die ihre Anwesenheit behaupten und darauf bestehen, als anwesend wahrgenommen zu werden.

Verweilen wir noch auf dem Marktplatz. Bei meinem zweiten Besuch ist der Großteil des Marktplatzes abgesperrt in Vorbereitung auf den Weihnachtsmarkt, den ich kurze Zeit später begutachte. Vor der Bühne, auf der mal der Weihnachtsmann, mal ein Kinderchor oder eine Band auftritt, ist links ein „Asia & Euro Imbiss“. Überhaupt sind es die Vietnamesen und andere asiatische Einwohner, die in den Geschäften am Markt und in Richtung Fußgängerzone Kleidung und Lebensmittel, vor allen Dingen Obst und Gemüse und Blumen anbieten. Die „asiatische Schattenstadt“ (Schäfer/Schamoni 2005: 602) ist in vielen ostdeutschen Städten nach der Wende aus den Fabriken ins Stadtzentrum gedrängt und veröffentlicht die Anwesenheit der *Anderen*. Dort, wo die einen Läden aufgeben, konnten sie leerstehende Gewerberäume teilweise günstiger mieten und Geschäfte mit Konsumartikeln aus Fernost und Lebensmitteln aus Übersee etablieren. Sie waren einst als Vertragsarbeiter in die DDR gekommen, als Arbeitskräftemangel<sup>116</sup> herrschte, und sind nicht die Rückkehr angetreten, sondern haben die Öffnungen und Möglichkeiten in den umstrukturierten ostdeutschen Städten genutzt, geschickter als andere vielleicht, in jedem Fall lautloser. Über die Geschäftseröffnungen asiatischer Stadtbewohner habe ich keinen einzigen Artikel in der lokalen Presse gefunden.

In den Monaten des Jahres 2012 finden Montagsdemos auf dem Marktplatz statt. Hunderte Wildberger versammeln sich, um ihrem Unmut gegenüber dem Oberbürgermeister und seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik Luft zu lassen. Die Überlastung der Kläranlage durch ansässige Lebensmittelbetriebe über mehrere Jahre führte dazu, dass die Forderung des Landesverwaltungsamtes zur Abwasserabgabe in einer horrenden Höhe auf die privaten Abwasseranschlüsse der Bürger umgelegt wurde. Der Eindruck der ungerechten Kostenumverteilung rief die Bürger als Demonstranten auf den Markplatz. Jeden Montag rief die Bürgerinitiative „Soziale Gerechtigkeit“ zum Widerstand auf und forderte die Abwahl des Oberbürgermeis-

---

<sup>116</sup> Fast 70.000 Vietnamesen kamen zwischen 1980 und 1990 als Vertragsarbeiter in die DDR (Illgen, Katja 2007).

ters. Der Streit zwischen kommunalen Interessenvertretern und der Bürgerschaft sind in Wildberg seit Jahren an der Tagesordnung. Immer wieder werden dem Stadtobersten (dem vorherigen wie dem aktuellen) unlautere Geschäftspraktiken vorgeworfen<sup>117</sup>. Stadtentwicklung und Wirtschaftspolitik sind die Bereiche, in denen die meisten Fördergelder aus Bund und Ländern geholt werden können, koste es, was es wolle, im Zweifel die Glaubwürdigkeit gegenüber den Wählern. Pikanterweise gelang dem derzeitigen Oberbürgermeister der Quereinstieg in die Lokalpolitik durch die Unterstützung eben jener Bürgerinitiative, die sich gegen den Ausbau des Schlachthofes aussprach, der nun als Verursacher der Abwasserbelastung bezeichnet wird und der jüngst zu Expansionszwecken das Gelände des Güterbahnhofs erworben hat.

Die Redebeiträge der Protagonisten der Montagsdemonstrationen werden durch den Verleger Walter Baum auf den Wildberger Seiten veröffentlicht:

### **„Montagsdemonstrationen**

*Liebe Leserinnen und Leser,*

*mich erreichen Redetexte in Manuskriptform inzwischen regelmäßig und ich werde sie im Rahmen der mir zur Verfügung stehenden Zeit auch weiterhin aktuell veröffentlichen. Man überlässt sie mir zur freien Auswahl, die Autoren bekennen sich zu ihren Beiträgen und es bleibt ausdrücklich auch mir überlassen, Namen zu veröffentlichen. Wer in Wildberg den Mut aufbringt, über selbstgefälliges Stammtischgeschwätz hinaus, seine Meinung zu brisanten kommunalpolitischen Themen öffentlich zu äußern, beweist wirkliche Zivilcourage und verdient Respekt und Anerkennung. Aus diversen persönlichen Erfahrungen weiß ich allerdings auch, dass die Wahrnehmung des Rechtes auf Meinungsfreiheit und Meinungsäußerungsfreiheit in Wildberg bisweilen zu persönlichen Bedrohungen aller Art führen kann. Zu ihrem Schutz nenne ich deshalb nicht die Namen derer, die dieses Recht in Anspruch nehmen. Wer will, kann sie jeden Montag sehen, hören und persönlich kennenlernen. Lesen Sie bitte in nächsten Tagen über einen Petitionsantrag der BI (Bürgerinitiative; JG) an den Landtag zum Thema Erweiterung der Kläranlage in Wildberg.“ (Walter Baum 11.12.12)*

Die Orte, die durch ihr Versprechen der allgemeinen Zugänglichkeit bürgerliche Freiheiten symbolisieren, hier: das Internet und der Marktplatz, sind zu Instrumenten der Darstellungsherrschaft in Wildberg geworden. Konflikte zwischen Bürgerschaft und Stadtvertretung scheinen sich über die letzten 20 Jahre strukturell verhärtet (sowohl zwischen Vertretern der

---

<sup>117</sup> Die Diskussion über diese Vorwürfe in den Interviews mit Optiker Schulz am 21.9.2012, Walter Baum 19.9.2012.

unterschiedlichen Selbstbilder: Arbeiter- oder Bürgerstadt als auch gegenüber Formen der kommunalen und lokalen Demokratie) zu haben. Der leere Marktplatz an drei von sieben Wochentagen steht exemplarisch für die Formen der Abkehr voneinander.

Was Alexis de Tocqueville als demokratische Freiheit der Vielfalt bürgerlichen Vereinigungen in „Über die Demokratie in Amerika“ (1935: 40) beschreibt, ist Selbstregierung im Sinne der Beteiligung an öffentlichen Angelegenheiten. Mit ähnlichem Pathos etablieren die Akteure in Wildberg sozusagen einen postsozialistischen Behauptungskampf, der neben den symbolisch öffentlichen Formen auch die der kommunalen und privaten Besitzverhältnisse diskutiert.

Verdichtet ließe sich über den Marktplatz in Wildberg sagen, dass der herkömmliche Fahrradtourist des Fluss-Radweges entweder in eine Montagsdemo gerät oder sich an einem Markttag zwischen mechanischen Gemüsewaagen und bekittelten Marktfrauen an vergangene Zeiten erinnert oder die Leere der deindustrialisierten Schrumpfstadt mit laut plätscherndem Brunnen erfährt. Kommt er wie die Fahrradtouristen üblicherweise aus der Region und an einem Wochenendtag muss er Glück haben, wenn er letztere Fassung mit Brunnen erleben will oder gar ein Freitagsfest oder Wochenendspecial mit den Phudys erwischt. Die Wildberger haben auf diese Weise jedenfalls potenziell die Möglichkeit, alle Angebote wahrzunehmen. Die asynchrone oder ungleichzeitige Folge der Ereignisse simuliert Vielfalt und Abwechslung, vermeidet aber den Eindruck von Dichte<sup>118</sup>. Es entsteht die Potenzialität der synchronen Teilhabe an allen Marktangeboten: der politischen oder zivilgesellschaftlichen, der ökonomischen, der geselligen und abwesenden Stadtgesellschaft. Die Beliebigkeit städtischer Kontakte wird hier durch eine aneinandergereihete einende Ordnung ersetzt. Andere Autoren sprechen von Fragmentierung (vgl. Bude et al. 2012).

### **5.1.3. Bewegen in der Stadt**

Anders als in Wildberg ist der Marktplatz in Provinzstadt stärker durch die Abwesenheit gekennzeichnet. Der Marktplatz ist flüchtiger Verabredungsort, den man schnell wieder verlässt in Richtung Fußgängerzone. Sogar der Parkplatz, der auch in Wildberg zeitweise auf einer Marktplatzhälfte Raum bekommt, ist unterirdisch und unsichtbar geworden. An einem Wochenmarkt mit Händlern aus dem angrenzenden Elsass strömen Marktbesucher aus dem

---

<sup>118</sup> Louis Wirth definiert die Stadt in seinem berühmten Aufsatz: *urbanism as a way of life* als „relativ große, dichte und dauerhafte Besiedelung von sozial heterogenen Individuen“ (vgl. Wirth 1938: 8, eigene Übersetzung).

Provinzstadter Umland auf den Markt. Wo findet in Provinzstadt Öffentlichkeit statt, wenn sie nicht auf dem Marktplatz aktiv erzeugt wird?

In Provinzstadt wird den düsteren Berichterstattungen und Prognosen der Bevölkerungsentwicklung und des industriellen Niedergangs öffentlich mit einem Bild widersprochen, das nicht Stillstand, sondern Veränderung bedeutet: „*bewegen*“. Als politische Botschaft, soziale Initiative oder biographische Narration. Das Mobile hat öffentliche Repräsentationen in der Stadt der Anwesenden. Botschaften der Mobilität und Veränderung haben immer die Verbindung zur schuhgeschichtlichen Vergangenheit wie das Wahlplakat zeigt. „*Der Schuh hat uns hier groß gemacht, drum Schuh und Schuster nicht veracht.*“ mahnt ein Spruch am Stadtbrunnen mit Schusterjungenfigur. Welche Bedeutung hat *Bewegen* in der Stadt?

Als Fußgängerin werde ich in Provinzstadt schnell als Ortsfremde erkannt. Die Ungläubigkeit vieler Gesprächspartner gegenüber meinen Spaziergängen und ihrerseits das häufig unterbreitete Angebot, mich zum Treffen mit dem Auto abzuholen oder gleich eine „*Stadtrundfahrt*“ anzubieten, demonstrierten die Bedeutsamkeit der Beweglichkeit mit dem Auto. Die topographische Anlage der Stadt „*auf sieben Hügeln*“ und die Distanzen zwischen Wohnorten, Arbeitsplätzen, Schulen und Stadtzentrum betragen oft mehrere Kilometer und sind mit dem Auto am bequemsten zu bewältigen. Das führt dazu, dass das Leben in Provinzstadt vor allen Dingen an den Orten passiert, die mit dem Auto zu erreichen sind.

Bei de Certeau ist gerade der Fußgänger „der gewöhnliche Benutzer der Stadt“ (de Certeau 1988: 181 f.), in ihm repräsentiert sich die Elementarform des städtischen „Textes“ fortwährend wie blind „voranschreiten(d), sich überkreuzen(d), in Bruchstücken von Bewegungsbahnen und in räumlichen Veränderungen formiert“ (ebd. 182). In dieser Undurchschaubarkeit entstehen vielfältige Geschichten.

In Provinzstadt ist der *Ort* Entstehungspunkt für Geschichten. Das Café Venezia (vgl. 4.4) in der Fußgängerzone ist Zeuge vieler persönlicher Geschichten, eine Ausflugsgaststätte im Wald, das immer wieder auftaucht, als Ort, an dem Verabredungen getroffen werden und auch das intime Gespräch geführt wird.<sup>119</sup>

---

<sup>119</sup> Der Veranstalter Manfred Schreiter (vgl. Kapitel 4.3.2) erzählt im Interview, dass er an diesem Ausflugslokal im Wald den Oberbürgermeister von seiner Idee der „Provinzstädter Fototage“ erzählt hat und daraufhin die Unterstützung durch Verantwortliche in der Stadt erfolgt war. Ein andermal traf ich einen Fotografen, der mit seiner Lebensgefährtin dort „Beziehungsgespräche“ führt.

Mittlerweile sind in der Stadt zwischen Fußgängerzone und den Ausläufern des Waldes, die bis in die Stadt hineinreichen, neben den historischen Plätzen einige Parkanlagen und Gebäudekomplexe wie die sanierte Sonnenberger Schuhfabrik entstanden, die zum Verweilen einladen und für Touristen fußläufig bequem zu erreichen sind.

Im Alltag der Stadt sind Autos die zentralen Fortbewegungsmittel und erzeugen den unsichtbaren Stadtbewohner, der hinter der Autoscheibe verschwindet. Die Stadt macht einen leeren Eindruck trotz der stark befahrenen Straßen.<sup>120</sup> Allein in der Fußgängerzone sind Passanten unterwegs. Hier findet die gegenseitige Beobachtung statt, sie ist der Laufsteg der Stadt.

Als Beifahrerin teile ich mit meinem Gesprächspartner die „erzwungene“ Nähe im Auto und bleibe dem städtischen Geschehen gewissermaßen nah und fern zugleich. Ich bin Teil der unüberschaubaren Autoströme, aber zufällige Begegnungen werden mir nicht widerfahren, Geräuschkulissen und Gerüche bleiben weitestgehend draußen und das Radioprogramm untermalt die vorbeiziehenden Häuserlandschaften mit Schnulzen. Das Klicken des Blinkers an den Ampelkreuzungen schafft es in die Erinnerungen und wird zur Markierungsstelle visueller Eindrücke der durchkreuzten Stadt. Ankunft an Orten des Geschehens: Stadion, Ausflugsgaststätte, Schule und so weiter. Stadtrundfahrt bedeutet, aus dem Fenster schauen, ohne auszusteigen. Einzelne Orte - wie der verfallene und verwahrloste jüdische Friedhof, bestehen darauf, dass man anhält und aussteigt. Die Verweigerung des Ganges durch die Stadt tabuisiert Wege und Pfade, verdrängt sie aus den Stadtbeschreibungen, aus dem Stadtleben.

Das Auto ist in Provinzstadt einerseits unverzichtbares Fortbewegungsmittel. Zu Fuß sind viele Wege zu weit, für das Fahrrad ist es definitiv zu hügelig. Andererseits ist das Auto aber nicht nur Mittel zum Fortbewegungszweck, sondern dient wie der Körper auch der Darstellung von Status. Das Frisieren von Haar und Auto, die Pflege von Körper und Fahrzeugen gehören zu den Bereichen, die nicht vernachlässigt werden<sup>121</sup>. Das äußere Erscheinungsbild wie das eigene Auto dienen als Symbole, an denen Vernachlässigung oder auch liebevolle Pflege sichtbar werden. Auf beides hat sein Besitzer Zugriff und kann mit eigenen Bemühungen diesen Zugriff öffentlich präsentieren. Dafür müssen aber finanzielle Mittel aufgewendet

---

<sup>120</sup> Feldtagebucheintrag vom 13. Mai 2009.

<sup>121</sup> Feldtagebuch vom 15. Mai 2009.

werden. Wie ein saniertes Haus in der Straße sich von den verfallenen Nachbarshäusern abgrenzt, Initiative und Ressourcen zur Schau stellt und die Normalität des Verfalls verweigert und gleichzeitig nutzt, um das Eigene heraustreten zu lassen, demonstrieren Körper- und Autopflege Zugriffs- und Ressourcenkapazitäten.

Interessanterweise teilt Paul Macher, der Stadtplaner im Amt für Stadtplanung, die Vorliebe, mit dem Fahrrad oder zu Fuß die Stadt zu durchqueren. Er, der sich von Berufswegen mit der konzeptionellen Seite der Herstellung von Stadt befasst, mit Plänen, Bebauungsregelungen und Abriss- und Umbaumöglichkeiten, also gewissermaßen aus der Distanz, sucht fahrradfahrend und fußläufig den Kontakt, das Gefühl für seine Stadt. De Certeau definiert diese Symbiose: „Stadtplanung bedeutet, gleichzeitig die Pluralität (auch der Wirklichkeit) zu denken und diesem Pluralitätsgedanken Wirksamkeit zu verleihen; und das wiederum bedeutet, wissen und artikulieren zu können.“ (ebd.:183, ohne Hervorh. i. O.) Dementsprechend kritisch begleitet er alle Initiativen die zunächst auf dem Papier überzeugen, sich aber in der Realität noch beweisen müssen: *„Da sind eben auch die Verwaltungsstrukturen. Also hochflexibel und engagiert – da sind wir noch weit weg von. Wir machen 50% Unnötiges und verschwenden zu viel Zeit“*.

Dass zur Orientierung bei Wegbeschreibungen häufig Tankstellen als Markierungen dienen und Stamm-Tankstellen in Erzählungen immer wieder auftauchen, gilt wohl als Indiz für die starke Prägung durch automobilen Praktiken. Der Inhaber der Stamm-Tankstelle der Protagonistin Ulla Lehderer (siehe 4.5.2) spendet einen Trinkgeldgutschein für die Schule, in der sie als Lehrerin tätig ist. Die Tankstelle fährt sie seit ihrer Kindheit an: erst als Beifahrerin des Vaters, bis heute mit ihrem Auto.

*Bewegung* ist das auch das zentrale Diskurswort in Provinzstadt (vgl. auch Gabler 2012). In jedem Gespräch tauchen die Wörter *Bewegung* oder *bewegen* auf. Das Wahlplakat der SPD für die Kommunalwahlen im Juni 2009 wirbt mit einem Damenschuh und dem Slogan: *Provinzstadt gemeinsam bewegen*. Passend dazu wurde im Frühjahr 2008 das *Dynamikum* eröffnet. Ein Wissenschaftsmuseum, in dem technische und naturwissenschaftliche Exponate zum Mitmachen einladen. Auf der Homepage des Museums heißt es: *„Das übergeordnete Leitmotiv ist dabei die „Bewegung“ – ob nun im Sinne von „etwas bewegen“ oder „sich bewegen“*.

## 5.2. Blut ist dicker als Wasser

Die Verknüpfung von *Anwesenheit als Prozess des Bleibens* wird von den meisten Akteuren des Feldes mit Varianten der Herkunftszwänge verkettet: Die Wohnortwahl wird genealogisch konstruiert und gleicht einer Praktik der Erbfolge. Die Exklusivität des Herkunftsortes vergleicht eine Protagonistin mit der zwingenden Mutter-Kind-Bindung: *„Es ist wie mit einem kranken Kind, zu dem muss man zurückkehren.“*

In Provinzstadt betont ein Torwarttrainer die Loyalität zum Sportverein und der Stadt in den Traditionsfarben: *„Mein Blut ist blau!“* und unterstreicht die existenzielle Bedeutung seiner Anwesenheit. Solche außerordentlichen Beziehungsgefüge lassen sich andernorts schlecht herstellen. Lokale Verbundenheit ist ein Merkmal, das die Teilzeitabwesenden und Rückkehrer beanspruchen: *„Ich kann zwar woanders mehr Geld verdienen, aber das eigentliche Leben habe ich hier kennen gelernt und das findet auch hier leider noch statt“*, resümiert der Optiker Matthias Schulz aus Wildberg. Dass sich *leider* das *eigentliche Leben* dort abspielt, widerspiegelt den Widerspruch zwischen existenzieller Notwendigkeit und der Einsicht in diese Notwendigkeit als bedauerlich, praktisch aber nicht veränderbar. Trotz günstigerer Chancen andernorts, die substanzielle (*eigentliche*) Lebensperspektive ist an die Stadt gebunden. Der Heimatort wird zur Haut, aus der man nicht herauskann. Die Herkunft wird essentiell fürs Bleiben.

Die Antwort auf die existenzielle Fragwürdigkeit im Umbruch ist selbst eine existenzielle, die sich in der Betonung von Einzigartigkeit manifestiert. Neben den existenziellen Herkunftsbezügen einiger Akteure gibt es eine zweite Form, existentielle Notwendigkeit zu behaupten: das Erzählmotiv der *„Herzensangelegenheiten“*. Die meisten Aktiven sehen sich im Dienst der eigenen Sache: Die Künstlerin braucht einen Ausstellungsraum und schafft eine Kunstszene, der Kneipier will Angebote, die ihn *„selbst befriedigen“* und schafft sich eine *„eigene kleine Gesellschaft“*, die seine Vorliebe für Irland teilt. Andere entwickeln aus ihrer persönlichen Leidenschaft für Fotografie ein Festival, das in Provinzstadt Vereine, Sponsoren und Verwaltungsmitarbeiter gleichzeitig involviert.

Wie es auch gelingt, diese Formen der Anwesenheit sind durch die hohe Abhängigkeit von einzigartigen Persönlichkeiten eine fragile Konstruktion. Der einzelne Akteur erzeugt eine gewisse Form von Pluralität durch die Entwicklung mehrerer Handlungsstränge gleichzeitig. Diese Art der Expansion schafft Unabhängigkeiten, aber auch Pflichten. Nomis und Verbindner operieren in einem komplexen System, das einerseits Handlungsspielräume eröffnet,

wenn aber die Verantwortung nicht geteilt werden kann, sieht es nach einer Überforderung der Single-Aktivisten aus.

### **5.3. Formen der umkämpften Vergemeinschaftung**

Jedoch zeigen Akteure, die in der Lage sind, Gemeinschaften zu „erschaffen“, mehr strukturbildende Kraft als diejenigen, die warten, dass „Einer“ kommt.

Der „Hoffnung auf einen Großinvestor“, wie sie in Provinzstadt teilweise verbreitet ist, wird dort in Gestalt des Oberbürgermeisters begegnet. Nicht durch wirtschaftliche Entwicklungen werden Perspektiven offeriert, sondern sozialpolitische Maßnahmen mit dem Gerüst des lokalen Verbundes *„Pakt für Provinzstadt“* generieren ökonomisches und soziales Kapital gleichzeitig. Durch die retrospektive Bezugnahme lokal zugeschriebener Eigenschaften: *„Fleiß und hochgekrempelte Ärmel“* sowie *„Überlebensroutine“* werden Anschlüsse an historische Narrative und Symbole, wie den Schusterjungen, bedient, die an Wirkungskraft kaum eingebüßt haben. Es ist das Changieren zwischen Herkunftsorientierung und neuen Zukunftsperspektiven, dass die Suche nach einem städtischen Identitätsraum auszeichnet. Ebenso *„kämpfen“* in Wildberg verschiedene Produzenten und Produzentinnen von Bedeutungsangeboten, um Aufmerksamkeit in der Stadt.

Der im Verfall entstehende Gestaltungsraum, wie er für ästhetisierte oder intellektuelle Umdeutungspraktiken in der Rand-Erneuerung durch Franziska Nomis eröffnet wurde und von öffentlicher Aufmerksamkeit finanziell und sozial abhängig ist, muss als Intervention verstanden werden, die das Bestehende hinterfragt und auf Widersprüche und Chancen im Verfall verweist. Das Andauern ihrer Aktivität wird durch die ständige Aufforderung zur Kommunikation von Empfänger und Rezipienten künstlerisch-ästhetischer „Gestaltungsfiktionen“ zwar gewährleistet, findet aber keinen Weg aus der Prekarität heraus (vgl. Kapitel 3.4).

In Provinzstadt hingegen wird aus der Vision des Oberbürgermeisters aus einer arbeiterlichen Stadt eine hingewandte, serviceorientierte Gemeinschaft zu entwickeln, eine *Bewegung*, die viele Unterstützer gewinnt. In der Not, so könnte man sagen, schafft der Rekurs auf die einstige Größe, z.B. in Form von Narrativen oder auch finanziellen Erbschaften einst erfolgreicher Schuhunternehmer, das Vertrauen in eine gelingende Zukunft. Die Formulierung einer Zukunftsvision ist ein Bekenntnis zur Stadt und erweitert die öffentliche Wahrnehmung derjenigen, die trotz industriellem Verfall und Bevölkerungsrückgang Verbindlichkeiten schaffen. Die äußere Strukturierungsaufforderung wird nach innen gerichtet.



Trotz des Niedergangs der Schuhindustrie in Provinzstadt demonstriert der Schuhunternehmer Hartmut Stachel seinen Erfolg und restauriert eine verfallene Schuhfabrik. Hier bringt er nicht nur die Kreativabteilung und das Management seines Unternehmens unter, sondern er öffnet eine Kunstaussstellung und vermietet Büros an Anwälte, Architekten und Fitnessstudiobetreiber. Damit weist er den neuen wirtschaftlichen Pfad des kleinteiligen Strukturmixes in der einst monostrukturell geprägten Stadt. Über die engere wirtschaftliche Handlungsnotwendigkeit hinaus tritt Stachel in den Dienst an der Stadt und bietet seine Initiative als Demutsvorlage an: *„Ich mach was Gutes, sei so gut, mach du auch was Gutes.“*

Das Leben muss in Provinzstadt wie Wildberg neu begründet werden. Verantwortliche in den Vereinen in Provinzstadt wenden die Konkurrenzsituation um den knapp gewordenen Nachwuchs konstruktiv und formulieren eine gemeinschaftliche Aufgabe der kollektiven Hinwendung zu den als bedürftig erklärten jungen Menschen, die aus finanziellen Nöten nicht im Vereinsleben engagiert sein können.

In Wildberg dominiert die unternehmerische Variante, mit dem knappen Gut „Aufmerksamkeit“ strategisch umzugehen und expansiv Handlungsräume gemeinsam zu erschließen. Der Unterschied zwischen beiden Städten liegt darin, dass das kooperative Prinzip in Provinzstadt auf unterschiedliche institutionell organisierte Akteure ausgeweitet ist, um strukturübergreifend zu agieren. Vereine, Verbände, Verwaltungseinheiten und Unternehmen schicken ihre Interessenvertreter in den Lokalen Verbund *Pakt für Provinzstadt*. Die Bündnisse, die sich in Wildberg bilden, sind stärker auf strukturelle Ähnlichkeiten orientiert. Das Branchennetzwerk der Ernährungsindustrie wie der Kneipier, der mit anderen Kleinunternehmern in der Altstadt Feste organisiert. Sie alle *„kämpfen“* um Bedeutung für ihre eigenen kleinen Gemeinschaften.

### **5.3.1. Häuserkrieg oder Hauskulturen**

Man kann es als vorsorgende Praktik bezeichnen, wenn Akteure verfallene Gebäude wieder nutzen. Diese Perspektive demonstriert der Schuhunternehmer Stachel ebenso wie die Künstlerin Franziska Nomis mit unterschiedlichem Erfolg. Die spezifisch künstlerisch-ästhetischen Praktiken der Sesshaftigkeit betonen Anwesenheit am deutlichsten als Zustand tätiger Aushandlungsprozesse über Bedingungen des Bleibens. Auch darin steht ihr der Unternehmer durch das initiierte Stadtentwicklungspapier in nichts nach. Die Relevanz an Anschlüssen, die er für andere Akteure der Stadt anbietet, ist ungleich höher als der „intellektualisierte“ Rahmen, den Nomis konstruiert. Beide vermitteln in ihrem Wirken auch einen

ästhetischen Anspruch, der in der Stadt sichtbar ist. Nomis lädt mit ihrem Banner „AUSSTELLUNG“ die Öffentlichkeit in ihr Wohnhaus, in ihre Arbeitsstätte, in ihren Wirkungsraum und braucht im Gegenzug Beteiligung. Stachel stellt den ästhetischen Anspruch durch die denkmalgerechte Sanierung weiterer Schuhfabriken zu exklusiven Wohn-Lofts an mehreren Stellen in Provinzstadt dar. Er organisiert auch Formen der Öffentlichkeit in seinem Arbeitsumfeld: neben der Kunstaussstellung sind die umliegenden Parks für die Öffentlichkeit zugänglich, sie ähneln den typischen Praktiken zur Darstellung des unternehmerischen Handelns und verdeutlichen die Trennung von Privatbereich und den Lebensbereichen, die der Repräsentation dienen. Die Stadt war, so zeigen die Fabriken der ehemaligen Schuhproduzenten, und ist Darstellungsraum für einige erfolgreiche Schuhunternehmer.

Bei Rudi Ment wie bei Lutz Verbindner ist das Zusammenkommen bei Speisen und Getränken zentraler Vergemeinschaftungsmodus. Während *Am Flussufer* die Kollektive der Betriebe und Nachbarschaften ihre Gemeinschaft in der Kneipe fortleben, erschafft Verbindner im *Irish Pub* einen Ort für soziale Gruppen, die hier zu einer Gemeinschaft werden können, dadurch, dass sie eine Tradition teilen, die nicht ihr eigene ist. Das Wirtshaus *Am Flussufer* muss durch den Verlust der Familienbande das Traditionslokal aufgeben.

Die Hauskultur, die Nomis mit der *Rand-Erneuerung* initiieren möchte, ist weniger lokal als konzeptionell begründet. Bei ihr wird die Begegnung, das Gespräch miteinander zur Gemeinschaftspraktik: immer in Auseinandersetzung mit Kunst oder mit gesellschaftspolitischen Themen. Das Haus Nr. 13 ist nicht nur für die Wohnbiografie der einzigen Hausnutzerin relevant. Ihn ihm wird das schwierige Unterfangen präsentiert, Impulse der systematischen Abkehr von Wachstumsperspektiven in einer schrumpfenden Stadt zu etablieren. Obwohl Franziska Nomis in der *Rand-Erneuerung* Perspektiven anbietet, die wie die Vision einer *urban gardening*-Stadt durchaus anschlussfähig an die prosperierende Ernährungswirtschaft wäre, scheitert sie an der institutionell wie an der öffentlich notwendigen Unterstützung. Ihr fehlt die Unabhängigkeit, die sich der Kneipier Verbindner ganz bewusst erschaffen hat. Beeindruckter zeigen sich die Verantwortungsträger der Stadt von den Wachstumszahlen, die der Unternehmer des expandierenden Schlachthofes beim Netzwerktreffen der Ernährungswirtschaft vorführt. Das lokale Gespräch über alternative Zukunftsperspektiven zeitigt keine strukturbildenden Effekte, anders als es die Initiative zur stärkeren Wahrnehmung wirtschaftlicher Interessen des Netzwerkes Ernährungswirtschaft vermag.

#### 5.4. Anwesenheit – k/eine soziologische Schlüsselkategorie

Wo Anwesenheit zum Problem von Akteuren wird, stehen Interaktionen infrage oder diese können nicht mehr in gewünschtem Maße aufgebaut werden.

Anwesenheit ist keine soziologische Schlüsselkategorie. Sie ist aber Bedingung für grundlegende soziale Prozesse wie Interaktion und soziales Handeln, die an ein Gegenüber geknüpft sind, das diese Anwesenheit teilt, damit von Interaktion gesprochen werden kann.<sup>122</sup>

Anwesenheit ist zwingend notwendig für soziale Prozesse, zwar ortsunabhängig, aber ortsgebunden.<sup>123</sup> Sie wird situativ hergestellt. Anwesenheit findet überall statt, wo Menschen aufeinandertreffen. Sie ist selbstverständlich.

Im Sinne der andauernden Präsenz an einem Ort oder innerhalb eines Interaktionszusammenhangs ist *Anwesenheit im Sinne des Bleibens* heute zur Herausforderung geworden. Mobilitätsoptionen und -zwänge fordern die Leute auf, den Ort beständig zu wechseln. Immer wieder neuen Gelegenheiten Folge zu leisten, ist notwendiger und zugleich plausibler für das Zusammenleben geworden.<sup>124</sup> Man ist an einem Ort, um ihn wieder zu verlassen.

Im Gegensatz dazu verlangt das Bleiben in schrumpfenden Regionen und Städten Begründungen und wird selbst zu einer Entscheidung. Und zwar in zweierlei Hinsicht: 1. nicht wegzugehen und 2. dazubleiben. Durch die (auch intentional) hergestellten Bedingungen, dass das Bleiben als fortwährende Aktualisierung von Anwesenheit ermöglicht, ist Bleiben ein Prozess, Anwesenheit zu bestätigen und immer wieder zu erneuern. Bleiben wird bedingungs- und muss ständig aktualisiert werden. Mit dieser prozessualen Eigenschaft wird das Bleiben zur sozialen Praxis der Raumwerdung in schrumpfenden Städten.

---

<sup>122</sup> Bei Anselm Strauss ist der *Körper* notwendige Bedingung für Handeln und Interaktion. (vgl. Strauss 2010: 108 ff.) Und Luhmann betont „Anwesenheit“ als „das Konstitutions- und Grenzbildungsprinzip von Interaktionen. Mit Anwesenheit ist gemeint, daß ein Beisammensein von Personen (i.S. sozial identifizierter Erwartungskollagen) die Selektionen der Wahrnehmungen steuert und Aussichten auf soziale Relevanz markiert.“ (Luhmann 1991: 563 f.).

<sup>123</sup> Bei Luhmann „Alle sozialen Formen werden okkasionell gebunden, bleiben an konkrete Lokalisierungen gebunden und müssen präsent sein, um wirken zu können“ (1991: 567). Und Schütz/Luckmann (1986) betonen „unmittelbar wechselseitiges Handeln (...) als Grundform allen sozialen Handelns“ (1986: 104). Unmittelbarkeit entsteht nur dort, wo „ich auf Menschen zu handeln kann, die ich unmittelbar erfahre, die in meiner Reichweite sind.“ (ebd: 100).

<sup>124</sup> Der Dramaturg René Pollesch beobachtet, dass Verbindlichkeit keine „Kategorie“ mehr ist: „Wenn ich früher einer Essenseinladung zugesagt habe, bin ich auch hingegangen. Wenn ich heute eine Stunde vorher einen geschäftlichen Anruf bekomme, melde ich mich bei den Gastgebern und sage: »Ihr seid mir sehr wichtig, aber ich muss leider woanders hin.« Und die Katastrophe ist, dass die mich auch noch verstehen. Warum sind sie nicht gekränkt? Weil Verbindlichkeit keine Kategorie mehr ist.“ (Süddeutsche Zeitung Magazin, Heft 17/2012).

In schrumpfenden Städten führen die Problematisierungen fehlender Bindungen zu prekärer Anwesenheit. Anwesenheit wird zur exklusiven Beziehungen und ist wie in der Liebe oder in kriminellen Gruppen von der Freiheit bedroht, sich um zu entscheiden und andernorts Beziehungen einzugehen.<sup>125</sup> Trotz der unkontrollierbaren Vielfalt von Anschlüssen, wie sie etwa in der Partnerschaft möglich sind, werden ausschließliche Bindungen durch Loyalität und Vertrauen in Loyalität (hinreichend) abgesichert (vgl. Luhmann 1991: 569 f.). Die Aufrechterhaltung einer Bindung wird durch andauernde Bestätigung der Beziehungspartner als anwesend geleistet und ist strukturell von Freiheit bedroht. Der Prozess des Bleibens ist qualitativ nur durch Vertrauen in Loyalität herzustellen und muss wechselseitig vollzogen werden.

Loyalität funktioniert dann als Exit-Barriere, wenn, wie Albert O. Hirschman in vom Niedergang betroffenen Organisationen untersuchte, einflussreiche Mitglieder mit begründeter Erwartung glauben, dass Verbesserungen und Reformen „von innen („from within“)" (Hirschman 1970: 79) erreicht werden können. Als Prozess verstanden, betont Loyalität das Bleiben trotz verschlechterter Performanz - sie ist das Ringen um die Verbesserung des Zustandes.

Der Unternehmer Hartmut Stachel beginnt zu einem Zeitpunkt, eine verfallene Fabrik zu sanieren und ein Stadt-Marketing Verein zu gründen, als in Provinzstadt die Industrie bereits brachliegt und nach der Auflösung des Alliiertenstandortes 5000 amerikanische Soldaten und deren Familien die Stadt verlassen.

Im Kontrast zur mobilen Gesellschaft, die das kontingente Feld verfügbarer Anschlüsse ins Unendliche transformiert, war Sesshaftigkeit mit andauernden eher geschlossenen (dörflichen) Gemeinschaften verbunden, in denen Traditionen und Routinen das soziale Handeln strukturieren und als vormodern in der Entwicklungsdynamik von Gesellschaften galt (z.B. Bahrdt 1962; Park 1915 gegenteilig; z.B. Beetz/Brauer/ Neu 2005).

Die Wahl des Wohnortes ist zunächst eine individuelle Entscheidung und noch kein Interaktionsproblem. Dies wird es, wenn die Anwesenheit von Akteuren an bestimmten Orten anschlusslos erscheint; Orte nicht in Räume transformiert werden können, weil der „dumpfe Druck, irgendetwas tun zu müssen, aber nicht zu wissen was“ (Luhmann 1991: 571) die Fort-

---

<sup>125</sup> „Insbesondere bei „heiklen“ Anfängen – bei Liebesbeziehungen; bei deviantem oder gar kriminellem Verhalten; in Fällen, wo Vertrauen gewährt werden muß, ergibt sich daraus das Problem des Aufbaus von Bindungen: wer bindet sich zuerst und gibt dadurch dem anderen die Freiheit, sich darauf einzulassen oder nicht, und damit die Freiheit, das System zu konditionieren?“ (Luhmann 1991: 569).

setzung von Interaktionen ausbremst; oder die Bedingungen unter denen gehandelt werden kann, unklar oder erwünschte Interaktionsteilnehmer schlicht nicht in Reichweite sind. Diesen Handlungsbias erlebten Akteure in Wildberg und Provinzstadt zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten: auf dem Höhepunkt des Rückzugs der Industrie, die in der Stadt zahlreiche leere Fabrikgebäude hinterließ.

Und im Chaos der 1990er Jahre, nachdem in Wildberg das Kombinat mit 5600 Beschäftigten (1989) in eine GmbH überführt und im März 1992 durch die Treuhandgesellschaft stillgelegt wurde, überforderte das Nebeneinander von Abbruch und Anfang Handlungen.

Der Protagonist Lutz Verbindner aus Wildberg führt heute eine Kneipe im historischen Geleitshaus und resümiert: „*Irgendwie muss man ja anfangen, oder eben nicht*“.

Die Ordnung des Strukturwandels in Provinzstadt führte zu der Wahrnehmung, dass hier wohl gar nichts mehr getan werden wird; nur noch das Licht ist auszumachen.

Im Chaos des ostdeutschen Strukturumbruchs hingegen erscheint die Situation stärker als Überforderung von Anschlussoptionen. Die Generalisierung der Handlungsintentionen erzeugt zwar Potenzialitäten, aber diese unstrukturierte Vielfalt kann ebenso zum Handlungsverlust führen, wenn Anschlüsse als beliebig wahrgenommen werden.

Ob Dunkelheit des Strukturwandels oder im Chaos des Umbruchs - Anwesenheit wird bedingungs- und unbedingungslos. Endlose Chancen oder chancenloses Ende sind zwei Extreme eines Kontinuums von Überforderung, die darauf hinauslaufen, im Alltag *Anfänge* zu (er)finden, da die geltenden Orientierungen so oder so irrelevant geworden sind. Oder in Anlehnung an Alfred Schütz und Thomas Luckmann formuliert: Die Lebenswelt ist nicht mehr der „unbefragte Boden der natürlichen Weltanschauung“. „Der Horizont“ der alltäglichen Handlungen der Akteure verliert seine „grundsätzliche (...) Bestimmtheit und Auslegungsfähigkeit“ (Schütz/Luckmann 1979: 25/31).

## 6. Methodologischer Anhang

Die methodologischen Fragen, die am Anfang wie im Laufe des Forschungsprozesses aufkommen sind, werden nun rekapituliert und sollen meine Auseinandersetzungen (vgl. 2.3.1 und 2.4.1) mit dem methodischen Vorgehen der *Grounded Theory* ergänzen.

### 6.1. Das Finden einer Theorie oder: Wenn der Fall eine Stadt ist

Im Untertitel eine Ethnografie anzukündigen, war keine einfache Entscheidung. Zu stark waren meine Befürchtungen, etablierten Studien und methodischen Verfahren nicht gerecht zu werden. Weder konnte ich mich monatelang in den Untersuchungsstädten – Provinzstadt und Wildberg - aufhalten, noch bin ich in schwerer zu erreichende Milieus vorgedrungen, die es nahegelegt hätten, hier von einer umfassenden und dezidierten Fallstudie zu sprechen. Die hier vorgelegte Studie ist eine ethnografische Stadterkundung, die ich im Forschungsprojekt *„Social Capital“ im Umbruch europäischer Gesellschaften* begann, das zwischen 2007 und 2010 hauptsächlich im brandenburgischen Wittenberge angesiedelt war und mich nach Provinzstadt brachte (vgl. Bude et al. 2012; Willisch 2012). Statt den Kontrast zu Wittenberge zu entwickeln, suchte ich diejenige ostdeutsche Stadt aus, die eben jenes Strukturmerkmal der niedergegangenen Schuhindustrie teilte: Wildberg.

Zunächst aber war ich involviert in Provinzstadt und meine Aufgabe bestand darin, eine öffentliche Veranstaltung mit Akteuren aus Provinzstadt und Wittenberge<sup>126</sup> zu initiieren und zu organisieren.

Zwischen April 2009 und April 2010 durchlief ich verschiedene Stationen bis zur Umsetzung der Veranstaltung: a) Recherche und Kontaktaufnahme zu verschiedenen Akteursgruppen, b) Überzeugungsarbeit und Suche nach Kooperationen für die Umsetzung des Dialoges; c) inhaltliche Gestaltungsherausforderungen, die teilweise im Verlauf des Projektes erst sichtbar wurden, wie etwa die Publikation des *ZEIT-Magazin* zu Wittenberge vom 4. März 2010, die in der Wittenberger Stadtgesellschaft Entrüstung hervorrief, weil man sich medial vorgeführt fühlte und fast die Aufkündigung der Kooperation für den Dialog nach sich zog. Auch in

---

<sup>126</sup> Wittenberge war die Untersuchungsstadt, in der von 2007-2010 Sozialwissenschaftler unter der Leitung von Heinz Bude „Über Leben im Umbruch“ forschten (s. z.B. Was läuft in Wittenberge, Zeit-Magazin vom 4.3.2010). Provinzstadt wurde auf Grund einer Presserecherche als westdeutsches Umbruchpendant ausgewählt. Ziel der Dialogveranstaltung sollte eine öffentliche Aufmerksamkeit für Umbruchsthemen (grob: Schrumpfung, Alterung, Arbeitslosigkeit) in beiden Teilen Deutschlands sein.

der Provinzstadter Dialogbereitschaft kriselte es. Während die Forschergruppe noch viel Unterstützung bei einer Präsentation im November 2009 in Provinzstadt erfuhr, sprang wenige Wochen vor dem Dialog-Treffen in Wittenberge über die Hälfte der Reisegruppe ab und nur sechs statt der angekündigten zwanzig Leute aus Provinzstadt nahmen den langen Weg aus der Südwestpfalz ins brandenburgische Wittenberge auf sich.

Die Erfahrungen und Eindrücke, die ich in Auseinandersetzung mit den Akteuren aus Wittenberge und Provinzstadt im Rahmen dieses Projektes gesammelt habe, waren der Anlass, ein vergleichendes Untersuchungsvorhaben zu einer ost- und einer westdeutschen ehemals industriell-geprägten Mittelstadt durchzuführen und ihren Umgang mit Umbruchserfahrungen zu untersuchen. Der Arbeit im Forschungsprojekt entspringen nicht nur die Idee und einige Teile des Materials für die vergleichende Studie, vielmehr habe ich durch die Erfahrung des „Städtedialogs“ die unmittelbare Differenz von Akteursstrategien „am eigenen Leibe gespürt“ und daraus ein empirisches Phänomen abgeleitet<sup>127</sup>, das ich untersuchen wollte: der unterschiedliche Umgang mit der Umbruchserfahrung ehemaliger Industriestädte in Ost- und Westdeutschland.

Die Untersuchungsform als Ethnografie zu bezeichnen, liegt aber deshalb nahe, weil die Methode, mit der ich mich durch die Städte bewegt habe, eine suchende, explorative war. Ähnlich dem Modus des ortsfremden Reporters schöpfte ich aus dem alltagsweltlichen Erfahrungsraum, in dem ich Orte und Leute aufsuchte, die mir (Stadt-)Geschichten erzählten bzw. bei denen ich solche vermutete. Diese Geschichten zusammengetan, so war meine Annahme, ergeben einen Korpus aus dem soziologische Erkenntnisse generiert werden können. In ihrer Auswertung und Analyse war ich im Nu bei der *Grounded Theory* angelangt.

Erst durch die methodische Schule *am Fall* sowie in den Forschungswerkstätten bei Bruno Hildenbrand, wurde mir bewusst, was ich mir aufgeladen hatte.

Zunächst entdeckte ich methodische Anleitungen, die mich nicht weiterzubringen schienen. Ich studierte Anselm Strauss, Aaron Cicourel und Clifford Geertz. Erst durch die Lektüre eines Aufsatzes von Anne Honer über „Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung“ (1993) gewann ich den Mut, hier doch noch Transparenz herstellen bzw. Schranken der Intransparenz aufzufindig machen zu können.

---

<sup>127</sup> Vgl. Strauss zu induktiven „Verdachtsmomenten“ 1994: 38 f. und Lindner 2007: 320 in Bezug auf Loïc Wacziarg „leibliche Soziologie“.

An diesem Punkt müssen Entscheidungen darüber getroffen werden, welches Material in die Interpretation einfließen sollen, ob es sich hierbei um „einseitige“ Daten handelt und wie die Datengenerierung verändert bzw. erweitert werden kann („natural history“, Hildenbrand: 2007). Andersherum bin ich es angegangen, ich habe versucht zu verstehen, wonach ich intuitiv ausgewählt habe. Für einen Forschungsprozess ist das sicherlich nicht ungewöhnlich, diese Gangart aber auszustellen und zu thematisieren, birgt das Problem des scheinbar „fehlenden Forschungsinteresses“ oder Was ist die Forschungsfrage?

Das diffuse Gefühl, an etwas dran zu sein, das ich nicht näher erläutern konnte, dominierte eigentlich den ganzen Forschungsprozess. *Das Suchen* wurde zum Problem. Gefunden hatte ich Unmengen an Daten.

Schlussendlich habe ich eine Studie geschrieben, die mich an jene Orte einer Stadt zurückführte, die für die soziologisch-ethnografische Stadtforschung zentral sind: Die Kneipen. Kneipen sind Räume in der Stadt, in denen das Informelle gilt und Formalitäten eher draußen gehalten werden. Gleichzeitig kann man hier die Formen der informellen Gemeinschaften beobachten und die Regeln des lokalen Diskurses kennen lernen und erproben.

Mein Zugang ins Feld ist durch informelle Gespräche wie durch formelle Interviews strukturiert. Ersteres ist mir insgesamt lieber. Ich nutze lieber Gelegenheiten zum Gespräch, bleibe sitzen und höre zu, wenn die Leute inmitten ihrer Lebenswelt über diese berichten (siehe Honer 1993).

Hierin sehe ich mindestens eine ebenso plausible Forschungsstrategie wie in der konzeptionell-orientierten Sozialforschung. Interviews sind zwar regulierte und legitimierte Formen wissenschaftlicher Forschungsprozeduren, und gegenüber Systemfremden ist die Anfrage zum Interview ein klar strukturiertes Mittel und erkennbares Signal, dass man um Zugang zu Informationen und Erfahrungen des Angefragten bittet und dieser die Gelegenheit der Auswahl von Inhalten bekommt. In informeller Gesprächsatmosphäre betonten manche Protagonisten des Feldes, dass die Inhalte der Unterhaltung nichts mit der Forschung zu tun haben und sozusagen außerhalb des Protokolls laufen.

Dass solche Situationen der Grenzziehungen gleichermaßen Eingang in die Feldprotokolle erhalten, aber bei Verwendung durch Anonymisierung vor Wiedererkennbarkeit geschützt sind, trägt als Erklärung zwar viel zur Transparenz gegenüber den „Erforschten“ bei, lässt aber auch keine zwanglosen Gespräche mehr zu, wenn die Gesprächspartner alles Gesagte und Getane unter Verdacht der Beobachtung stellen (müssen). Der eine geht entspannter



damit um, die andere restriktiver, wieder andere experimentieren mit der Beobachtungssituation. Letztere sind häufig im Milieu der Repräsentanten anzutreffen, z.B. lokalpolitische Akteure, aber auch Unternehmer sind geschickte Simulanten von Intimität. „*Ich sag das jetzt nur Ihnen*“ oder: „*Ich sag Ihnen jetzt mal, was ich eigentlich denke*“, sind Sätze, um Exklusivität von Gesprächsinhalten herzustellen, denen ich wiederholt begegnet bin. Rhetorisches Geschick ist oft erst retrospektiv zu entlarven, wenn die Erzählsequenzen auf dem Bildschirm ihre Situationsgebundenheit einbüßen, in der die Interviewerin sich geschmeichelt fühlte. Das protokolliert Gesagte kann nun unter Berücksichtigung der Grenzziehungen als Narrativ rekonstruiert werden, dass die Sprechenden als Sagbares vom Unsagbaren abgrenzen oder eben über jene Abgrenzung verhandeln.

Methodologisch bedeutet die Entscheidung für empirisch geleitete Theoriebildung<sup>128</sup> heute kaum noch Rechtfertigung.<sup>129</sup> Wie aber entsteht aus empirischen Daten eine Theorie? Wie vermeide ich interpretativen Pragmatismus, deduktive Kurzschlüsse (Strauss 1994: 40) und induktive Verheißungen?

Das Vorgehen ist aufwendig und im Idealfall beginnt man mit einer kleinen Datenmenge. Der analytisch-interpretative Prozess ist „kein durchweg logischer, denn er kommt nicht ohne das kreative Zutun der Forschenden aus: Wir ‚machen‘ Sinn aus den Daten, sie sprechen nicht zu uns“ (Strübing 2006:150). Das Unterfangen ist also höchst herausfordernd. Einige nennen es „Kunstlehre“ (z.B. Hildenbrand 2005: 14) andere „chance occurrence“ (Whyte 1943/93: 280), Zufälligkeit. Jedenfalls sind hier Momente im Forschungsprozess benannt, die die zentralen Ideen auslösen und sich doch einer formalen Beschreibung oder methodischen Anleitung entziehen zu scheinen. Die Spannung, die entsteht, pendelt zwischen Neugier und Anstrengung, derer es bedarf, um theoriebildende Ergebnisse zu erzielen, hin und her. Der Ethnograf William Foot Whyte formuliert die Herausforderungen des Analyseprozesses so: „Since so much of this process of analysis proceeds on the unconscious level, I am sure that we can never present a full account of it“ (ebd.).

Um diesen unbewussten Ebenen nachzugehen, schlägt Michael Agar (2008) vor, den eigenen kulturellen und persönlichen „Rucksack“ auszupacken, damit die Dateninterpretation nicht

---

<sup>128</sup> Über die angemessene Übersetzung und Interpretation des Terminus „Grounded Theory“ herrscht Uneinigkeit (vgl. Hildenbrand 1994, 2005a, 2005b).

<sup>129</sup> Bei Hildenbrand: „(...) ohne den vor allem in der europäischen Tradition unverzichtbaren Begründungsballast“ (...), der „viel von Begründung und wenig von Praxis hält.“ (2005a: 157).

unnötig durch unbewusste Vorlieben und Abneigungen des Forschers beeinflusst sind. Welchen unergründeten Beeinflussungen ich unterlag, kann ich nur protokollartig wiedergeben: Ich suchte in erster Linie die bekannten Orte auf, schlief in der gleichen Ferienwohnung (wobei der Kontakt zu den Vermietern dieses Mal viel distanzierter war), kaufte beim selben Bäcker die Brötchen, trank am Schlossplatz einen Kaffee, an dem ich das erste Gespräch mit dem Fotografen Bert Speißy geführt habe. Ich griff auf Routinen zurück, von denen ich nicht wusste, dass sie welche waren. Sicherlich, ich wollte Bekannte wiedertreffen, aber ich hatte eine lange Liste mit Orten und Kontakten, die ich noch nicht aufgesucht hatte und zu meinem eigenen Erstaunen gar nicht adressierte. Mit welchen Menschen habe ich erneut gesprochen oder sie gezielt aufgesucht? Welche Interaktionsgeschehnisse habe ich beobachtet und welche dokumentiert? Wohin richtet sich mein Blick? „All is data“ – aber nicht jedes Datum wird von mir aufgenommen, wie gestaltet sich Selektivität im Feld? Wie leite ich die Fallstruktur schlüssig her?

Der Leser und die Leserin werden sich ein Bild gemacht haben, ob ich die Bedenken überwinden konnte, und können entscheiden, ob mir in dieser Forschungsstudie das Experiment gelungen ist, *erzählend* die „Ordnungsstrukturen“ der Fälle Provinzstadt und Wildberg zur Sprache zu bringen, „und zwar in der Sprache“ der Fälle (Berger et al. 2002: 185).

## 7. Literatur

- Agrar, Michael H. (2008): *The Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography*. Emerald Group Publishing Limited, WA, UK.
- Arendt, Hannah (1981) *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Piper & Co Verlag, München und Zürich.
- Bach, Gerhard (2009): *ZeitSprünge*. Sutton, Erfurt.
- Bauman, Zygmunt (2002): *Der Pilger und seine Nachfolger*. In: Merz-Benz, Peter-Ulrich/ Wagner, Gerhard (Hrsg.): *Der Fremde als sozialer Typus*. UVK Konstanz.
- Baumgart, Sabine/Flacke, Johannes/Grüger, Christine/Lütke, Petra/Rüdiger, Andrea (Hrsg.) (2004): *Klein- und Mittelstädte - Verkleinerte Blaupausen der Großstadt? Dokumentation des Expertenkolloquiums am 29. April 2004 an der Universität Dortmund*. sr papers Nr. 1, [www.raumplanung.uni-dortmund.de/.../64\\_SRPapers%20Nr.1.pdf](http://www.raumplanung.uni-dortmund.de/.../64_SRPapers%20Nr.1.pdf), Zugriff am 13.10.2010
- Beetz, Stephan (2004): *Dörfer in Bewegung. Ein Jahrhundert sozialer Wandel und räumliche Bewegung in einer ostdeutschen ländlichen Region*. Krämer Verlag, Hamburg.
- Beetz, Stephan/Brauer, Kai/Neu, Claudia (2005): *Zum Handwörterbuch der ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. In: Dies. (Hrsg.): *Handwörterbuch der ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. VS Verlag Wiesbaden, S. VII-IX.
- Bender, Rainer Joha (1979): *Wasgau/Pfalz. Untersuchungen zum wirtschaftlichen und sozialen Wandel eines verkehrsfernen Raumes monoindustrieller Prägung*. Geograph. Institut Universität Mannheim.
- Benjamin, Walter (1984): *Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920-1940*. Reclam, Leipzig.
- Berger, Christa/ Hildenbrand, Bruno/ Somm, Irene (2002): *Die Stadt der Zukunft. Leben im prekären Wohnquartier*. Leske + Budrich, Opladen.
- Berger, Peter A./Hock, Klaus/Klie, Thomas (2013): *Religionshybride – Zur Einführung*. In: Dies. (Hrsg.): *Religionshybride. Religionen in posttraditionalen Kontexten*. VS Verlag Wiesbaden, S. 7-47.
- Brandstetter, Benno/Lang, Thilo/Pfeiffer, Anne (2005): *Umgang mit der schrumpfenden Stadt – ein Debattenüberblick*. Berliner Debatte Initial, S. 55-68.
- Brauer, Kai (2005): *Community Studies & Gemeindesoziologie*. In: Beetz, Stephan/ Brauer, Kai/ Neu, Claudia (Hrsg.): *Handwörterbuch der ländlichen Gesellschaft in Deutschland*. VS Verlag Wiesbaden, S. 32-39.
- Brühl, Fritz (1971): *Eine kleine Stadt wird geröntgt*. DIE ZEIT, 16.4.1971 Nr. 16. <http://www.zeit.de/1971/16/eine-kleine-stadt-wird-geroentgt/komplettansicht>; letzter Zugriff: 25.6.2015
- Bude, Heinz/Medicus, Thomas/Willisch, Andreas (2011): *Überleben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft*. Hamburger Edition, Hamburg.

- Bude, Heinz/Engler, Wolfgang (2011): Wer spricht? Vergebliche Avantgarden und trotzige Größen. In: Heinz Bude, Thomas Medicus und Andreas Willisch (Hrsg.): Überleben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft. Hamburger Edition, Hamburg, S. 122-139.
- Bürkle, Stefanie (2003): Eiscafé Venezia. Vice Versa Verlag Berlin.
- Dürschmidt, Jörg (2005): Über die Krise der städtischen Öffentlichkeit. In: Oswalt, Philipp (Hrsg.): Schrumpfende Städte, Bd. 2 Handlungskonzepte. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit, S. 676-682.
- Dürschmidt, Jörg (2012): Die Rolltreppe „nach oben“. In: Andreas Willisch (Hrsg.) Wittenberge ist überall – Überleben in schrumpfenden Regionen. Christoph Links Verlag, Berlin, S. 255-270.
- Dwelling, Michael/Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Springer VS Verlag, Wiesbaden
- Eckert, Anna (2012): Die Verletzlichkeit peripherer Kleinstädte. In: Willisch, Andreas (Hg.): Wittenberge ist überall – Überleben in schrumpfenden Regionen. Ch. Links Verlag, Berlin, S. 271-283.
- Engler, Wolfgang (2000): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Aufbau Verlag, Berlin.
- Friebe, Robert-Christian (2009): WildberJungsttagebuch. In: Rand-Erneuerung 8; Jahresheft 2009. Wildberg, S. 27-30.
- Friedrichs, Jürgen/Kecskes, Robert/Wolf, Christof (2002): Struktur und sozialer Wandel einer Mittelstadt. Euskirchen 1952-2002. Leske + Budrich, Opaten.
- Gabler, Julia (2009): Stadt am (anderen) Ende der Republik. Unveröffentlichtes Dossier im Rahmen des Forschungsprojektes „Social Capital im Umbruch europäischer Gesellschaften“ 2007-2011.
- Gabler, Julia (2012): Überlebensgelassenheit einer Kümmerergesellschaft. In: Willisch, Andreas (Hg.): Wittenberge ist überall – Überleben in schrumpfenden Regionen. Ch. Links Verlag, Berlin, S. 195-213.
- Gabler, Julia/Willisch, Andreas (2013): Vita creativa oder vom Landleben als Quelle neuer Bürgerlichkeit. In: Berger, Peter u.a. (Hrsg.): Religionshybride- Religionsproduktivität posttraditionaler Gemeinschaften? VS Verlag, Wiesbaden, S. 151-165.
- Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibungen: Beiträge zum verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Haese, Inga (2012): Eine Stadt und ihre Mythen. In: Andreas Willisch (Hrsg.) Wittenberge ist überall – Überleben in schrumpfenden Regionen. Christoph Links Verlag, Berlin, S. 215-235.
- Hannemann, Christine/Kabisch, Sigrun/Weiske, Christine (2002): Zur Erforschung der Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands. Eine Einführung in die Thematik. In: Dies. (Hrsg.): Neue Länder - Neue Sitten? Transformationsprozesse in Städten und Regionen Ostdeutschlands. Schelzky & Jeep Berlin, S. 7-10.

- Harth, Annette/Herlyn, Ulfert/Scheller, Gitta (2012): Stadt als lokaler Lebenszusammenhang: Gemeindestudien als Ansatz der Stadtsoziologie. VS Springer Verlag, Wiesbaden.
- Heinemann, Michael (2012): Wendewirtschaft und Wirtschaftswende. In: Stadt Wildberg (Hrsg.): Wildberg – Geschichte der Stadt. Verlag János Stekovics, S. 457-466.
- Hildenbrand, Bruno (2010): Geleitwort zur 3. Auflage von Barney G. Glaser & Anselm L. Strauss, Grounded Theory – Strategien qualitativer Forschung. Bern: Verlag Hans Huber 2010, S. 7-13.
- Hildenbrand, Bruno (2007): Mediating Structure and Interaction. In: Bryant, Antony, & Charmaz, Kathy (Hrsg.): The SAGE Handbook of Grounded Theory: SAGE Publications, Los Angeles u. a., S. 548-564.
- Hildenbrand, Bruno (2005a): Rezension: Jörg Strübing: Grounded Theory – Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden 2004, In: Sozialer Sinn 1/2005, S. 155-157.
- Hildenbrand, Bruno (2005b): Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis. VS Verlag, Wiesbaden.
- Hildenbrand, Bruno/Bohler, Karl Friedrich (2003): Die Perspektive einer interpretativen Sozialforschung für die Analyse gesellschaftlicher Umbrüche. In: Bruno Hildenbrand (Hrsg.): Akteurs- und subjektbezogenen Erhebungs- und Analyseverfahren. SFB 580 Mitteilungen, Heft 6, S. 21-32.
- Hildenbrand, Bruno (1994): Vorwort. Anselm L. Strauss: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung, UTB, W. Fink Verlag, München, S. 11-17.
- Hirschman, Albert O. (1970): Exit, Voice and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations and States. Harvard University Press, Cambridge, Massachusetts and London, England.
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne/Pfadenhauer, Michaela (2008): Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellschaftsgebilde? In: Dies. (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen. VS Verlag, Wiesbaden, S. 9-34.
- Honer, Anne (1993): Das Perspektivenproblem in den Sozialwissenschaften. In: Thomas Jung/ Stefan Müller-Doohm (Hrsg.): "Wirklichkeit" im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt a.M., S. 241-257.
- Hoffmann, Nicole/Lompscher, Katrin (1998): Milieus, Netzwerke, Verflechtungen. Ansatzpunkte für die Untersuchung regionalwirtschaftlicher Umbruchprozesse in Deutschlands Osten? Ideenskizze zu einem Forschungsdesign. In: Ulf Matthiesen (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Ed. Sigma, Berlin, S. 247-264.
- Hofmann, Michael/Rink, Dieter (1998): Milieu als Form sozialer Kohäsion. Zur Theorie und Operationalisierung eines Milieukonzeptes. In: Matthiesen.; S. 279-288
- Huke, Sarah (2014): Portrait - Das Gloria in Wildberg. moderneRegional, Onlinemagazin für Kulturlandschaften der Nachkriegsmoderne. Heft 14/1

- Kasetein, Mara/Petermann, Fanny (2009): Paradigmatische Orte einer Mittelstadt. In: Brigitta Schmidt-Lauber und Astrid Baerwolf (Hrsg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Schmerse Media, Göttingen, S. 75-92.
- Kröhnert, Steffen/Medicus, Franziska/Klingholz, Reiner (2006): Die demografische Nation - wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen? dtv, München.
- Lange, Bastian/Matthiesen, Ulf (2005): Raumpioniere In: Philipp Oswalt(Hrsg.): Schrumpfende Städte, Band 2 – Handlungskonzepte. I.A. der Kulturstiftung des Bundes, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit.
- Land, Rainer (2003): Ostdeutschland – doppelter Umbruch. i.A. des SOZI Göttingen für Forschungsverbund „Berichterstattung zur sozio-ökonomischen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland: Arbeit und Lebensweisen“ (kurz SOEB); abrufbar hier: <http://www.soeb.de/veroeffentlichungen/literatur/> Zugriff am: 06.01.2015
- Lang, Thilo (2008): Institutional perspectives of local development in Germany and England – a comparative study about regeneration in old industrial towns experiencing decline. Dissertation, Universität Potsdam.
- Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Transcript Verlag, Bielefeld
- Liebert, Tobias (2011): Via Regia in der Region Wildberg. Unter: [www.via-regia.org/bibliothek/pdf/Liebert.ueberarbeitet.pdf](http://www.via-regia.org/bibliothek/pdf/Liebert.ueberarbeitet.pdf). Letzter Zugriff: 1.10.2015
- Lindner, Rolf (2007): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Campus Verlag, Frankfurt a.M.
- Lindner, Rolf (2010): „Mass und Mitte – Middletown Revisited. In: Schmidt, Lauber, Brigitte (Hrsg.): Mittelstadt – Urbanes Leben jenseits der Metropole. Campus, Frankfurt a.M.
- Luckmann, Benita (1970): Politik in einer deutschen Kleinstadt. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.
- Lühr, Merve/Schaper, Manuel (2009): Göttinger Plakatierkultur. Zur Aneignung urbanen Raums in einer Mittelstadt. In: Brigitta Schmidt-Lauber und Astrid Baerwolf (Hrsg.), Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Schmerse Media, Göttingen, S. 165-184.
- Luhmann, Niklas (1997): Autopoiesis. In: Claudio Baraldi, Giancarlo Corsi und Elena Esposito (Hrsg.): GLU – Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M., S. 29-33.
- Luhmann, Niklas (1991): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Suhrkamp Verlag Frankfurt a.M.
- Lynd, Robert S./Lynd, Helen Merrell (1959): Middletown: A Study in Modern American Culture. Mariner Books, New York (first edition 1929)
- Marth, Julia (2013): Kapitel 3 - Quantitative Analysen der Befragungsdaten zu sozialräumlichen Vergleichen. In: Andreas Grau und Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.): Menschenfeindlichkeit in Städten und Regionen. Beltz Juventa, Weinheim und Basel, S. 58-93.

- Matthiesen, Ulf (1992): Weltbilder im Strukturwandel: Deutungsmusteranalysen in der Dortmunder Region (1985-1992); Materialband, Inst. für Empirische Kulturosoziologie, Dortmund.
- Matthiesen, Ulf (1998): Milieus in Transformationen. Positionen und Anschlüsse. In: Ulf Matthiesen (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung in der Stadt- und Raumplanung. Ed. Sigma, Berlin, S. 17-79.
- Matthiesen, Ulf (2014): Zur Bedeutung des Informellen in der Stadtentwicklung. Ein Gespräch mit Ulf Matthiesen, Philipp Misselwitz, Robert Kaltenbrunner, Stephan Willinger. In: Informationen zur Raumentwicklung. Heft 2/2014, S. 85-94.
- Mayntz, Renate (1958): Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Enke, Stuttgart.
- Muraca, Barbara (2014): Gut leben. Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums. Wagenbach, Berlin.
- Najasek, Kathrin (o.J.): Eine Arbeitslose Subkultur – „Sozialschmarotzer“ oder ein „normales Leben“? Unveröffentlichte Bachelorarbeit, o.O.
- Nalazek, Sarah/Stöckmann, Brita (2009): Gehen oder Bleiben? Zur Transitorik der Mittelstadt Göttingen. In: Brigitta Schmidt-Lauber und Astrid Baerwolf (Hrsg.), Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Schmerse Media, Göttingen, S. 131-144.
- Nassehi, Armin (2002): Dichte Räume. Städte als Synchronisierungs- und Inklusionsmaschinen. In: Martina Löw (Hrsg.): Differenzierungen des Städtischen. Leske + Budrich, Opladen, S. 211-232.
- Oswalt, Philipp (Hrsg.) (2005a): Schrumpfende Städte, Band 1 – Internationale Untersuchungen. I.A. der Kulturstiftung des Bundes, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit.
- Oswalt, Philipp (Hrsg.) (2005b): Schrumpfende Städte, Band 2 – Handlungskonzepte. I.A. der Kulturstiftung des Bundes, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit.
- Park, Robert E. (1915): The City: Suggestions for the investigation of human behavior in the city environment. The american journal of sociology. Vol. 20. No. 5, The University of Chicago Press, pp. 577 – 612.
- Pfeifer, Anne/Lang, Thilo/Brandstetter, Benno/Tenz, Eric (2004): Städte im Umbruch. In: Städte im Umbruch. Online Magazin für Stadtentwicklung, Stadtschrumpfung, Stadtumbau und Regenerierung. Ausgabe 1/2004. <http://www.schrumpfende-stadt.de>
- Provinzstadt Marketing e.V. (1996): Stadtleitbild 2010. Provinzstadt.
- Reckwitz, Andreas (2008): Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie, transcript, Bielefeld.
- Reckwitz, Andreas (2009): Die Selbstkulturalisierung der Stadt. In: Mittelweg 36, 2/2009.
- Riemer, Jörg (2010): Wildberger Literaturtraditionen. In: Stadt Wildberg (Hrsg.): Wildberg - Geschichte der Stadt. Verlag János Stekovics, S. 353-368.

- Riesman, David (1961): Die Einsame Masse. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Schäfer, Helmuth (1995): Provinzstadt. Wartberg Verlag, Gudensberg-Gleichen.
- Schamp, Eike W. (2005): Decline of the district, renewal of firms: an evolutionary approach to footwear production (...), Germany. In: Environment and Planning A 2005, volume 37, pg. 617-634
- Schamp, Eike W. (2012): Constructing a global centre for competence in footwear technology from local knowledge in the district. In: Pere Suau-Sanchez et al. (Eds.): Knowledge, networks and work: Relational dynamics of Growth. Ashgate, Aldershot.
- Schimank, Uwe (2006): Rationalitätsfiktionen in der Entscheidungsgesellschaft. In: Dirk Tänzer/Hubert Knoblauch/ Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Zur Kritik der Wissensgesellschaft. UVK, Konstanz, S. 57-81.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2009): Fokus Mittelstadt, in: Brigitta Schmidt-Lauber und Astrid Baerwolf (Hrsg.), Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Schmerse Media, Göttingen, S. 9-32.
- Schreier, Wilfried (2002): Das deutsche Schuhgewerbe: Berufsstand, Zunftzeit, Handwerk, Schuhindustrie in Wildberg und Deutschland. Arps Verlag, Wildberg.
- Schreier, Wilfried/Ruppe, Rainer, Schmidt-Werneburg/Arps, Hartwig (2009): Die Wildberger Ingenieurschule: Ein Rückblick anlässlich des 60. Gründungstages. Arps Verlag, Wildberg.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1, Suhrkamp Verlag, Frankfurt.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (84): Strukturen der Lebenswelt. Band 2, Suhrkamp Verlag, Frankfurt.
- Schwarz, Christopher (2003): Stadtentwicklung – Avantgarde des Rückzugs, in Wirtschaftswoche vom 3.6.2003, <http://www.wiwo.de/unternehmen-maerkte/stadtentwicklung-avantgarde-des-rueckzugs/4783186.html> (letzter Zugriff: 27.9.2015)
- Seidl, Irmi/Zahrnt, Angelika (2010) (Hrsg.): Postwachstumsgesellschaften. Konzepte für die Zukunft. Metropolis Verlag, Marburg.
- Siebel, Walter (2004) (Hrsg.): Die europäische Stadt. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Simmel, Georg (1903/2006): Die Großstädte und das Geistesleben. Suhrkamp Frankfurt a. M.
- Straube, Manfred (2010): Das Zunft Handwerk in Wildberg von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: Stadt Wildberg (Hrsg.): Wildberg - Geschichte der Stadt. Verlag János Stekovics, a.a.O.
- Strauss, Anselm (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. UTB, W. Fink Verlag, München.
- Strauss, Anselm (1976): Images of the American City. Transaction Books, New Brunswick, New Jersey
- Strauss, Anselm (2010): Continual Permutations of Action. Transaction publishers, New Brunswick (USA) and London (UK).



- Strubelt, Wendelin et al. (1996): Städte und Regionen. Räumliche Folgen des Transformationsprozesses. Berichte der KSPW, Bd. 5. Leske + Budrich, Opladen.
- Strübing, Jörg (2006): Wider der Zwangsverheiratung von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. Eine Replik auf Bruno Hildenbrand. In: Sozialer Sinn 1/2006, 7. Jg., Lucius & Lucius, Stuttgart, S. 147-157.
- Tocqueville, Alexis de (1986): Über die Demokratie in Amerika. Reclam Verlag, Stuttgart.
- Vobruba, Georg (2009): Die Gesellschaft der Leute. Kritik und Gestaltung der sozialen Verhältnisse. VS Verlag, Wiesbaden.
- Vortmann, Heinz (1985): Beiträge zur Strukturforschung Heft 85: Geldeinkommen in der DDR von 1955 bis zu Beginn der achtziger Jahre. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW).
- Wassiltschenko, Judith (2009): Schnell und individuell. Mobilität als kulturelle Praxis in der Mittelstadt. In: Brigitta Schmidt-Lauber und Astrid Baerwolf (Hrsg.), Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Schmerse Media, Göttingen, S. 145-164.
- Weber, Max (1999): Die Stadt. In: Wilfried Nippel (Hrsg.): Gesamtausgabe. Band 22. Wirtschaft und Gesellschaft: die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte; Nachlaß Teilband 5.
- Whyte, William F. (1943/93): Street Corner Society: Die Sozialstruktur eines Italienviertels, de Gruyter, Berlin/ New York.
- Willisch, Andreas (2012) (Hrsg): Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen. Chr. Links Verlag, Berlin.
- Wirth, Louis (1938): Urbanism as a way of life. The American Journal of Sociology, Vol 44, No. 1. The University of Chicago Press, pp. 1-24.

## 7.1. Verzeichnis der Fotos und Abbildungen

Foto 1: Wohnhaus mit Plakette einer Friedhofsüberschrift in Wildberg .....	3
Foto 2: Am Bahnsteig: Blick auf die Industrieruine.....	51
Foto 3: Sanierter, aber verwaister Bahnhof von Wildberg mit stehengebliebener Uhr .....	52
Foto 4: Bahnhofsausgang mit Willkommensgruß.....	53
Foto 5: Hüte basteln im Irish Pub Battle Ground .....	80
Foto 6: Wohn- und Kunsthaus in der Nummer 13 .....	86
Foto 7: Protest gegen erhöhte Abwassergebühren vor dem Kulturhaus Wildberg .....	102
Foto 8: Stachels Schuhfabrik .....	119
Foto 9: Torausfahrt des Eingangsportals mit „Kunstbanane“ .....	120
Foto 10: Berliner Mauerreste im Innenhof .....	121
Foto 11: Im Innenhof - britische Telefonzelle und Stadtmaskottchen von Provinzstadt .....	122
Foto 12: Das Restaurant Giovanni in der frisch sanierten Schuhfabrik <i>Sonnenberger</i> .....	126
Foto 13: Fotos aus der Schuhindustrie im Restaurant der sanierten Fabrik Sonnenberger .	128
Foto 14: Eiscafé Venezia in der Fußgängerzone in Provinzstadt .....	135
Foto 15: Marktplatz in Wildberg mit Rathaus und Kirche an einem Dienstag .....	149
Foto 16: Exerzierplatz in Provinzstadt am Montagmorgen .....	150
Abbildung 1 Akteursspektrum in Provinzstadt .....	48
Abbildung 2: Akteursspektrum in Wildberg.....	59

## **Selbstständigkeitserklärung**

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst und keine anderen Hilfsmittel als die angegebenen verwendet habe. Insbesondere versichere ich, dass ich alle wörtlichen und sinngemäßen Übernahmen aus anderen Werken als solche kenntlich gemacht habe. Die Dissertation wurde in der vorliegenden oder einer ähnlichen Form noch bei keiner anderen in- oder ausländischen Hochschule anlässlich eines Promotionsgesuchs oder zu anderen Prüfungszwecken eingereicht.

Görlitz, den 9. März 2016

